

Paul Heyse

Romane und Novellen

Wohlfeile Ausgabe

---

Zweite Serie: Novellen

Fünfter Band



Stuttgart und Berlin 1905

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

# Paul Heyse

## Novellen



---

Fünfter Band

---

## Troubadour-Novellen

---

### Inhalt

Marion — Der lahme Engel — Die Nache der Bischöfin — Der verkaufte Gesang — Die Dichterin von Carcassonne — Ehre über alles — Der Mönch von Montaudon — Geoffroy und Garcinde



Stuttgart und Berlin 1905

J. C. Ulrich'sche Buchhandlung Nachfolger

19358

Alle Rechte vorbehalten

8.5.3

Nov. 5



## Marion

(1852)

**S**ur Zeit als der heilige Ludwig in Frankreich die Krone trug, war die gute alte Stadt Arras um sechshundert Jahre jünger als heutzutage. Daß sie aber tausendmal lustiger war, hatte sie außer ihrer Jugend vor allem der edeln Poetenzunft zu danken, die in ihr häuste und durch Lieder und Mirakelstücke und kurzweilige gereimte Romane den Ruhm ihrer Vaterstadt weit über das schöne Frankreich verbreitete.

Nun war es im frühen Frühling, daß in einem Gärthchen zu Arras hinter dem Haus eines dieser wackern Poeten ein junges Weib beschäftigt war, Neben an das Geländer zu binden. Sie war zierlich gewachsen, von jener feinen, behaglichen Fülle, die ein friedliches Gemüt anzugeben pflegt, und gar anmutig von Gesicht. Stille schwarze Augen ließ sie dann und wann über den Garten schweifen, als wüßten sie weder von Freud noch Leid. Aber ihre Hände feierten und träumten nicht. Nach der Sitte wohlhabender Bürgerinnen trug sie das blonde Haar mit mancherlei künstlichem Bänderschmuck geziert, den Rock aber aufgeschirzt, der Arbeit und wohl auch den hübschen kleinen Füßen zu Gefallen.

Wie nun das schöne Geschöpf in seiner gleichmütigen Tätigkeit schon tiefer in das Gärthchen vorgeschritten war, erschien in der Tür des Hauses, die nach dem Garten offen gestanden, ein Mann, der an Gestalt und Wesen einen auffallenden Gegensatz zu dem jungen Weibe mache. Er war von mittlerem Wuchs, lebhaftem Blick und unregelmäßigen Zügen. Sein schwarzes Mäntelchen verdeckte schlecht die linke hohe Schulter, und seine Beine waren in sehr ungleichem Stil gebaut. Aber die ganze zusammenhanglose Gestalt wurde durch Naschheit und Lebendig-

keit der Bewegung in Fluß gebracht, und um den Mund spielte ein Zug, der ihn im Spott gefährlich und in der Freundlichkeit hinreißend machen mußte.

Der Mann sah eine Weile der einsamen Gärtnerin zu und schien sich ihrer Schönheit zu erfreuen. Er wiegte unschlüssig den Kopf. Endlich drückte er den barettartigen Hut mit der grünen Hahnenfeder tiefer in die Stirn und schritt hastig der Schönen nach.

Das junge Weib sah sich um, ihre Wangen färbten sich leise und die Augen begannen zu schimmern. Sie ließ die Hände sinken und sah dem Kommenden stumm entgegen.

Guten Tag, Marion, sagte der Mann in fast rauhem Ton. Ist jemand außer dir im Garten?

Nein, Adam.

So ist's gut; ich habe mit dir zu reden. Du bist ein gutes Weib, Marion, und tuft deine Pflicht. Aber ich muß dir sagen, ich halt's doch nicht aus mit dir.

Die schönen Wangen der Frau wurden totenblaß. Aber sie schwieg und sah still vor sich hin.

Nein, fuhr Adam fort, ich halt' es nicht aus. Du bist bildschön, Marion, und daß weiß ich jetzt, vier Wochen nach der Hochzeit, besser, als da ich um dich freite. Aber — du bist langweilig, Marion. Ich will nicht sagen, daß du keinen Verstand hast. Aber die heilige Jungfrau mag wissen, ob er schläft oder in guter Hoffnung irgend eines großen Gedankens ist, und wann der zur Welt kommt. Ich habe darauf warten wollen; nun reißt mir die Geduld. Hast du die ganze Zeit, daß wir Mann und Frau sind, einmal so recht geplaudert, oder einen Witz gemacht, oder haben meine Posen mehr Gnade vor dir gefunden, als ein halbes Lächeln? Bist du nicht still deiner Wege gegangen wie ein wandelndes Steinbild? Was hilft mir's, daß ich dann und wann die Erfahrung mache, du feiest dennoch von Fleisch und Blut, wenn ich vom Morgen bis Abend meine Späße allein belachen muß und meine Verse allein schön finden? Ich Narr! Ich hätt's freilich früher bedenken sollen — damals, als ich mich in dich verliebte. — Nun, dacht' ich, sie wird schon aufzutauen. Aber sage selbst, Marion, haben wir uns nicht zusammen gelangweilt, wie nur je ein christliches Ehepaar?

Das junge Weib schwieg beharrlich. Aber die Augen füllten sich ihr mit schweren Tropfen. Adam riß heftig an einem jungen Zweig und sprach weiter: Ich will nicht sagen, daß andere Frauen besser sind oder auf die Länge unterhaltender. Ich sage das nicht, und so bin ich dir Dank schuldig, denn du hast mich bei Zeiten überzeugt, daß ich einen dummen Streich begangen habe, als ich ein Weib nahm. Aber zum drittenmal: ich hält's hier nicht aus! Soll ich in meinen jungen Jahren in diesem Nest verkommen und eintrocknen, bloß weil ich den Einfall hatte, dich schön zu finden? Und in Paris an den Hof des Königs, in die Säle der Prinzen, wo mir meine Kunst Ehre und Ansehen einbrächte, soll ich keinen Fuß hineinsetzen? Und keinen Fuß in die Häuser der gelehrten Doktoren an der Universität, wo in einer Stunde mehr gescheites Zeug gesprochen wird, als du in einem Jahr vorbringst? Und das alles, weil du ein schönes Weib bist — denn das bist du — und zufällig mein eigenes Weib? Soll mich der Teufel in einen Pfannenkuchen backen, wenn ich mir das gefallen lasse!

Er ging einigermal auf und ab, lebhaft gestikulierend, sah dann seine Frau von der Seite an und fuhr wieder fort: Zeigst du nun nicht, daß ich recht habe? Warum weinst du nicht, wie andere ordentliche Frauen, und fällst mir um den Hals und bittest mich zu bleiben, und ich sei dein lieber Adam, dein einziger, dein hübscher Adam — wenn ich auch nicht hübsch bin — und versprichst was du kannst, ob du's auch nie zu halten gedächtest? Nun stehst du da und weißt dir nicht zu helfen. Soll ich meine Kunst und meine jungen Jahre darum hingeben, dich anzustarren? Und wenn wir Kinder kriegen, und sie arten nach dir, soll ich dann Lust behalten, das geringste Tanzlied zu machen, wenn sechs oder sieben Jungen und Mädchen, alle bildschön und alle bildstumm um mich herumsitzen?

Aber wir wollen nicht in Unfrieden voneinander gehn, und darum sage ich dir in aller Lieb' und Freundschaft, du kannst mein Weib nicht länger sein. Ich will fort nach Paris, sobald ich Geld aufbringen kann. Du gehst dann zu deinen Eltern zurück, oder wenn du zu meinem alten Onkel willst, der dich so lieb hat, wirst du auch gut aufgehoben sein. Und es soll

dir an nichts fehlen, und wenn du ein Kind bekommst, will ich's halten als mein Kind, aber mit dir zusammenbleiben kann ich nicht, Marion, bei meiner Seelen Seligkeit! Ein Poet bin ich und das will ich bleiben, und Langeweile ist Gift für die fröhliche Kunst. Nun geh' ich zum Onkel. Und sei hübsch vernünftig und laß uns in Freundschaft scheiden.

Er hielt ihr die Hand hin, aber sie sah es nicht vor Tränen. Auch war ihm nicht darum zu tun, länger abzuwarten, ob sie sich betragen würde, wie er's den ordentlichen Frauen nachgesagt hatte. Er wandte sich rasch zur Tür und verschwand im Hause.

Eine Stunde nachdem das Ehepaar so in Freundschaft geschieden war, tat sich die Tür eines stattlichen Hauses auf, in dem der reiche Rats herr, Adams Oheim, wohnte, und Adam trat eilig heraus, in heftiger Aufregung. Er entfernte sich, ohne des Weges zu achten, und dann und wann brachen einige Sätze eines trozigen Selbstgesprächs hervor, während er die Faust ballte oder in seinen langen, rundgeschnittenen Haaren wühlte.

Der Filz! brummte er: und er hatte noch Lappen von Tugenden, um die Blöße seines Geizes damit zu bedecken! Was geht es ihn an, wenn ich mich mit meiner Frau friedlich auseinanderseze? Mag er sie doch nehmen, wenn es nicht schade wäre um die schöne junge Kreatur! Freilich, ob ich hier versaure oder nicht, das ist seinem Beutel nicht unbequem. Aber herumfahren und die Welt sehn und Wissenschaft sammeln, das tut dem Junker Beutel weh. — Pah! Weil er mir das Häuschen überlassen hat und die Wirtschaft eingerichtet, darum soll ich festfrieren in Arras und mit den andern Lumpen von Versmädchen zusammenhocken und mein Licht unter den Scheffel stellen? — Und wenn ich's treiben müßte wie ein gemeiner Spielmann und Affen und Hunde abrichten, um mich nach Paris durchzuschlagen — ich will dem alten Geizkragen zeigen, daß Adam de la Halle kein Weiberknecht ist, sondern seine eigenen Straßen zuwandern weiß.

Und diese eigenen Straßen führten ihn diesmal geradeswegs in die drei Lilien, die erste Schenke der guten alten Stadt

Arras. Wenig Leute waren um die Stunde in der Schenktübe. Adam setzte sich stumm in einen Winkel und sah nicht auf, bis der Wirt, der ihm Wein brachte, ihn ehrerbietig begrüßte. Ihr kommt wie gerufen, Meister Adam, sagte der Lilienwirt. Da ist einer von meinen Gästen, sieht Ihr, der da drüben am Ofen sitzt und nach Euch herüberschaut. Der hat vor einer Woche die Bande Schauspieler in die Stadt geführt, die auf Ostern das große Passionspiel im Münster darstellen sollen; die Herren Geistlichen haben sie kommen lassen. Und nun sind noch an die vierzehn Tage bis dahin, und die Leute lungern müßig herum und zehren ihren Lohn im voraus auf, und der Herr Anführer der Bande hat bei mir sein Quartier und zieht immer auf die Kreide los. Herr, sagt' ich ihm kurz bevor Ihr kamst, wenn Ihr inzwischen einen Haufen Geld zusammenbrächtest mit Eurer Kunst, das täte Euch und mir not und gut. Ja, sagt' er, wer nur ein sauberes Stück hätte, ein Mysterium oder ein Mirakel; denn meinen ganzen Packen Skripturen hab' ich in Cambrai liegen lassen, bis auf das Passionsstück. Ei, Herr, sagt' ich da, es wimmelt bei uns zu Land von trefflichen Trouvères und Dittiers und Jongleurs; und da ist der Meister Adam de la Halle, der steckt sie alle in die Tasche. — Bei Sankt Niklas, sprach der Mann, ich wollt' ihm die Hälfte von der Einnahme geben, wenn er mir ein gutes Stück verfaßte und das auch Zulauf hätte. — Da kamt Ihr just in die Tür. Und nun schickt er mich, daß ich Euch frage.

Adam stand auf, stürzte den Wein hinunter und ging dann gerade auf den Führer der Histrionenbande zu, der ehrerbietig auffsprang und sich verneigte. Sie sprachen kurze Zeit miteinander. Dann schüttelten sie sich die Hände. So sei's! sagte Adam, in acht Tagen spielt Ihr's, und Tags darauf hab' ich mein Geld, und nun behütt' Euch unsere liebe Frau! Ich will gehn und das Ding ins Werk setzen. — So ging er denn und nach seiner Gewohnheit murmelte er was zwischen den Bähnen, das ungefähr klang wie: Sie sollen an mich denken!

Da nun etwa acht Tage verflossen waren, saß eines Nachmittags Marion in ihrer Kammer, mit rotgeweinten Augen und blaßgehärtetem Gesicht, blätterte in alten Manuskripten, die sie

auf dem Schoß hatte, und überhört' es ganz, daß die Tür aufging, und eine ihrer Gespielinnen hereintrat. Erst als diese ihren Namen rief, schreckte sie in die Höhe. Guten Tag, Perrette, sagte sie. Was bringt dich her? — Über was hält dich hier, Marion? sprach das Mädchen flink; du sitzt und weinst, und gehst nicht nach den drei Lilien, wo doch heut' das neue Stück deines Mannes von den fremden Schauspielern aufgeführt wird? Das heiß' ich eine Frau! Ich ließ doch allen zuvor, wenn ich einen Mann hätte, der die halbe Stadt in den Hof der alten Schenke lockte. Geh, was hast du nur? Hast alte Gedichte gelesen, die dein Adam auf dich gemacht hat? Nun, ich meine, die wüsstest du an den Fingern herzusagen, wie den Rosenkranz. — Die arme Frau fing bitterlich an zu weinen. Weißt du's denn noch nicht, schluchzte sie, und spricht nicht die ganze Stadt davon, daß er fort will nach Paris und mich im Stich lassen und nimmer heimkommen? — Ach Narrheiten, eiferte Perrette. Wie hast du dir das eingebildet? — Er hat mir's selbst haarklein gesagt, und seit dem Tag ist er nicht ins Haus gekommen zur Essenszeit und Nachts erst ganz spät, und hat sich unten im Keller gebettet. — Ei nun, er hat alle Hände voll gehabt, das Spiel herzurichten; und dann, die Mannsleut' stecken voll Grillen, Marion, und müssen immer was haben, uns zu plagen; doch Gottlob! es ist nicht alles Ernst, was nicht lacht. Trockne dir die Augen, sei eine gescheite Frau und komm ins Schauspiel. Was soll dein Mann denken, wenn du nicht einmal Lust hast sein Stück zu sehn!

So halb tröstend, halb schelrend zog sie die betrübte junge Frau zur Kammer hinaus nach den drei Lilien. Dort sah es bunt genug aus. In dem geräumigen Hof hatte ein gut Teil der Bürgerschaft auf Bänken Platz genommen; die Fenster der niederen Seitenflügel waren zu Logen für die Honoratioren eingerichtet, die Bühne aber in einer Scheune am Ende des Hofes aufgeschlagen, deren mächtige Torflügel man zu dem Ende ausgehoben hatte. Marion und Perrette kamen eben, als die Dame Avaritia abtrat, die den Prolog gesprochen und manchen reichen Herrn der guten Stadt ihrer fernern Protektion versichert hatte. Kein Plätzchen war für die beiden Schönen weder

im Hof noch an einem der Fenster frei gelassen. Verrette aber ließ sich nicht abschrecken, und da sie die Wege wußte, machte sie sich Bahn durch eins der Seitengebäude und drang mit Marion bis zu der Scheune vor. Hier stellten sie sich hinter die großen Linnentücher, mit denen man die Bühne abgegrenzt hatte, und schauten durch den Spalt der Vorhänge dem Spiele zu, ungehindert von dem Personal des Stücks, das in seinen abenteuerlichen Verkleidungen den beiden Schönen den Hof zu machen suchte. Marion achtete der Zudringlichen nicht und blieb gespannt auf derselben Stelle. Verrette jedoch fertigte das Schauspieler-volk mit ihrem flinken Zünglein von Zeit zu Zeit verständlich genug ab.

Meister Adam aber, der sich nicht träumen ließ, daß sein junges Weib ihm zusah, war indes von der andern Seite aufgetreten, und zwar in seinem eigenen Kostüm und Charakter. Er begann in schönen Versen seine Not zu klagen: er wolle nach Paris und habe keinen Heller in der Tasche, und sein steinreicher Onkel sei von der schlimmsten Pestilenz der Welt, einem hartnäckigen Geiz, derart befallen, daß er von ihm nichts zu erwarten habe. Nun trat ein Arzt auf, und Adam zog ihn zu Rat, ob er den Geiz kurieren könne, so wolle er ihm ein sauberes Exemplar von Patienten nachweisen, worauf sich denn der Arzt in gelehrtener Erörterungen der verschiedenen Spezies des Geizes ergoß, welche kurabel sei und welche nicht, und in dem Fall, den Adam beschrieb, auch noch alle Hoffnung mache, wenn er den Patienten nur mit Augen sehen könnte. Da kam denn eine dritte Figur hervor, dem alten Oheim Adams täuschend ähnlich in Gestalt, Gebärde und Kleidung, daß die Zuschauer des Lachens kein Ende wußten. Diesem ehrwürdigen Herrn ging der Herr Doktor entgegen, fühlte ihm höflich an den Puls, ließ sich die Zunge weisen, fragte nach diesem und jenem und zuletzt nach einigen deutlicheren Symptomen des Erzübels, an dem er litt; worauf denn der alte Herr in großen Zorn geriet, heftig auf den gottlosen Neffen schalt, der ihm dergleichen schimpfliche Gebrüchen nachsage, und die Gründe offenbarte, weshalb er ihm nicht zur Reise nach Paris verhelfen wolle. Der Hauptgrund war, Adam habe eben gefreit und sei schon seines Weibes überdrüssig,

das doch, wie ganz Arras wisse, ein rechter Ausbund von Tugend und Schönheit sei.

In steigender Unruhe hatte die arme Marion das alles mit angehört, und wer hätte diese Unruhe einer tugendsamen Ehefrau verargt, die auf einmal all ihre häusliche Not dem lachenden Publikum preisgegeben sah. Sie hatte kein Ohr für die zierlichen Verse und lustigen Posse, mit denen die Neden der drei Personen geschmückt waren und die alle Zuhörer entzückten. Angstlich und alles andere vergessend horchte sie nun der Verteidigung, zu der sich ihr Mann dem Oheim gegenüber anschickte. Als aber Adam dem Publikum trocken auseinandersetzte, daß ein schönes Weib nicht immer ein kurzweiliges sei, und daß der Mund seiner Marion sich besser zum Küssen als zum Blaudern schicke, durch Küssen aber kein Mensch klüger würde, wohl aber durch witziges Gespräch, und er wolle dem zwei Kronen schenken, der ihm einen Witz von Marion erzählen könne. Da hielt sich die arme Horcherin nicht länger hinter den Kulissen. Mit einem Sprung war sie auf der Bühne und stand mit glühenden Wangen und erzürntem Blick gerade vor dem, der ihr so bösen Leumund machte.

Schämst du dich nicht, Adam, rief sie mitten in seine Nede hinein, schämst du dich nicht, so vor aller Ohren von deinem Oheim zu reden? Hättest du mich je nur ein armes Bischchen lieb

... Nede nicht über die Lippen gebracht. Und  
... ich's um dich verdient? hab' ich dir eine böse  
Stunde gemacht, dir nicht alles an den Augen abgesehn? Und  
sprichst nun schlecht von mir vor ganz Arras?

So zornig und traurig unter Weinen und Schluchzen eiferte das arme Weib. Die Zuhörer, die zuerst dachten, daß gehöre zum Stück, lachten, je nachdem sie boshaft genug waren, sich an ihrer Nachbarn ehelichem Unfrieden zu ergötzen. Wie sie aber sahen, daß es die leibhaftige Marion war, verging denn doch auch den Argsten die Laune, und sie starrten betroffen auf die Bühne. Adam aber, so sehr ihn der Handel verdroß, fäste sich doch geschwind und rief laut und unerschrocken: Ihr guten Bürger, das gehört nicht zum Spiel. Die Frau kommt da ins Stück hineingeschneit und findet sich garnicht im Personal. Ich bitt'

euch, bringe sie einer weg. Ihr hört, sie spricht nicht einmal in Versen wie doch alle Personen, welche die Ehre haben, dies merkwürdige Stück vor euch tragieren zu dürfen. — Darauf fasste er Marion fäntlich bei der Hand, sie von der Bühne zu bringen. Die aber machte sich los und ermutigt durch den Ruf einiger, daß sie bleiben und ihre Sache führen solle, rief sie nun: Ich will auch bleiben und euch, ihr werten Herren, zu Richtern machen, ob mir nicht übel mitgespielt worden. Nun ja, ich bin schweigsam von Natur; aber sollte das ein Fehler sein, was ihr Männer uns armen Dingern sonst allerorten vorhaltet, daß ich unnütz Schwätzchen lasse und aufhorche auf das, was mein Mann sagt? — Marion hat recht! Ein Hoch auf Marion, und sie soll weiter sprechen! riefen die Zuschauer lachend und winkten ihr Mut zu. — Und, fuhr sie fort und wurde immer beredter, wenn ich hier nicht hhergehören soll, weil ich nicht in Versen spreche — deren weiß ich genug und die allerbesten. Mein Mann, der mich jetzt verläßt, hat sie selbst auf mich gemacht, da wir Brautleute waren. Und ich will sie euch hören lassen, daß ihr seht, wie zweizüngig er ist, und was er damals für schöne Worte hatte, mich zu rühmen, und jetzt hat er nur schimpflische. — Damit trat sie an den Rand der Bühne und sang folgende Verse, ob ihr auch die Stimme fast versagen wollte:

Schöne Augen, schöne Wangen,  
Arme, lieblich zu umfangen,  
Findst du hier und findst du dort,  
Ganz Artois auf und nieder  
Weiche Herzchen, weiche Glieder  
Trifftst du auch an jedem Ort.  
Doch so klug ist wahrlich keine,  
Als die eine, die ich meine.

Ein schallendes Gelächter antwortete dieser Strophe; einige stimmt den Refrain an und die andern fielen ein. Einer aber rief: Wie willst du aber beweisen, Marion, daß die eine, die er meint, keine andere sei, als du? — Hört nur weiter, rief Marion dagegen, daran ist kein Zweifel; und nun sang sie:

Mögen andre zierlich singen,  
Zierlich sich im Tanze schwingen,

Sacrebleu, was gilt mir das!  
Plaudert nur ein halbes Stündchen  
Meiner Marion rotes Mündchen,  
Eia! das gefällt mir baß.

Denn so klug ist wahrlich keine,  
Als die eine, die ich meine.

Das ganze Publikum sang diesmal den Refrain mit, und dann erschallten laute Hochs auf die Vorsängerin, die nun, die Tränen noch im Auge und plötzlich bestürzt über ihre eigene Kühnheit, aber schöner als je auf der Bühne stand. Da sprang Adam aus dem Hintergrunde vor und rief unter die laute Menge: Still, ihr guten Bürger! Ich habe auch ein Wort zu reden. Alles verstumme und war begierig, wie Adam es anfangen würde, sich zu Gnaden zu bringen. Adam aber sprach: Es ist keiner unter euch, der nicht wüßte, daß mein liebes Cheweib hier mich gründlich blamiert und die Lacher auf ihre Seite gebracht hat. Das dank' ich ihr von Grund meiner Seele. Ich sage euch aufrichtig: Mein Herz hat mir vor Freude gezittert bei jedem Wort, was sie sprach, und wie sie zuletzt den allerliebsten Einfall hatte, meine eigenen Worte gegen mich zeugen zu lassen, da hab' ich im stillen zu mir gesagt: Adam, ein Schuft bist du, wenn du je von einem solchen Kussbund von Weibe weichst und wankst, und wenn es in Paris Ehre und Dublonen regnete. Und so mit komm' ich in demütiger Hoffnung, daß ihr guten Bürger bei meinem lieben Weibe Fürbitte für mich leisten werdet, daß sie den frechen, mutwilligen Mann wieder in ihre Liebe und Neigung aufnehmen und ihm seine Lästerzunge nicht nachtragen möge.

Wie er das gesagt mit einer Bewegung, wie sie noch keiner zuvor an ihm wahrgenommen, entstand eine Stille im Hof. Marion aber lächelte ihm in rührender Freundlichkeit zu und fiel ihm herzlich um den Hals und sagte nur: O du erzböser Mensch! Da brach von allen Bänken und Fenstern einstimmiger Jubel los. Adam aber entwand sich den Armen seiner Frau, hielt ihr die Hand fest und rief: Nun bin ich euch noch das dritte Couplet schuldig, und das heißt so:

Mögen nach Paris die andern,  
Um gesahrt zu werden, wandern,

Wenn ich hier zu Lande bleib': —  
Alles Wissens beste Blüte  
Trägt beschlossen im Gemüte  
Ein geliebtes holdes Weib.  
Und so klug ist wahrlich keine,  
Als die eine, die ich meine.

Wie fröhlich alles den Refrain mitsang, braucht nicht gesagt zu werden. Da sie aber im besten Singen waren, entstand plötzlich ein Lärm vorn im Haus. Man hatte dem Onkel Adams zu wissen getan, daß man seine ehrwürdige Person im Konterfei auf die Bühne gebracht habe, und der alte Mann kam mit Häschern des ernsten Willens, den gottlosen Neffen schwer für seinen Frevel büßen zu lassen. Drinnen im Haus waren nun die Leute geschäftig, ihm die gute Wendung der Sache beizubringen, und wie er von Adams Abbitte hörte, und daß er nun nicht nach Paris wolle, gab er sich zufrieden, ward sogar ganz guter Dinge und verzich dem argen Poeten, der, Marion im Arm, demütig zu ihm kam. Und damit er die Anklage wegen Geizes recht feierlich Lügen strafe, veranstaltete er auf den Abend ein Fest im Saale der drei Lilien, wo es denn hoch herging und die schöne Marion mit allen Honoratioren tanzen mußte.

Um das Stück waren die guten Bürger von Arras freilich gekommen. Wir haben aber zu ihren guten Herzen daß Vertrauen, daß ihnen das Mirakel, so mit Marion geschehen, lieber gewesen, als wenn, wie es im Plan lag, Gott Vater mit einigen Engeln vom Himmel gestiegen wäre und die Dame Avaritia feierlich Landes verwiesen hätte. Danach wäre auch wahrscheinlich sein Geizkragen weniger in Arras gewesen, da jetzt doch ein glückliches Paar mehr darin war.

# Der Lahme Engel

(1880)

**S**egen Ende des zwölften Jahrhunderts war die Provence voll von dem Ruhm einer ebenso weisen als schönen Dame, der Bischöfin Beatrix von Beziers, Schwester des Bischöfes Ademar, der nach dem Tode seines älteren Bruders Roger die Herrschaft über die lachenden Fluren und stolzen Schlösser seines Gebietes angetreten hatte. Er selbst war seit Jahren verwitwet, hatte seine beiden jungen Söhne an den Hof des Königs von Frankreich gesandt, daß sie dort frühzeitig ritterliche Künste und höfische Sitte lernten, und lebte mit der unvermählt gebliebenen Schwester auf der Burg von Beziers, die einsam zwischen dunklen Wäldern und zerstreuten Gehöften auf einer geringen Anhöhe lag und von ihren höchsten Turmzinnen nach Süden hinaus dem Blick bis ans Meer zu schweifen verstattete. Er war ein strenger starrsinniger Herr, den man niemals lachen sah, außer über die Posse seines Narren, was er sich selber dann oft so übel nahm, daß er an dem armen Wicht, den er doch eigens zu solchem Dienste fütterte, seinen Zingrinn mit Peitschenhieben ausließ. Gesang und Tanz erschollen niemals auf der Burg von Beziers, obwohl die Provence von höfischen Sängern und Spielleuten wimmelte, und selbst als der Bischöf noch ein jugendlicher Herr war, mied er die Weiber und schien auch seine eigene Schwester nur mit heimlichem Unmut neben sich zu dulden. Vor Jahren hatte er sie sehr geliebt und in Ehren gehalten, da sie ihm Hoffnung gab, mit einem Könige in nahe Blutsfreundschaft zu treten. Zwei Söhne mächtiger Fürsten warben damals um die Hand der Siebzehnjährigen, deren Schönheit, Sitte und heitere Klugheit weit über Frankreich hinaus gepriesen wurden: Heinrichs II. von England zweitgeborener

Sohn und der Erbe der Krone von Aragon. War es um der Nachbarschaft willen, oder weil der Sohn Peters von Aragon dereinst die Krone tragen sollte, genug, diesem letzteren war das schöne Grafenkind verlobt worden; sie hatten bereits Briefe und Bildnisse getauscht, da machte ein Unfall die stolzen Hoffnungen zu Schanden; Beatrix stürzte mit dem Pferd auf der Reiterjagd, eine schwere Verletzung, die von unwissenden Ärzten falsch behandelt wurde, warf das junge Fräulein auf ein langwieriges Krankenlager, und als sie endlich in ihrem zwanzigsten Jahre, für genesen erklärt ihre Marterstatt verlassen durfte, war das eine ihrer Beine gegen das andere so beträchtlich verkürzt, daß sie nur mit Hilfe eines Stabes zu gehen vermochte und jede Anstrengung des verfehlten Gliedes mit großen Schmerzen bezahlen mußte.

Eine andere Wunde, ihrem Stolze geschlagen, brauchte weit längere Zeit, um ganz zu vernarben. Aragon hatte an dem Gebrechen der jungen Braut, das einer künftigen Königin nicht wohl anzustehen schien, einen unholden Vorwand gesucht, das Verlöbnis, das aus Gründen der Staatsklugheit schon früher nicht mehr mit günstigen Augen betrachtet worden war, trotz des Widerstrebens von Seiten des Bräutigams zu lösen und ihr Bildnis zurückzuschicken. Daß nun der früher abgewiesene Werber, der Prinz von England, sich seiner alten Neigung erinnern und zu der nun ihrerseits Verschmähten sich zurückwenden würde, konnte niemand erwarten. Gleichwohl geschah es. Aber die hochgesunde junge Dame, im Innersten verletzt durch die Absage ihres spanischen Bräutigams, erklärte, sie wolle sich nicht auf Krücken in ein Königshaus eindringen, noch von Mitleid und Großmut annehmen, was sie der Liebe selbst zuerst geweigert habe; sie gedenke unvermählt zu bleiben, und im Schatten, wie es einem krüppelhaften Weibe gezieme, zu sorgen, daß niemand je ihrer spotten möge.

Diesen ihren festen Entschluß hatte der gestrenge Bruder ihr nie verziehen, und nachdem sie selber längst die ihr zugefügte Kränkung verwunden, daß der Wurm noch in seinem Herzen und vergiftete dasselbe gegen diejenige, die mit ihm an einer Mutterbrust gelegen hatte. Die Schwester aber, so schwer sie

diesen unbrüderlichen Gross und Haß empfand, ließ es ihn nie entgelten, sondern zeigte ihm stets das gleiche helle und holdselige Gesicht, das sie auch nicht mit sonderlicher Mühe zu erheucheln brauchte. Denn als sie nur erst mit ihrem Gebrechen vertraut und, obwohl mit Schmerz und Not zu Anfang, doch mehr und mehr wieder Herrin ihrer Bewegungen geworden war, sah sie ihr Los gar nicht als ein so kümmerliches und beklagenswertes an, sondern als eines, das nur dazu dienen sollte, die Stärke ihres Geistes und die Heiterkeit ihres Gemüts desto siegreicher zu bewähren.

Sie hatte in den Jahren, die sie auf dem Siechenlager zugebracht, es sich angelegen sein lassen, mit mancherlei Wissenschaften vertraut zu werden, von denen sonst ein hochgeborenes Fräulein zu jener Zeit so wenig zu erfahren pflegte, als heutzutage. Was nämlich die graduierten Arzte an ihrem armen jungen Leibe verpfuscht hatten, war durch die Hilfe einer einfachen Bäuerin in etwas wieder gebessert worden, die mit allerlei ererbter Geheimweisheit zwar den Hauptschaden nicht zu heilen, wohl aber die übelsten Folgen zu verhüten verstand. Da sie nun alle Tage um die Genesende war und sie lieber gewann, als eine eigene Tochter, die der Himmel ihr versagt hatte, weihte sie nach und nach die kluge junge Dame, die eine lebhafte Lernbegierde bezeigte, in ihr ganzes heimliches Wissen ein, wies ihr die Kräuter, aus denen sie die erfrischenden Tränke und heilsamen Salben bereitete, lehrte sie, wie man Wunden verbinden und innere Gebrechen erkennen möge, und als Beatrix erst wieder aufgestanden und kräftig genug war, einen mäfigen Ritt zu unternehmen, sah man das wunderliche Paar, die schöne Buzgräfin und das Bauernmütterchen, manchen Tag in den nächsten Dörfern zusammen herumziehen, die Alte mit flinken Schritten neben der Reiterin, zu der sie beständig hinauftsprach, ihr etwa ein Heilkraut, das am Wege wuchs, zu zeigen, oder auf eine ihrer Fragen zu antworten.

Auf diese Weise besorgten sie gemeinsam die ziemlich ausgebreitete Landpraxis der Mutter Anduse, wie die weise Alte genannt war, bis Buzgraf Udemar, durch eine Spottrede, die ihm zu Ohren kam, aufgeregzt, seiner Schwester dies vergnügliche

Werk der Barniherzigkeit mit heftigen Worten untersagte. Seitdem blieb Beatriz zu Hause, ohne doch des Unterrichts der Alten gänzlich zu entbehren. Sie hatte sich nahe den Zimmern, die sie sonst bewohnte, in einem der Schloßtürme ein festes, stark ausgewölbtes Gemach zu ihrem Laboratorium eingerichtet, den Kamin zu einem Herde umgeschaffen, auf welchem sie nach den Rezepten der Mutter Anduse die übelschmeckendsten, aber heilkärtigsten Säftchen und Pillen bereitete, so daß sie mit der Zeit einen schönen Vorrat davon auffspeicherte. Wurde nun jemand vom Gesinde oder in den Hütten der frönigen Leute krank, so wandte er sich an die junge Herrin um Hilfe, die sie auch bereitwillig spendete. Daß die Medizinen häufig nicht mehr ganz frisch und wohl gar schon vergoren und in Unheilmittel verwandelt waren, schadete dem Erfolge nur selten. Das Siechtum schwand schon allein durch den Glauben an die tiefe Wissenschaft der vornehmen Ärztin, und die Knechte zumal würgten mit dem fröhlichsten Gesicht das heilloste Zeug hinunter, nur um der Gunst teilhaftig zu werden, von so schönen weißen Händen und mit so gütigem Lächeln sich die zweifelhafte Wohltat reichen zu lassen.

Mit der Zeit aber bemächtigte sich die Leidenschaft, menschliche Leiden zu kennen und zu bekämpfen, dergestalt des jungen, einsamen Gemütes, daß sie alles in ihrem Leben nur auf dies eine bezog, sich einen Lehrmeister kommen ließ, der sie Lateinisch lehren mußte, damit sie die Werke der alten Naturforscher und Heilkünstler verstehen könne, und selbst mit den berühmtesten Leuchten der Fakultät zu Paris sich in schriftlichen Verkehr einließ, um über die Fortschritte der Wissenschaft stetig unterrichtet zu werden. Halbe Nächte lang faß sie über den Büchern oder hantierte mit Tiegeln und Kolben an ihrem Laborierherde, und die Landleute, die das Licht im Schloßturm noch glimmen sahen, wenn sie selbst vor dem ersten Tau wieder aufs Feld zogen, zeigten einander mit Chrifurcht das Fenster, hinter welchem die Herrin wachte, und erzählten von den Wunderkuren, die ihr schon gelungen, und dem Lebenselixir, dem sie auf der Spur sei.

Es hätte wenig gefehlt, daß durch dies seltsame Treiben

und etliche Fälle von Heilungen, über die man billig erstaunen konnte, Beatrix in den Verdacht eines Einverständnisses mit bösen Mächten gekommen wäre. Aber das Helle und Heitere ihres Wesens und daß sie stets zu Scherz und Lächeln aufgelegt und Kranken wie Gesunden als ein Bild sonniger Unschuld erschien, ließ den Verdacht einer Teufelsgemeinschaft nicht auffommen, so daß man sie vielmehr allgemein nicht anders als „den lahmen Engel“ nannte. Die Kirche besuchte sie fleißig, zumal aber unterhielt sie eine gute und eifrige Freundschaft mit den Nonnen eines Servitinnenklosters, das ziemlich hoch im Gebirge über Stadt und Schloß Beziers in tiefer Einsamkeit gelegen war, aber allerlei Bäche von Segen in die Niederung hinabströmen ließ, da die Schwestern einer menschenfreundlichen Regel untertan waren und als Krankentrösterinnen, Pflegerinnen verwäister Kindlein und in anderen Werken der Nächstenliebe vielfach sich unter das niedere Volk mischten. Da hatte Beatrix Gelegenheit, ihren Schatz an Kenntnissen durch treue und sorgliche Hände unter die Armen und Hilfsbedürftigen auszuteilen, indem sie Rezepte zu neuen Heilmitteln angab, oder bei Seuchen, hin und wieder auftraten, die kräftigsten Medikamente, mit eigenen Händen bereitet, der Äbtissin überlieferte, von der sie selbst wie eine junge Heilige betrachtet wurde. Es war dies ebenfalls ein Fräulein aus edlem Hause, welches durch Verrat in der Liebe der Welt entfremdet und ihrem Seelenbräutigam zugeführt worden war. So begegneten sich die beiden trefflichen Damen auch in ihrer Stimmung gegen die Männerwelt, nur daß Beatrix es unter ihrer Würde fand, in die oft sehr bitteren Schmähungen der Frau Äbtissin einzustimmen, sondern sich mit einem kühlen Rümpfen der Lippe begnügte und nur etwa die Worte fallen ließ: die hoffärtigen Herren bildeten sich ein, man könne sie nicht entbehren; aber Gottesdienst und Wissenschaft seien ein besserer Zeitvertreib, als einfältiges Gelispel höfischer Gecken und eitler Selbstanbeter.

Dergleichen Reden wurden in dem Klostergärtchen hoch oben am Fels oder in der Zelle der Frau Äbtissin geführt, da diese das Haus nur äußerst selten verlassen durfte, Bischöfin Beatrix dagegen, seit sie in ihrer unantastbaren Tugend das

dreißigste Jahr überschritten hatte, sich der launischen Tyrannie ihres Bruders nicht mehr so demütig unterwarf, sondern nach ihrem eigenen Kopfe handelte. Sie versagte sich's daher auch nicht mehr, zu ihren Kranken herumzureiten oder, so oft ihr die Lust kam, ihre geistliche Freundin im Kloster droben zu besuchen, die um mehrere Jahre älter war und schon zu kränkeln anfing. Nun freilich trippelte Altmutter Anduse nicht mehr neben ihrem Tier, da sie längst an einem ihrer eigenen Elixire, daß sie in zu starker Dosis genommen, eines unsanften Todes verblichen war. Statt ihrer führte ein lang und hager aufgeschossener Knabe den Zügel des weißen Maultieres, wenn es die steilen Felspfade zum Kloster hinaufging; und auch auf anderen Wegen, oft stundenweit ins Land hinein, da die Bischöflein die gesamte ärztliche Klientel der Alten übernommen hatte, begleitete der halbwüchsige Stallmeister rüstigen Schrittes die hohe Frau, hatte des Tieres Acht, so lange ihr Dienst bei einem Kranken sie verweilen ließ, mußte ihr hin und wieder von den Pflanzen bringen, die am Wege wuchsen, oder einem Lahmen oder Blinden, der hettelnd am Wege saß, daß Almosen in die Hand flecken. Es sah artig aus, die hohe, schmiegsame Gestalt der schönen Ärztin in schmucker Gewandung — denn sie liebte helle Farben und golddurchwirkte Tücher und Schleier — auf ihrem mutigen weißen Tiere daherkommen zu sehen, am Sattel allerlei Körbe voll Pflanzen und Büchsen befestigt, die zu ihrem Berufe gehörten, neben ihr hinschreitend der schlanke junge Bursch in einfachem braunem Wams, ein schlichtes Hütchen mit einer kleinen Pfauenfeder nachlässig auf das krause schwarze Haar gedrückt. Uc Brunet war sein Name; den zweiten hatten ihm die Leute gegeben, da seine Haut, zumal in seinen früheren Knabenjahren, so dunkel war, wie die eines Mauren, so daß auch viele glaubten, sein Vater, den niemand gekannt, sei kein Christ gewesen. Als ein zehnjähriges Bübchen war er mit der Mutter, einem armen fahrenden Weibe, nach Schloß Beziers gekommen, in zerlumptem Kleide, mit hungerdürren Wangen, und hatte den fremdartigen Gesang seiner navarresischen Mutter, die der Langue doc nur zur Not mächtig war, auf einer kleinen schwarzen Geige begleitet, dabei aus seinen finsternen Knaben-

augen scheue Ulixe sprühend, wenn ein ungutes Wort an sein Ohr schlug. Dies armelige Duett im Burghofe sollte traurig enden. Ein Blutstrom war der Sängerin aus dem Munde gequollen, da sie eben die letzte Strophe ihres spanischen Liedchens beginnen wollte. Der junge Sohn hatte sie in seinen Armen aufgefangen und in einen Winkel neben der Hundehütte getragen. Als bald war der „lahme Engel“, der von seinem Turmfenster aus dem Gesang zugehört, unten um die bewußtlose Landfahrerin bemüht, aber die stärksten Tropfen und Balsame hatten nichts vermocht; in derselben Nacht war das Weib verschieden, und nur ein jammervoller Blick ihres schon umdunkelten Auges nach dem verwaisten Knaben hatte bei ihrer edlen Arztin Fürsprache für ihn einlegen können.

Dies war geschehen, als Beatrix eben dreißig geworden. Sie hatte es sofort bei ihrem Bruder erwirkt, daß der eltern- und heimatlose Fremdling im Hause behalten wurde. Ein alter Pferdeknabe fand Gefallen an ihm und nahm ihn in seine besondere Obhut, was Brunet, obwohl er in leidenschaftlichem Gram um die Mutter sich ziemlich fühllos gegen alles andere zeigte, und selbst seiner schönen Gönnerin eher abgeneigt, sich gleichwohl gefallen ließ, da er noch Kind genug war, mitten in seiner Trauer und Verwahrlosung sich der schönen Pferde im erfreuen. Er blieb die ersten Monate

die meisten der Schloßbewohner sein Daheim völlig vergaßen und selbst Beatrix, nachdem sie zuerst sich Mühe gegeben, das Kind seiner trostigen Scheu zu entwöhnen, ihn endlich sich selbst überließ. Mit der Zeit wurde er gefügiger und begegnete seiner Wohltäterin niemals, ohne daß er stehen blieb und sein Hütchen zog. Sie verweilte dann gewöhnlich ein paar Augenblicke bei dem dunkelwangigen Wildling, fragte, wie es ihm ergehe, ob er irgend etwas zu klagen oder zu wünschen habe, und nahm mit seinen einsilbigen, aber höflichen Antworten vorlieb. Nur die Frage, ob er sein Geigenspiel ganz verlernt habe, wiederholte sie nie wieder. Das erste Mal, da sie ihr entschlüpfte, waren ihm die Tränen aus den Augen geschossen, obwohl er sich gewaltsam Mühe gab, seinen inneren Aufruhr zu bezwingen. Sie sah, wie schwer der Tod der Mutter noch

auf ihm lastete. Halte dich brav, Ugonet! hatte sie mit ihrem gütigsten Lächeln gesagt, indem sie ihm sacht mit ihrem Tüchlein über die nasse Wange fuhr. Du sollst nicht heimatlos bleiben und, solang ich lebe, nicht verderben.

Da hatte er ihre Hand mitsamt dem Tüchlein gehascht, sie an seinen Mund gezogen, ein paar verworrene Worte gestammelt und war mit glühendem Gesicht davongerannt, sich im dunkelsten Winkel des Marstalls zu verbergen.

Von diesem Tage an war Beatriz ihrem Schützling nie begegnet, ohne ein freundliches Wort an ihn zu richten; doch da sie beständig mit ihren hohen Wissenschaften, ihrem Briefwechsel mit gelehrten Doctoren und der Krankenpflege zu tun hatte, auch zur Lehrmeisterin eines wildauffgewachsenen Knaben nicht sonderliche Neigung und Gaben in sich verspürte, überließ sie ihn gänzlich jenem wackeren Knecht, der ihm beibrachte, was er selber verstand: weidmännische Künste und die Anfangsgründe in der Führung der Waffen, wozu Brunet so viel Begierde als Geschick zeigte. Nur daß es bei seinem stürmischen Blute nicht ohne allerlei Gefährde abging und er mehr als einmal sich bei tollen Ritten oder verwegenum Kampfspiel gegen Stärkere einen blutigen Kopf und scharfe Hieb- und Stichwunden holte. Mit diesen Denkzeichen aber und den trefflichen Pflastern, die sein Zuchtmeister darauf zu drücken pflegte, ließ er sich niemals vor seiner Gönnerin sehen, obwohl diese ihm weit lindere Heilsalben aufgelegt hätte, als der Knecht, der im Grunde nur Pferde zu behandeln verstand. Er schämte sich, da er sonst seinen jähem Trotz und Ungestüm gegen jedermann ausließ, vor ihr allein seiner Unbändigkeit und hätte geglaubt, ein strafendes Wort von ihr nicht überleben zu können.

Da er fünfzehn Jahre alt geworden war, begann noch eine andere Lehrzeit für ihn. Der Bizgraf hatte einen Narren, Olivier genannt, ein zwerghaftes Männchen, nicht viel über drei Schuh hoch, mit einem kleinen, welken greisenhaften Gesicht und einem dünnen Kinderstimmlchen, schon über vierzig alt, ein Geschenk des Grafen von Toulouse, dem dieser Mann nicht lustig genug gewesen war. Er hatte aber besseres Glück bei seinem neuen Herrn, dessen düsterer Sinnesart die bitteren,

tieffinnigen Späße dieses armen Freudlosen weit mehr einleuchteten, als die derben Boscen seines Vorgängers. Olivier war der einzige, der von dem Buzgrafen nie geschlagen wurde. Ein einziges Mal, da sich der Witz des Kleinen allzu dreist gegen den Herrn selbst gefehrt, hatte dieser die Hand aufgehoben mit einem knirschenden Fluch, sie aber gleich wieder sinken lassen, da sein Auge dem des Kleinen begegnete, aus welchem keine Furcht, nur eine seltsam traurige Verklärung ihm entgegenleuchtete. Und wie der feste Blick des Menschen ein Raubtier bezähmt, so war der Fähzorn des Buzgrafen alsbald gebändigt worden.

Dieser Olivier nahm sich des verwilderten Schößlings an und wußte bald so sehr ihn an sich zu ziehen, daß er sich noch mehr, als zu Lambert, dem Stallmeister, zu diesem wunderlichen Mentor hielt und man die beiden, sobald der Herr des Schlosses nicht anwesend war, oft halbe Tage lang beisammenhocken sah, Olivier erzählend, Brunet zuhörend, wobei der Knabe immer sorgte, daß sein Freund einen weichen, bequemen Sitz in der Sonne hatte, da er gebrechlich zu werden anfing und Husten und Gliederweh ihm zusezten. In diesen langen Plauderstunden lehrte der Narr den jungen Stallburschen unter anderen guten Dingen auch Lesen und Schreiben und sogar ein wenig Latein, daß er selbst als ein aufgeweckter Knabe früh von einem Pfarrer gelernt, der immer noch hoffte, durch sein Gebet ihm zu einem regelmäßigen Wuchs zu verhelfen und dann ein rechtes geistliches Rüstzeug aus ihm zu erziehen. Diese Hoffnung war fehlgeschlagen, ohne daß der Kleine sich darum betrübt hätte. Denn er hatte große Lust zu allen weltlichen Dingen, und als seine Mutter ihn tröstete, um seiner Kleinheit willen werde er jetzt an den Hof vornehmer Herren taugen, hatte er einen Freudenprung getan. Wie schlecht seine Träume sich erfüllt, las man auf seiner wehmütig gespannten Stirne und in den früh ergrauten Härchen. Mehr als einmal sagte er seinem Böbling, daß er wenig so gute Stunden genossen, als wenn er mit ihm draußen auf dem grünen Wall am Schloßgraben unter dem Schlehenbusch sitzen und in sein Knabenherz all seine dunkle Weisheit ausschütten konnte. In einer dieser glücklichen Stunden berührte ihn ein sanfter Herzschlag. Brunet meinte nicht anders,

als der Kleine sei eingenickt. Da er eine Stunde stille neben ihm gewartet hatte und das alte blaße Gesichtchen endlich einen ungewohnt spukhaften Ausdruck annahm, erschrak er heftig, rief und rüttelte eine Weile an dem stillen Mann und nahm endlich das Fügürchen in die Arme, um es in den Schloßhof zu tragen. Aber selbst die Kunst und Weisheit der Bvizgräfin Beatrix vermochten das entflohene Leben nicht mehr zurückzurufen. Sein Nachfolger war leider in allem sein Widerspiel, ein frecher höckriger Wicht von der ärgerlichsten Gemütsart, neidisch und hämisch, aber mit so aushändig bösen Possen ausgerüstet, daß er sich rasch in die Gunst seines Herrn noch sicherer einnistete und ihm viel unentbehrlicher wurde, als der tieffinnige Olivier. Er gedachte es auch bei der schönen Schwester des Bvizgrafen dahin zu bringen, daß sie sich ihm huldreich bezeige. Diese aber, obwohl sie gern lachte, ja oft das Sprichwort anführte: Lachen macht gutes Blut, — von den Späßen dieses Buffone wendete sie sich mit unverhohlenem Verdrusse hinweg, während sie die schwermütigen Scherze des kleinen Olivier mit ihrem lieblichsten Lächeln zu belohnen pflegte.

Guigo — so hieß der Schelm — empfand dies um so bitterer, da er ein heißblütiger Gesell war, trotz seines Narrenhabits Frauengunst vielfach genossen und beim ersten Blick auf die stolze Frau, die eben jetzt, obwohl ihren Vierzig nicht mehr fern, im vollen Flor ihrer Schönheit stand, verwegene Wünsche in seiner mißbildeten Brust empfangen hatte. Er warf von Stund an einen tiefen Haß auf sie und alles was zu ihr gehörte, und da er merken mußte, daß der schlanke schwarze Juvenil, der im Stalle schließt, von dem „lahmen Engel“ freundlicher behandelt wurde, als er selbst, wurde er auch diesem spinnefeind und lauerte auf einen Unlaß, ihm einen Streich zu spielen.

Brunet beachtete ihn kaum. Daß er der Nachfolger seines geliebten Freundes und Lehrmeisters war, reichte allein schon hin, ihn von Guigo fern zu halten. Ihm war aber zu dieser Zeit überhaupt an alle dem, was um ihn vorging, wenig gelegen, denn ein neuer Sinn war ihm aufgegangen, so daß er blind und taub wurde für alles, was sonst in seine Nähe kam.

Einer der benachbarten Barone hatte dem Herrn von Beziers

einen Besuch gemacht, was sich selten ereignete, da, wie berichtet, Buzgraf Ademar ein Feind der Geselligkeit war und lieber den Vorwurf des Geizes sich gefallen ließ, als daß er zu den hergebrachten Zeiten seine Tore geöffnet und Gastereien veranstaltet hätte. Diesmal war ein politisches Zwiesgespräch der Zweck der Begegnung, und der Guest kam, um sich seiner Macht und Hoheit würdig darzustellen, mit seinem gesamten Hoffstaat, darunter auch ein Sänger war, den er seit einiger Zeit auf seinem Schlosse beherbergte: ein damals nicht unberühmter Mann, dessen Name hier aber nichts zur Sache tut. Es hatte nicht fehlen können, daß der Troubadour für die Gastfreundschaft, die er in Beziers genoß, sich durch ein Gedicht dankbar erzeigte, daß neben und vor anderem köstlichen, was die Burg umschloß, die herrliche Frau in überschwenglichen Worten feierte, die männlichen Geist und tiefe Wissenschaft mit allem Zauber ihres Geschlechtes vereinige, also daß sie gleich dem Vogel Phönix in alter Welt nur dies eine Mal vorhanden sei. Dies war nach

brauch der höfischen Dichtung in vielen Strophen <sup>921</sup> gewendet und im Grunde eine gar frostige Huldigung, der auch die Verherrliche selbst nur um der höfischen Sitte willen eine huldvolle Miene mache, während ihr klarer Verstand ihr sagte, daß nicht viel dahinter sei. Sie war noch froh genug, daß der Herr Poet sich's nicht einfallen ließ, sich im Ernst in sie zu verlieben, da sie ungern sich genötigt sah, eine Bewerbung dieser Art mit scharfer Kälte abzuweisen. Und so verlief alles in bestem Behagen, und als der Besuch sich endlich wieder verabschiedet hatte, hinterließ er keine andere Spur, als eine Handfeste, die zwischen den beiden hohen Herren beschlossen, verbrieft und besiegelt worden war, und etliche Lücken in Speicher und Keller, die sich bald wieder füllten.

Nur in einem Gemüt war ein Funke zurückgeblieben, der fortglomm und nicht wieder erlöschchen wollte. Unter dem Gedinde, das an den halboffenen Türen des Speisesaals gelauscht hatte, als der Spielmann des fremden Troubadours jene Ranzone sang und sie auf seiner schönverzierten Laute begleitete, hatte auch Brunet gestanden und in traumhaftem Entzücken Worte und Weise in sich aufgenommen. Daß man so stolze Ausdrücke

kunstvoll zusammenfügen und eine edle Dame geradezu damit anzingen könne, schien ihm ein unbegreifliches Glück, um das er den Sänger innig beneidete. Raum war er wieder allein, so versuchte er auf seine eigene Hand etwas ähnliches und geriet in tiefe Schwermut, als es ihm nicht sogleich gelingen wollte. In einem alten Kasten unter wertlosem Gerät hatte er die kleine Geige verwahrt und seit Jahren sich gescheut, sie wieder anzu-rühren, als müsse der erste Ton das bleiche Gespenst seiner armen Mutter aus ihrem Grabe herauflocken. Jetzt aber, in fiebiger Hast, riß er das unscheinbare Instrument ans Tages-licht, stimmte die Saiten und versuchte die langvergessenen Griffe. Zu seinem eigenen Staunen klang es ihm liebreicher, als er gefürchtet, und die Tote blieb ruhig in ihrer Tiefe. Dafür aber schwebte, wie er den Saiten immer süßere und schmelzender Weisen abgewann, ein lebendes Frauenbild zu seiner Dual und Wonne heran und stand unbeweglich ihm gegenüber, daß endlich auch das Band seiner Zunge zerriß und er in freien dichterischen Worten, nur viel heftiger und glühender als jener Hofpoet, sein Herz und Leben, Dank und Andacht, Bewunderung und scheue Bitte dahinströmen ließ.

Die Knechte und Mägde ließen bald herzu und ließen es an aufmunterndem Beifall nicht fehlen. Brunet aber runzelte die Stirn und warf, sobald er merkte, daß man ihm zuhörte, das Instrument auf sein dürftiges Lager, das in einer Kammer neben dem Stalle aufgeschlagen war. Auch widerstand er in den nächsten Tagen allen Versuchungen, wieder zu musizieren. Selbst als Beatrix, da er ihr in den Sattel half, lächelnd zu ihm sagte: Alte Liebe rostet nicht. Ich höre, Ugonet, daß du deine Musik wieder hervorgesucht hast. Du mußt mir einmal vorspielen, daß ich sehe, ob die alte Bernarða recht hat, daß du es noch besser kannst, als der Spielmann aus Narbonne! — da hatte er mit tiefem Erröten, indem er sich am Baumzeug zu schaffen machte, erwidert, er beschwöre seine Herrin, dies nicht von ihm zu begehren; er habe alles verlernt, und die Leute im Hause trieben nur ihren Spott mit ihm und wollten, daß er auch vor der Herrschaft beschämt dastünde.

Beatrix war nicht weiter in ihn gedrungen. In derselben

Nacht aber, da sie in ihrem Turmzimmer über einem schwierigen Rezept brütete und eben die Handschrift des Galenus unmutig beiseite schob, hatte sie plötzlich einen süßen Saitenklang unten vom Wall herauf vernommen, eine schmachtende Weise, die nicht bloß ihr Ohr umschmeichelte, sondern sich leise zu ihrem innersten Gemüte stahl und dort ein wunderliches Wogen und Wallen anstiftete, so daß sie von ihrem Tisch aufstand und an das Fenster trat. Die Nacht funkelte mit tausend Sternen herein, die Welt schloß in der weiten Stunde, nur die Stimme der Geige schwirrte ruhelos durch die Wipfel und schwang sich an der steilen Mauer herauf, und in das einsame Gemach der hohen Frau. Es ist Ugonet, der spielt, sagte sie sinnend vor sich hin. In der Tat, es klingt, wie wenn der Frühling selbst zu singen anhöbe. Wer ihn dies nur gelehrt haben mag nach so langen Jahren?

---

Als sie am andern Tage wieder mit ihm über Land zog, er zu Fuß neben ihrem Maultier, sah sie ihn, der die Augen auf den Weg gesenkt hatte, prüfend von der Seite an, und er erschien ihr heute ein anderer, als sonst. Auch in seiner knechtischen Kleidung trug er sich frei und mit kühnem Anstand, und sein Wuchs wäre vollkommen gewesen, nur daß er ein wenig zu hager war. Seine dunkle Haut hatte sich zu lichten angefangen, der schlanke Hals erschien sogar weiß, und auch die kleinen Hände waren bleich von Farbe. Noch zeigte sich wenig Flaum an Kinn und Oberlippe, desto dichter frauste sich das glänzende Haar um den feinen Kopf, und die Brauen zogen sich in einer geraden schwarzen Linie über den großen, trübsinnigen Augen hin. Seine Gönnerin sagte sich zum erstenmal, daß ein schöneres Jugendbild nicht leicht zwischen dem Meer und der Garonne zu finden sein möchte, sicherlich aber keines, das an seinem eigenen Aussehen so wenig Freude zu haben schien. Es dauerte sie der arme Landfremde Jüngling, den sein Herrn zu ewiger Dienstbarkeit verdammt zu haben schien, da nicht viele der Edelgeborenen es an Gaben der Natur mit ihm aufgenommen hätten. — Die Bernarda hat doch recht gehabt, sagte sie lächelnd von ihrem

Sattel herab; die lange Ruhe ist deinem Geigenspiel gut bekommen; es ist, als hättest du seit der Knabenzeit Tag für Tag dich bei einem guten Meister geübt, so schön und stark führst du den Bogen.

Und nach einer Weile da er nichts erwiederte und den Kopf tiefer auf die Brust senkte: Du solltest darauf denken, Ugonet, dich zu einem Troubadour zu verdingen und ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. Da würdest du Ehre und reichen Lohn gewinnen, und die ferne Welt sehen, was dir besser anständig, als hier im Schatten zu verkommen und es nicht höher zu bringen, als mit der Zeit zum Stallmeister oder Marschall.

Der Jüngling schüttelte stumm den Kopf. Und da sie gerade an einem Hause angekommen waren, wo ein Kranker lag, den die Vizgräfin zu besuchen hatte, blieb es für diesmal bei diesen wenigen Worten. In der nächsten Nacht aber, als Beatrix nach der Abendtafel in ihr Laboratorium trat, um noch einige Heilmittel zu bereiten, deren sie für morgen bedurfte, trat ihr Fuß auf etwas Hartes, das am Boden lag. Sie bückte sich, es aufzuheben, und sah im Mondzwielicht, daß es der Bolzen einer Armbrust war, der durchs offene Fenster hereingeslogen sein mußte. Als sie das stumpfe Holz — denn die Spitze war sorgfältig abgebrochen worden — näher betrachtete, fand sie einen Streifen Bergament darumgewickelt, auf welchem einige Strophen standen. Sofort wußte sie mit der untrüglichen Ahnung eines Frauenherzens, wer diese wunderliche Post an sie abgesandt, zündete ihre dreiarmige Lampe an und saß am Herde nieder, das Blatt zu lesen.

Es war eine Kanzone, in der Strophe gedichtet, die der fremde Troubadour zu seinem Liede gebraucht, und lautete so:

O wollet nicht, ich soll die Stätte fliehn,  
Wo ich zuerst erfuhr, was leben heißt!  
Den Fremdling, arm und glücklos und verwaist,  
Läßt ihn am Ort, wo ihm die Sonn' erschien!  
Müßt' ich von dannen ziehn,  
Es wär', als bräche man ein Blatt vom Baum:  
Die Winde jagen's hin am Wegesbaum,  
Und das noch eben prangte frisch und grün,  
Ist vor dem Herbst verborret und ergreift.

232  
No 4. 5

O schick mich nicht in fremde Dienstbarkeit!  
Nur einem Zwang gehorcht mein störrisch Blut,  
Und was mein Arni in dieser Frone tut,  
Scheint mir wie Dienst, den Heiligen geweiht.  
Ich weiß, wie weit, wie weit  
Mein Los von der, die mir befiehlt, mich trennt;  
Doch dulde sie's, wenn Stern an Stern entbrennt,  
Dass nur von ferne sich bescheiden fühlt,  
Der Glühwurm ihrer Huld und Schöne freut.

Sie hatte die Verse noch nicht zu Ende gelesen, da fing unten am Wall die Geige wieder an zu klingen, und sie vernahm jene Melodie, die der Spielmann von Narbonne auf der Laute gegriffen hatte, nur um vieles süßer und sehnüchtiger. Da las sie die Strophen von neuem und dann zum dritten Mal, bis der Geiger eine neue Weise anstimmte, zu der die Worte nicht mehr passen wollten. Es währte diese Nachtmusik über eine volle Stunde. Und immer saß die Lauscherin oben im Turme unbeweglich und hatte das Blatt auf den Knien und die Augen halb geschlossen, daß sie nur ein Stück von dem silbernen Mondhimmel draußen sah. Als das Spiel unten verstummte, tat sie einen tiefen Seufzer und stand auf. Sie ging zu einem kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und indem sie die Lampe voll über ihr Gesicht scheinen ließ, betrachtete sie sich eine ganze Weile und mußte endlich selbst über die bekümmerte Miene lachen, mit der ihr Bild sie anblieb. Er ist nicht recht gescheit, sagte sie vor sich hin, und ich selbst noch unkluger als er. Das sind Kinderpossen, wie sie zu zwanzig hingehen mögen; zu vierzig sollte man sich lieber binden lassen, als mit solcher Tollheit frei herumgehen. Schäme dich, altes Kind! Tu noch deine Arbeit und dann lege dich nieder und schlaf alle klingende und singende Torheit aus.

Dann trat sie an den Herd zurück und bereitete sorgsam alles, was sie für ihre Kranken nötig hatte, schlief auch diese Nacht ruhig und traumlos wie immer. Sie hatte sich vorgenommen, Ugonet davor zu warnen, daß er sich der Versmacherei nicht ergeben möge, die sie in den meisten Fällen für ein müßiges Spiel mit schönen Worten hielt, nur erfunden, sein eigenes Gemüit zu fälschen und fremde, arglose Seelen zu betrügen. Als

sie aber des Jünglings stille, traurige Miene sah, brachte sie's nicht übers Herz, ihm etwas zu untersagen, was ihm als ein Trost in seinem armen Dasein erscheinen müßte, und so war von den Versen und der Serenade zwischen ihnen nicht die Rede.

Auch nicht an den folgenden Tagen, obwohl die Geige pünktlich, sobald es nacht wurde, wieder erklang und die Vögel im Walde immer länger wach erhielt. In der vierten Nacht wurde das Spiel plötzlich unterbrochen. Die Lauscherin oben vernahm die heftige Stimme ihres Bruders, der sich das Wimmern und Winseln ein für allemal verbat. Als Beatrix ihre getreue Bernada befragte, erfuhr sie, Guigo, der Narr, habe aus Eifersucht auf Brunet, der durch seine Musik das ganze Gefinde bezaubert habe, dem Herrn hinterbracht, daß der Stallhube allnächtlich vor den Fenstern der Bischöfin die Geige spiele und man bereits darüber zu reden anfange. Beatrix antwortete mit einem Scherz und tat, als sei es auch ihr fast unlieb gewesen, in ihrem nächtlichen Laborieren gestört zu werden. Sie hatte sich aber schon so sehr daran gewöhnt, durch die Geige in Schlaf gesungen zu werden, daß sie die nächste stumme Nacht hindurch sich ruhelos auf ihrem Lager wälzte und mit überwachten Augen aufstand.

Nun war für diesen Tag ein Ritt nach dem Kloster hinauf beschlossen gewesen, da die Abtissin in die Burg hinunter die Botschaft gesendet, sie fühle sich mehr als sonst unpaß und wünsche sehr, ihre ärztliche Freundin zu Rate zu ziehen. Also wurde das Maultier gesattelt, Brunet befestigte die Wanderapotheke an des Sattelknauf und half der Herrin in den Bügel. Sie war Willens gewesen, sich für diesmal einen anderen Begleiter zu nehmen, da sie befürchtete, es möchte über den nächtlichen Vorfall zu Grörterungen kommen, die dem heftigen Knaben vielleicht Worte entrissen, wie sie sie nicht zu hören wünschte. Als sie aber sah, daß er ein ganz verfärbtes Gesicht und gerötete Augen hatte, konnte sie sich nicht entschließen, ihm eine neue Kränkung zuzufügen, gab ihrem Tier einen Schlag mit der Hand auf den rauhen Hals und trabte munter den Berg hinan, so daß Brunet sie erst einholen konnte, als die Steile des Pfades ihren Schritt mäßigte.

Nun hatte sie sich inzwischen bedacht, als eine kluge und herzhaftes Frau, wie sie war, den Stier lieber gleich bei den Hörnern zu fassen, füng deshalb an, in scherzendem Tone von der unterbrochenen Nachtmusik zu reden und daß es auch ihr leid darum sei, vielleicht aber doch zu seinem Besten gereichen werde. Denn er verwöhne und verzärtele sich mehr und mehr durch die Übung dieser müßigen Künste, die ihm endlich jedes mannhafte Tun verleiden würden. Sie denke nicht gering von der fröhlichen Kunst der Poesie. Es habe zu allen Seiten große und erlauchte Dichter gegeben, die einen gerechten Ruhm geerntet und noch lange nach ihrem Tode wie Sternbilder den späteren Geschlechtern geleuchtet hätten. So werde jetzt auch in der Provence der Name manches Troubadours gleich dem eines mächtigen Fürsten oder siegreichen Kriegshelden mit hohen Ehren genannt, und sie selbst würde nicht minder gern, als einen der weisen Meister, die von den Geheimnissen der Natur geschrieben, einen Dichter wie Bertran von Born, oder Bernhard von Ventadour oder Arnaut Daniel von Angesicht kennen lernen. Diese aber seien zu ihrem Ruhm nicht ohne Mühe und eifriges Nachdenken über die Kunst gelangt, wie denn nichts Wortreffliches nur so im Fluge zu erreichen sei, etwa gleich einem Vogel, den ein guter Schütz mit seinem Pfeil aus den Wolken hole. Wie aber er, Ugonet, zu solcher Höhe der Kunstübung gelangen wolle, im Stall bei seinen Pferden, ohne Bücher oder Lehrmeister? Dagegen, wenn er sich in der Führung der Waffen eifriger ausbilde, er bald einen tüchtigen Kriegsmann aus sich machen und wohl hoffen könne, trotz seiner geringen Herkunft dereinst noch einmal sich zu ritterlichen Ehren aufzuschwingen. Das gezieme ihm besser, als ein poetischer Stümper zu bleiben, was unfehlbar geschehen werde, da er es ja verschmähe, fortzugehen und sich bei einem ordentlichen Dichter in die Schule zu begeben.

Hierbei errötete sie ein wenig, da sie, ohne es zu wollen, bei dem verfänglichen Punkt jenes ersten Gedichtes angelangt war. Er machte es ihr aber durch sein demütiges Schweigen leicht, wieder davon abzulenken, und so konnte sie noch eine Zeit lang ihr Ermahnungen fortsetzen, wobei sie sich redliche Mühe gab, ihm recht als eine weltweise mütterliche Vorsehung zu erschei-

nen, die seit undenklicher Zeit über alle jugendlichen Anwändlungen hinaus sei. Versprich es mir, Ugonet, sagte sie schließlich, daß du diese Kindereien abtun und einen tapferen Mann aus dir machen willst. Im Frühling blühen alle Bäume; aber nur diejenigen werden von den Menschen geschätzt und gepflegt, die Frucht tragen. Die anderen läßt man eine Weile wachsen und haut sie dann um, daß sie wenigstens Brennholz geben.

Er murmelte tief erglühend etwas vor sich hin, daß sie für eine Zustimmung nahm. Dann sprachen sie auf dem übrigen Wege nichts mehr hierüber.

Der Tag war sonnig und sie litten von der Glut. Als sie dann beim Kloster ankamen, lief ihnen der Meier oder Klostervogt entgegen, der in einem Häuschen, einen Bogenschuß von den geistlichen Mauern entfernt, mit seinem Weibe wohnte. Er half der Herrin aus dem Sattel, führte sie selbst an die Klosterpforte, wo sie alsbald mit ehrerbietiger Freude von der Schwester Pförtnerin bewillkommen wurde, und band das Maultier, nachdem er es des schweren Sattels und seiner übrigen Last entledigt hatte, an einem Pfahl mitten auf einer grünen, schattigen Aue, wo die würzigsten Bergkräuter wuchsen und auch die Klostereselin weidete, die zuweilen gewürdigt wurde, die Frau Abtissin oder eine der Nonnen auf ihrem geduldigen Rücken zu Tal zu tragen. Dann zog er Brunet, an dem er von jeher großes Gefallen gefunden, zu einem ländlichen Mahl unter sein schlichtes Dach, wunderte sich auch kaum, daß der Jüngling heute noch einsilbiger und versonnener schien, als gewöhnlich, da er schon wußte, daß seine muntere alte Frau und sein feuriger junger Wein mit der Zeit es dahin zu bringen pflegten, den scheuen Gast ein wenig aufzutauen.

So geschah es auch heut, und sie saßen über die heißen Tagesstunden einträglich beisammen, der Meier von Hispanien erzählend, wo er in jungen Jahren als Knappe eines Ritters sich manchen Wind hatte um die Nase wehen lassen, Brunet begierig horchend, da er jenes Land als seine eigentliche Heimat betrachtete. Darüber hatten sie es nicht acht, daß die Sonne sich neigte, bis die Pförtnerin gelaufen kam und die Nachricht brachte, die Vizgräfin wolle unverzüglich den Heimweg antreten.

Brunet sprang auf, daß Maultier wieder zu satteln und aufzuzäumen. Wie er aber auf die Halte hinaustrat, war weder dort, noch so weit die Blicke reichen mochten, von dem sonst so geduldig harrenden Tier auch nur der Schatten zu erspähen. Er rief und lockte und stieg auf den nächsten Abhängen und umbuschten Klippen herum. Da aber auch die Klostereselin verschwunden war und auf das Pfeifen des Meiers sich nicht wieder einstellte, war es klar, daß das herrschaftliche, an gutem Futter nicht darbende Tier Gefallen an der schlichten geistlichen Blutsverwandtin gefunden, im Übermut seiner zärtlichen Neigung die Halter zerrissen und sich der arglos Weidenden genähert habe. Diese, an dergleichen höfische Budringlichkeiten nicht gewöhnt, mochte das Weite gesucht und von dem stürmischen Bewerber bedrängt in die hohen Fichtenwälder hinaufgelaufen sein, die das Klostergebiet im Winter gegen Lawinensturz schirmten.

Noch standen die beiden ratlos, und Brunet wollte vergehen vor Grimm und Unmut, daß er seines Dienstes nicht besser geachtet habe, als die Klosterpforte sich öffnete und Beatrix, von der sämtlichen frommen Schar geleitet, auf die abendlich kühle Rue hinaustrat. Gesenkten Hauptes näherte sich ihr der Jüngling und berichtete, wie die Sache stand. Es könne ein Stündlein darüber vergehen, fügte der Meier hinzu, bis man der Flüchtlinge wieder habhaft geworden, da die Spuren im Kreise ließen und der Berg voller Schluchten sei. Beatrix lächelte, während sie die wunderliche Mär vernahm. Sie wollte aber nichts davon hören, wieder ins Refektorium zurückzukehren, um dort zu harren, bis der Entführer eingefangen sei. Die Luft ist lieblich, sagte sie, und ich denke, ich kann es wagen, den Heimweg zu Fuß anzutreten. Dieser mein Freund — und sie erhob den Stock von Ebenholz mit silberner Krücke, auf den sie sich im Gehen zu stützen pflegte, — ist zwar so steile Pfade nicht gewöhnt. Aber Brunet wird ihm zu Hilfe kommen und mir seinen Arm leihen, und wenn Meister Elias — so hieß der Klostervogt — so gut sein will, meinem leichtfertigen Zelter nachzuspüren, holt er uns vielleicht noch auf halbem Wege ein. Wer hätte dem frommen Tier, das längst aller Weltlust abgesagt zu haben schien, ein so unschickliches Betragen zugetraut?

Sie umarmte ihre geistliche Freundin, küßte sie auf beide Wangen und ließ es dann mit Widerstreben geschehen, daß die Nonnen sämtlich der Reihe nach ihr die Hände küßten. Dann winkte sie dem Jüngling, ihm ein freundliches Wort zum Troste sagend, und verließ ohne weiteres, die linke Hand auf seinen Arm gestützt, mit der Rechten den Stock regierend, ungleichen aber raschen Schrittes das Klostergebiet, von dem der Weg sich alsbald durch niederes Gestrüpp über unregelmäßig hingestreute Felsen ziemlich jäh in die Tiefe wand.

Sie war sichtlich in heiterster Laune; der starke Würzwein, der im Kloster bereitet wurde und von dem sie gegen ihre mäßige Gewohnheit ein volles Kelchglas geleert, die Hilfe, die sie ihrer Freundin gebracht, der Glanz, von dem der pfirsichfarbene Abendhimmel erzitterte, dazu das ungewohnte Gefühl, sich einmal auf ihre eigenen Glieder zu verlassen, all das machte sie lustig und schier übermütig, daß ihr zu Mute ward, wie in ihren früheren Mädchentagen, ehe noch ihr leidiges Gebrechen sie von wilden Sprüngen zurückhielt. Sie scherzte mit Brunet, daß er wohl zu tief der Frau Klosterbürgin in die Augen gesehen und darüber versäumt habe, von Zeit zu Zeit einen Blick auf das weidende Pärchen draußen zu werfen. Dazwischen wurde sie wieder ernsthaft, blieb aufseufzend stehn, und indem sie ihr Tüchlein hervorzog, sich die feuchte Stirn zu trocknen, fragte sie: Wenn du wüßtest, Uc, wie ich den Lemosi beneide! (so hieß der Maul'esel, der aus Limoges stammte). Er ist auch nicht der Jüngste mehr, aber da er kein Krüppel ist, kann er über Berg und Tal seiner törichten Laune nachrennen, so weit es ihm beliebt. Ich dagegen — nun, ich bin zwar weise und vor übermütigen Anwandlungen geschützt durch meine ernsten Studien: aber verdienstlich würde es erst sein, nicht mehr zum Tanze zu gehen, wenn ich leichtfüßiger wäre. Nun humple ich meinen schmalen Tugendweg auf und ab im Schweiße meines Angesichts, als ob ich mit am Sündenfalle schuld wäre. Hast du den Reisiger noch im Sinn, Ugonet, der auf dem Hofe war, da du bei uns ankamst? Er hatte ein zerschossenes Bein und wurde aus Varmherzigkeit vom Torwart gefüttert, der ein großer Beizjäger war. Wie oft, wenn ich ihn so auf dem gesunden Beine stehen sah,

ben Stumpf des andern an den Leib gezogen, müßte ich lachen: Du treibst es nicht viel anders, als ich, armer Bursch! Wer dich so sieht, möchte dich für einen ganz schmucken Vogel halten. Wir aber wissen, wie Krüppeln zu Mute ist.

Sprecht nicht so, Herrin! brach es von den Lippen des Jünglings. Bei San Joan, wen ich so von Euch reden hörte, ich würde ihn eilig stumm machen. Wenn Ihr nun selbst so schlimme Worte über Euch braucht, über Euch, die Ihr immer vor mir steht wie ein Wesen aus einer anderen Welt —

Still, Herr Poet! lachte sie wieder und gab ihm mit der Linken einen kleinen Schlag auf den Arm. Ihr seid ein Träumer und Kindskopf und habt von der Welt nicht viel gesehen, und freilich, mit den Bergamentgesichtern droben im Kloster und den Mägden in Beziers kann es der lahme Engel immerhin noch aufnehmen. Wenn du mich aber gekannt hättest, wie ich aussah, als du eben zur Welt gekommen, — ha, ich will dir doch das Bildnis zeigen, das damals ein welscher Maler von mir gefertigt und das ich meinem Herrn Verlobten nach Aragon geschickt. Der kluge Prinz hat es mir hernach mit höflichem Dank wieder zustellen lassen. Er hatte sich eilig fett daran gesehen. Dir aber wird es zeigen, daß du ein Narr und Phantast bist, wenn du noch zwanzig Jahre später das Urbild, das inzwischen nicht so wohl aufgehoben und in Gold gefaßt war, für ein Weltwunder hältst.

Brunet erwiderte nichts. Die Nähe der geliebten Gestalt, deren Brust er an seiner Schulter fühlte und deren lebhafter Hauch seine Wange umspielte, machte ihm das Herz erglühen und den Kopf schwindeln, daß er alle Mühe hatte, den Weg immer im Auge zu behalten und die unsicheren Schritte der Herrin auf die bequemste Spur zu lenken. Auch sie war wieder still geworden, vielleicht in Zugenderinnerungen versunken. So hatten sie vom steilen Wege etwa die Hälfte zurückgelegt, da erlahnte die Kraft der mühsam Schreitenden vollends; sie blieb, mit einem ängstlichen Blick nach der Höhe zurück, stehen und sagte: Er holt uns nicht mehr ein, fürcht' ich, und mit meinem eigenen Gehwerk bring' ich es doch nicht weit. Was mein Herr Bruder für ein Gesicht machen würde, wenn ich über Nacht aus-

bliebe! Sonst hätt' ich nicht übel Lust, dort im Busch unter dem wilden Thymian bis an den Morgen zu schlafen, und die Sterne würden mich so gut bewachen wie der Baldachin über meinem Bett. Inzwischen, da es nicht sein darf, will ich dort ein paar Augenblicke rasten, bis der arme Schelm, mein linker Fuß, sich von seinem Erstaunen erholt hat, daß man ihm so saure Arbeit zumuten konnte. Du aber lauf ein paar Schritte zurück und spähe, ob von dem ungetreuen Knecht, dem Limosiner, noch immer nichts zu sehen ist.

Sie ließ seinen Arm los und wandte, bloß auf ihren Stab gestützt, nach einem kleinen buschigen Platz nah am Wege, wo über niedrigem Haselgesträuch ein paar hohe Edelkastanien ihren Wipfel breiteten und ein Duell ringsum starkduftende Kräuter zu üppiger Blüte brachte. Nicht weit von seinem Murmeln sank sie in das hohe Gras mit einem unterdrückten Stöhnen. Sie sah den raschen Jüngling den Pfad wieder hinaufsteigen und hörte ihn rufen. Da zog sie verstoßenen Schuh und Strumpf von ihrem übermüdeten Fuß und goß aus einem Fläschchen, das sie immer mit sich führte, ein paar Tropfen eines stärkenden Balsams auf das zarte Glied, rieb es mit der Hand und fühlte es in dem frischen Grase. Dies vollbracht, fühlte sie eine große Erquickung und streckte sich nun behaglich auf dem sanft geneigten Abhang aus, beide Arme unter dem Kopf verschränkend, da es an einem anderen Kissen gebrach. Ihr däuchte aber, sie habe nie weicher und wohliger geruht; die Lust war lau und frisch zugleich, keine Mücken belästigten sie, nur ein paar schöne, seltene Falter gaufelten über der Quelle einander nach, und nachdem sie mit den Augen ihren schwankenden Flug eine Weile verfolgt und dabei dem eintönigen Liedchen des Baches gelauscht hatte, fielen ihr die Wimpern zu, und sie versank in einen süßen, erquicklichen Schlaf.

Allerlei Träume schwirrten an ihrer Seele vorüber, lustige und schwermütige. Den lahmen Knecht sah sie, der, ein Wickelkind auf dem Rücken, zu ihr hin gehüpft kam und, nachdem er ihr seine Last in den Schoß geworfen, seine Flügel ausbreitete und mit einem scharfen Geschrei, das wie Hohngelächter klang, davonflog. Als sie das Kind dann näher betrachtete, das sie

erst für einen kleinen Neger gehalten, wurde das Gesichtchen mit jeder Minute heller, bis sie deutlich die Züge Brunets erkannte. Der Kleine tastete mit den Händchen nach ihrem Gesicht und ihrer Brust, daß sie Mühe hatte, sich seiner Unart zu erwehren, und ihn von ihrem Schoße weghob und auf die flache Erde legte. Da fing er plötzlich an, die ersten Verse jener Canzone zu singen, die sie wohl im Gedächtnis behalten hatte, und schon wollte sie, von seiner klagenden Stimme gerührt, ihn wieder auf ihren Arm nehmen, als die Abtissin dazwischen trat und eine ihrer beliebten Standreden gegen das falsche und wankelmütige Geschlecht der Männer anhob. Zugleich reichte sie ihr einen goldenen Becher, daraus sollte sie ewiges Vergessen trinken, und was der tollen Phantasien mehr waren, die ihr schlummernder Geist ausbrütete. Wie lange dies Spiel währete, wußte sie nicht, nur daß zuletzt ein halbwaches Gefühl der Unruhe sich ihrer bemächtigte: es möchte wohl Zeit sein, wieder aufzubrechen, daß die Nacht sie nicht überrasche. Nur ihr Kopf aber ermunterte sich ein wenig, ihre Glieder waren noch wie ebannt. Mit großer Anstrengung konnte sie langsam die Augenlider auffschlagen; da sah sie in der Dämmerung, die sie umgab, zwei andere Augen dicht über den ihren, die sie schon eine Weile angestarrt zu haben schienen: dunkle, ernsthafte junge Augen, aus denen eine helle Flamme hervorzubrechen schien. Daß es Brunets Augen waren, wußte sie sofort. Ob es aber ein Traum sei, daß er neben ihr im Grase kniete und in einer Art Verzückung sie betrachtete, oder ob es in Wahrheit sich so verhielt, mühte sie sich umsonst zu unterscheiden. Und da die Augen sich ganz still verhielten und auch sonst kein Laut sich hören ließ, überwältigte sie noch einmal der Schlummer, und die Lippen zu einem fast schalkhaften Lächeln öffnend, drückte sie die Augen wieder zu, wie um zu erproben, ob das Gesicht über ihr nun schwinden würde. Da fühlte sie plötzlich einen warmen Mund auf dem ihren, zwei weiche jugendliche Lippen, die schüchtern und doch mit sehnfütiger Inbrunst auf den ihren ruhten, daß eine süße Wärme ihr ganzes Wesen durchströmte und sie einen Augenblick meinte, ihr Herz müsse still stehen vor nie gekannter Wonne. Sie wollte etwas sagen, eine Frage tun, ein Schelt-

wort aussprechen; aber der Zauber war zu stark, als daß ihr Geist zwischen Träumen und Wachen ihn hätte brechen mögen. So ergab sie sich mit festgeschlossenen Augen in diesen süßen Zwang und hüttete sich, wissen zu wollen, wie es damit zugegangen. Nur ein Seufzer, der sich aus ihrer atmenden Brust befreite, sprach von der Furcht, daß dies Glück zu groß sein möchte, um ihr lange vergönnt zu bleiben. Und in der Tat riß plötzlich der Traum entzwei, eine laute Stimme, die ihren Namen rief und den Abhang hernieder sich näherte, weckte sie gewaltsam auf, sie stieß das Antlitz, das sich zu ihrem herabgesenkt, jählings mit abwehrenden Händen von sich und fuhr in die Höhe. Auch der Jüngling war hastig aufgesprungen und von ihr weggestürzt, dem Ausgang des Gebüsches zu. Da sah man den Rufen den eben herankommen, den Vogt Elias, der das eingefangene Maultier am Bügel sich nachführte. Seine Freude, die Bizgräfin noch unterwegs zu finden, so daß seine dienstfertige Eile ihr doch zu statten kam, sein Eifer, ihr wieder in den Sattel zu helfen, machten es ihr leicht, jede Verwirrung über das, was ihr im Traum geschehen, zu verbergen. Sie belohnte den Mann reichlich, trug ihm einen Gruß an die Frau Abtissin auf und trieb dann das Tier, das mit gesenkten Ohren auf eine wohlverdiente Züchtigung zu warten schien, nur mit einem sanften Zuruf an, sich in Bewegung zu setzen.

Stumm schritt der Jüngling hinterdrein. Es war jetzt an ihm, nicht zu wissen, ob er wache oder träume. Kein Wort wurde zwischen seiner Herrin und ihm gewechselt. Als sie bei nächtlicher Dunkelheit im Schloßhof anlangten und der Bizgraf seine Schwester mit einem scharfen Vorwurf empfing, daß sie ihre Ritter so weit in die Nacht hinein ausdehne, hatte sie nicht ein Wort, weder der Entschuldigung noch der Ablehnung seiner herrischen Nüge. Ohne ihm zum Nachtmahle zu folgen, schritt sie die Wendelstiege hinauf, die in ihr Turmzimmer führte. Sie zündete aber ihre Lampe nicht an, sie warf sich am offenen Fenster in ihren Sessel und sah in den Sternenhimmel hinauf. So fand sie am Morgen die alte Bernarda in ihren Kleidern eingeschlafen.

Sie verließ auch diesen ganzen Tag das Zimmer nicht, obwohl sie etlichen Siechen in der Nachbarschaft ihren Besuch zugesagt hatte, und ließ sich bei ihrem Bruder entschuldigen, daß sie nicht zur Tafel komme; ihr sei nicht wohl. In Wahrheit aber war ihr nie so wohl gewesen, wie in diesen einsamen Stunden. Sie war wie ein Mensch, der in einem Gärthchen, das ihm bisher spärliche Früchte getragen, plötzlich einen goldenen Schatz entdeckt hat. Sie hatte geglaubt, Gott und Welt und ihr eigenes Wesen von Grund aus zu kennen, und nun sah plötzlich alles, was sie umgab, und der, der es erschaffen, und ihr eigenes Angesicht im Spiegel sie mit ganz verwandelten Augen an, so viel schöner, blühender und traurlicher, daß sie nicht aufhören konnte, darüber zu erstaunen. Zuweilen war ihr, als versänke sie in einen bodenlosen Abgrund, daß sie schwindelnd die Augen schloß und eine purpurne Finsternis rings um sie her entstand. Und in dieser Nacht, die über ihrem Haupte zusammenschlug, leuchteten plötzlich zwei dunkle, ernsthafte junge Augen auf, und sie fühlte eine Flamme an ihrem Munde, und ihr Herz stand plötzlich still, als hab' es seinen letzten Schlag getan. Aus diesem seligen Hinsterben fuhr sie dann plötzlich wieder in die Höhe, durch irgend ein Geräusch aufgeschreckt oder durch eine Stimme in ihrem eigenen klugen Haupt, die ihr zurief, daß diese Torheit nicht dauern dürfe. Sie schüttelte dann den Spuk mit heftiger Gebärde von sich und nahm irgend ein Geschäft zur Hand, einen Heiltrank zu bereiten, oder in einem ihrer Bücher eine Stelle nachzulesen, die sich auf einen bedenlichen Fall bezog. Nur daß diese Ermannung selten länger als fünf Minuten dauerte und sofort wieder einem gedankenlosen Hindämmern wich. Auch verbrachte sie nicht wenig Zeit vor ihrem Spiegel, aber ohne Bernardas Hilfe dabei zu heischen. So eifrig, als ob sie eine schwere Schrift entziffern sollte, studierte sie die Züge ihres Gesichts und war nicht mit allen Stellen einverstanden. War hatte ihr Sprüchlein vom Lachen sich auch an ihr bewährt, und das „gute Mut“ zeigte sich an ihrem zartblühenden Fleisch und ihrer weichen Haut. Aber um die Augen und in den Mundwinkeln waren durch dasselbe Lachen viele kleine Fältchen eingegraben, und das

Nachdenken über die Rätsel der Natur hatte auch ihre helle Stirne gefürchtet. Nun sah sie auch die zarten grauen Streifen, die sich frühzeitig in das Schläfenhaar eingeschlichen, und wenn sie dachte, wie lange und in welcher Nähe Brunet sie hatte betrachten können, erschrak sie, daß er nun auch um diese Altersspur wisse. Dann aber lächelte sie, um sich an dem Glanz ihrer festen weißen Zähne zu freuen, und betrachtete zugleich ihre Lippen aufmerksam, ob sie nicht seit gestern, wo sie zum erstenmal von Männeslippen berührt worden waren, verwandelt seien an Farbe oder Form. Sie waren aber, als wäre nichts geschehen, und nicht die leiseste Spur der Flammen, die sie versengt, ließ sich heute noch entdecken.

Als sie dann den Spiegel weglegte, wurde ihr Gesicht wieder nachdenklich, und sie ging mit einem Seufzer zu ihren Büchern, eines hervorzuholen, darin von allerlei magischen Geheimnissen berichtet war, die meisten freilich nicht ohne Mitwirkung dämonischer Mächte zu erlangen. Vor solchen hatte sie stets ein Grauen gefühlt, da sie ein frommes Weib und von hellem Gemüt war, und auch heute warf sie kaum einen Blick auf die Blätter, wo die Zahlen, Worte und Zeichen, die zu Beschwörungen dienten, geschrieben standen. Sie suchte ein Rezept, das ein arabischer Arzt angegeben, um die entflohbene Jugend zurückzubringen, erblichenen Haaren neuen Glanz zu verleihen und das Leben, das schon über seinen Mittag sich geneigt, noch einmal mit Morgenduft zu erfüllen. Auch fand sie es bald und verstand die Namen aller Kräuter und Essenzen, die dazu gebraucht wurden. Nur die Mischung und das Maß der Elemente war nicht ebenso klar angezeigt. Darüber vertiefte sie sich in Sinnen und Erwägen, vergaß Speise und Trank und hörte es kaum, daß Bernarda mehrmals die Tür öffnete, besorgt, ihrer Herrin möchte etwas zugestochen sein. Der Tag verging endlich, die Dämmerung sank herein, längst konnten die Augen der einsamen Grüblerin keinen Buchstaben mehr erkennen, da fiel plötzlich, durch das Fensterchen herein, ein leichter Körper ihr gerade vor die Füße, und als sie ihn aufhob, sah sie, daß es wieder ein Bolzen war, wie jener erste, und wieder mit einem Blatt umwickelt, auf dem sich eine

zierliche Schrift befand. Eilig rief sie der Alten, ihr die Lampe zu bringen, dann riegelte sie die Pforte zu und las, mit zitternden Knieen neben dem Herde stehend:

Ihr zirnet, Herrin; Ihr verhehlt es nicht,  
Denn Ihr entzieht mir Euer Angesicht.  
Ach, ohne dieses Licht  
Wird heller Mittag mir zu Mitternacht!  
Wie geht mit mir so streng Ihr ins Gericht,  
Weil ich, im Bann von allgewalt'ger Macht,  
Geraubt, was ewig sonst versagt geblieben!  
Ach, was zu solchem Wagnis mich getrieben,  
War stärker als Bescheidenheit und Pflicht.

Noch seh' ich vor mir, was mein Unheil war,  
Das blüh'nde Angesicht, das goldne Haar  
Und jenes Augenpaar,  
Das halb verträumt mir süß zu winken schien.  
Und wie ich noch das Lächeln ward gewahr,  
Dem Tode zu erwecken Macht verliehn,  
Da wich die Scheu und Chrfurcht dem Verlangen,  
Ach, einmal nur an diesem Mund zu hängen,  
Nachdem mein Herz geschmachtet Jahr um Jahr.

Nun soll ich wachend küszen, was geschehn  
Im Zaubertraum. Doch laß es mich gestehn:  
Nie kann ich mein Vergehn  
Bereu'n, das noch mit Wonne mich durchglüht.  
Und müßt' ich jetzt durch tausend Dualen gehn,  
Ich jauchzte doch, daß mir dies Heil erblüht.  
Biel lieber in der Hölle tiefstem Grunde  
Gedenken jener kurzen sel'gen Stunde,  
Als ohne sie den Himmel offen sehn!

Sie lächelte, da sie zu Ende gelesen. Sie bemühte sich noch jetzt, daß Ereignis von einer lustigen Seite zu nehmen. Er macht Fortschritte, sagte sie vor sich hin, in der Dichtkunst und in der Reckheit. Ahnt er, daß er es für immer verspielt hätte, wenn er jetzt um Vergebung winselte, wie ein zahmer Knabe? Er will zeigen, daß er ein Herrenrecht habe dem schwachen Weibe gegenüber; — denn wenn es wahr ist, daß ich ihn angelächelt habe, wenn auch nur aus dem Schlaf, trage ich freilich an allem die Schuld. O Brunet, ich wollte, du wärest noch

ein Kind, oder ich könnte es wieder werden! — Und dann sah sie wieder auf das Blatt und wiederholte langsam, jetzt mit ganz ernster Miene die letzten Verse:

Biel lieber in der Hölle tiefstem Grunde  
Gedenken jener kurzen sel'gen Stunde,  
Als ohne sie den Himmel offen sehn!

---

So ganz aber hatte sie noch nicht die Herrschaft über ihr Herz verloren, daß sie sich aller Gedanken, was daraus werden sollte, entschlagen und wie ein unreifes Mädchen dem Zauber eines namenlosen Gefühls hingegaben hätte. Daß sie ihn nicht wieder sehen dürfe, daß es notwendig sei, ihn unter einem schicklichen Vorwande aus dem Schlosse zu entfernen, ihn und sie vor den Gefahren dieses hoffnungslosen Spiels zu behüten, stand ihr mitten im Taumel ihrer wonnigen Gedanken fest. Nur wie es anzufangen wäre, wollte ihr nicht sogleich einfallen. Und inzwischen war sie schwach genug, aus ihrer verstohlenen Höhe herab nach ihm auszuspähen, wenn er über den Hof ging, oder ein Pferd bändigte, oder im Schatten des Torbogens sitzend eine schartige Klinge wieder blank schliff. Er selbst sah über Tag nie zu ihrem Fenster hinauf. Es schien ihr aber, als trage er den Kopf stolzer auf den Schultern und schreite beflügelter über die Steine des Burghofs oder die Treppenstufen zu dem Söller hinan. Sie sah auch, daß der Narr Guigo sich zuweilen an ihn machte, mit Stachelreden, die den Knechten zu lachen gaben. Für Brunet war es wie ein rauhes Lüftchen, das ihm übers Gesicht fuhr. Er wandte nicht einmal den Kopf, oder zuckte auch nur die Achseln.

Doch an jedem Abend, sobald es im Hofe still und leer geworden war, flog ein Armbrustbolzen in das Turmfenster, und die Briefe, die diese lustige Post beförderte, klangen täglich stürmischer, sehnüchteriger und verwegener. So füß es der Empfängerin deuchte, dies verworrene Stammeln anzuhören und an der Glut dieser Leidenschaft zugleich mit der Blüte eines jungen Menschenherzens auch eine reine und mächtige Dichterseele sich

entfalten zu sehen, konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß nun jedes Bögern vom Übel sei. Sie brachte eine schlaflose Nacht mit diesem Gedanken hin. Am Morgen stand sie zeitig auf und schrieb einen Brief an den Grafen Almeric von Foix, mit dem sie nahe verswiegert war. Sie bat ihn, sich eines jungen Menschen anzunehmen, der in Beziers mit seinen mancherlei Gaben nicht am rechten Platze sei. Er sei ihr wert, da sie an ihm Mutterstelle vertreten, und werde sie jede Kunst, die ihr Vetter dem Knaben erweise, als ihr selbst geschehen betrachten. — Diesen Brief siegelte sie mit schwerem Herzen. Denn nun erst, da es ernst werden sollte, überlegte sie, wie ihr Leben plötzlich all seinen Wert und Reiz verlieren würde, wenn diese teure Gestalt aus ihm verschwände und der Abend eines einsamen verträumten Tages nicht mehr eine beschwingte Botschaft brächte, die ihr sagte, daß ein anderes einsames Herz in Sehnsucht ihrer gedenke.

Es muß sein! seufzte sie vor sich hin und stand auf, den Brief zu ihrem Bruder zu bringen. Sie wollte ihn unter einem Vorwande bitten, Brunet mit dieser Botschaft nach Foix zu entsenden. Plötzlich hörte sie einen Männertritt vor ihrer Schwelle, und einen Augenblick überfiel sie der Gedanke, ob der Jüngling wohl gar sich unterstehen möchte, zu ihr zu dringen; da öffnete sich schon die Tür, und der Herr des Hauses, der sonst niemals in ihren Gemächern erschien, trat mit finsterer Miene, ohne nur ein Kopfnicken zum Gruß an sie zu wenden, herein.

Er war ein großer Mann, von ungewöhnlicher Leibesstärke, mit eisengrauem Bart und Haupthaar, obwohl nur wenige Jahre älter als seine Schwester, gelblich von Farbe, die Bildung des Gesichts, das dem ihren nicht unähnlich war, durch einen eingewurzelten Ausdruck stolzen Menschenhasses entstellt.

Ihr macht Euch unsichtbar, sagte er mit einer Stimme, die von verhaltenem Zorn bebte. Ich will nicht forschen, was Euch dazu bewegt; ich bin gewohnt, Euch Euer Wesen für Euch treiben zu lassen. Doch muß ich Eure tiefen Studien einen Augenblick unterbrechen, um Euch eine Warnung zu bringen. Ihr seid in Gefahr, Eure Ehre und die unseres Hauses zu schädigen durch ein unbedachtes Tändeln mit einem frechen Knaben, den

Eure Güte seit langem verwöhnt hat. Wie weit Ihr selber Schuld daran tragt, will ich nicht erforschen. Nur so viel mögt Ihr wissen, daß Ihr fortan strenge über Euch zu wachen habt, wenn Ihr nicht selbst das Verderben des Zucht- und Bügellosen beschleunigen wollt. Die Herren von Beziers, wenn sie auch auf die Hoffnung, mit Königen verschwägert zu werden, verzichten müßten, sind immer noch mächtig genug, um die Ehre ihres Hauses nicht dem ersten besten Pferdelnecht preiszugeben.

Er sah Beatriz mit einem Blicke an, der im Grunde ihrer Seele lesen wollte. Ihr Stolz und das Bewußtsein, soeben erst einen Sieg über ihr eigenes Herz erkämpft zu haben, gab ihr Kraft, die Augen ruhig auf den Bruder zu heften. Nur ein wenig hatte ihre Wange sich gerötet, doch mehr vor Unwillen über die harte Rede, als vor Scham oder Bestürzung.

Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, mein Bruder, erwiderte sie fest. Ich bin mir nicht bewußt, die Ehre des Namens, den ich trage, verlegt zu haben.

Nun denn, beim Blut des Heilands! braufste der Bizgraf auf, indem er der Negunglosen einen Schritt näher trat, so muß ich es Euch deutlicher sagen. Der Knabe, den ich um Eure Willen unter dem Gesinde geduldet habe, hat böse Träume, die ihm den Kopf kosten möchten. Einer der Stallbuben, der in der Kammer neben der seinen schläft, hat heut morgen, da sie beim Frühmahl unten in der Gesindehalle beisammensäßen, dem Guigo erzählt, daß er in der Nacht durch die dünne Wand ein heftiges Seufzen und Stöhnen vernommen. Er habe sich aufgerichtet, in der Meinung, dem Brunet sei ein plötzliches Unwohlsein zugestossen. Da habe er deutlich gehört, wie dieser Euren Namen genannt, mit Anrufungen und winselnden Klagen, wie ein Liebender nach seiner Geliebten seufzt. Da ist der Narr in ein überlautes Lachen ausgebrochen, hat seine Kappe vom Kopf genommen und sie über die Tafel dem Buben hingereicht, sprechend: Dieser Hauptfuchskugel geziemt dir, Gevatter. Wer sich einfallen läßt, von der Kunst der Bizgräfin zu träumen, den soll man in ein Narrenkleid stecken. Der Bursch aber, glühend über's ganze Gesicht wie ein Feuerbrand, sei aufgefahren und habe den Krug, der vor ihm stand, gegen den Spötter geschleu-

bert, daß dieser heulend mit blutendem Schädel zu mir gelaufen kam, mir die Gewalttat zu klagen. Ich habe sofort den Buben zu mir beschieden, und da er auf mein ernstes Vermahn'n, mir zu gestehen, ob er je den Blick zu Euch erhoben, nur ein verstocktes Schweigen hatte, ihn von mir gewiesen, nachdem ich die Herzpeitsche, die ich gerade in der Hand hielt, da ich im Begriff war, auf die Jagd zu gehen, ihm über den ungebeugten Nacken habe schwirren lassen.

Sie stand totenbleich vor ihm, immer noch den Blick starr auf sein Gesicht geheftet. Das verzeih' Euch Gott! sagte sie tonlos.

Also doch! fuhr er mit Zähneknirschen fort. Also ist er Euch doch teurer, als Eure Ehre. Wohl! es hat mir geahnt, da ich seine Miene sah, daß er nicht so toll dreiste Gedanken genährt hätte, wenn er nicht dazu ermuntert worden wäre. Er fuhr mit der Faust nach dem Weidmesser, daß er im Gürtel trug, und aus seinen Augen schoß ein Blitz, als ob er sich auf mich werfen und mich niederstoßen wollte. Sein guter Geist hat ihm die Hand noch zurückgezogen. Ihr aber sollt wissen, daß meine Langmut zu Ende ist. Bei dem ersten neuen Beichen geheimen Einverständnisses wird dafür gesorgt werden, daß dieser Wahnsinn nicht um sich greife wie ein fressendes Feuer. Der Forst ist weit und dicht, und der Bolzen eines guten Schützen findet leicht sein Ziel, so daß kein Hahn danach kräht, wenn ein frecher Mund für immer verstummt. Das wollt' ich Euch angezeigt haben, Beatrix. Und nun gehabt Euch wohl und hütet Eure eigenen Träume.

Damit wandte er sich und schritt hinaus. Gleich darauf hörte man ihn, von seinem Jäger begleitet, aus dem Schloßhof sprengen.

---

In der Kammer neben dem Stalle lag Brunet. Er hatte, sobald er, kaum seiner Sinne mächtig, dies armelige Schlupfloch erreicht, den Riegel vorgestossen und sich auf sein Lager geworfen, das Gesicht in das Kissen gedrückt, wie um seine Augen davor zu bewahren, daß sie um sich blickten und die Welt noch sähen wie sonst und ihn noch auf dieser Welt, in der die

Schmach ihm doch auf Schritt und Tritt nachging. Nachdem das erste ohnmächtige Wüten sich vertobt hatte, lag er starr wie ein Toter, nur daß er seine Dual noch fühlte. Draußen kamen und gingen allerlei Stimmen, der Marschall pochte an seine Tür, da er seiner im Stalle bedurfte, er hörte die anderen Knechte im Hof von ihm sprechen und die Mägde lichern. Aber selbst die scharfe Stimme des Narren, der ihm schnöde Hohnworte hineinrief, vermochte nicht, ihn aus der ohnmächtigen Betäubung aufzurütteln. Zwei Gedanken allein standen unverrückt vor seiner Seele: daß er den Schimpf nicht alsbald mit Blut gerächt, und daß er ihn auch in Zukunft nicht von sich abwaschen dürfe, wenn er nicht für immer darauf verzichten wolle, das einzige, was er auf Erden liebte, wiederzusehen. Und doch, wenn er der gezüchtigte Knecht blieb, wie konnte er es wagen, die Augen je wieder zu ihr aufzuheben.

Mehr als einmal zuckte ihm die Hand nach dem Messer, das er an seiner Seite trug und am Morgen zu seiner Schmach und Pein in der Scheide gelassen hatte. Wenn man ihn hier in seinem Blute fände, sie würde die Todeswunde mit ihren Tränen waschen, und wer weiß, auch dem Urheber dieses jammervollen Endes die Ahnung aufdämmern, daß der, den er in den Tod getrieben, ein adligeres Leben verdient habe, als das Schicksal ihm vergönnt.

Dann hielt ihn Jugend und die Fülle unverbrauchter Lebenstriebe von dem verzweifelten Entschluß zurück. Wenn sie davon hörte, welcher Schimpf ihm geschehen, müßte sie nicht auch erfahren, daß er ihn um sie erlitten? Und gehörte sein Leben nicht ihr? Durfte er es wegwerfen, ohne sie zu fragen?

Er wollte sie fragen. Sie sollte Schiedsspruch tun zwischen ihm und ihrem Bruder. Aber würde sie antworten? Hatte sie all diese Tage ihm das kleinste Zeichen gegeben, ob sie überhaupt auf das höre, was seine gefiederten Botschafter ihr zuräunten?

So lag er und nagte sich die Lippe wund in seiner ratlosen Not, und Scham und Grimm, Liebe und Nachdurft stritten sich in seiner Seele. Kein Bissen kam über seine Lippen, nur aus dem Wasserkrug, der seinem Vette zu Häupten stand, fühlte er

ein paarmal sein glühendes Fieber. Die Stunden schlichen dahin, der Abend brach herein, er sah den ersten Stern durch das schmale Fenster äugeln, bald darauf einen schwachen Mondglanz sich in der Kammer verbreiten. Nun war es längst still im Burghofe geworden, niemand hatte mehr nach ihm gefragt, zuletzt waren ihm vor Erschöpfung durch die wühlende Dual der Seele die Augen zugefallen. Ein paar Stunden mochte er so geschlummert haben, noch im Traum mit seinem mächtigen Todfeinde wort- und handgemein, da drang ein behutsames, aber deutliches Klopfen an sein Ohr. Er fuhr auf und lauschte. Wieder pochte es an seiner Tür, und nun hörte er eine Stimme, die eine, die er über Tag vergebens herbeigesehnt: Mach auf, Ugonet! Ich bin's! — und sprang hin und stieß den Riegel zurück, und über die Schwelle trat, einen dünnen schwarzen Schleier über Haupt und Schulter geworfen, Beatriz.

Du brauchst die Tür nicht wieder zu verschließen, sagte sie leise. Wenn jemand käme und mich hier fände, was kümmerte mich's? Ich habe die Nacht nur abgewartet, weil ich dir was zu sagen habe und nicht wollte, daß man uns störe. Laß dich anschauen, Kind. Du lebst! Die Heiligen seien gepriesen! Weißt du, daß ich gefürchtet habe, ich käme schon zu spät?

Ich durfte nicht aus der Welt gehen ohne Urlaub von Euch! stammelte er.

Du hast recht, mein Liebling. Dein Leben gehört mir, daß ich mich noch so lange daran freue, als mir Gott das eigene schenkt. Und darum befiehle ich dir, zu leben, obwohl ich an deiner Stirne lese, daß du nicht zum besten damit zufrieden bist. Siehst du, Ne, was geschehen ist und dir das Atmen verleidet, ist doch auch mit Gottes Willen geschehen, und das bittere Kraut soll eine süße Frucht tragen. Heut in aller Frühe wollte ich dich von mir entsenden für immer, weil ich kein Heil für dich und mich erhoffte, wenn wir zusammenblieben. Und der Brief an den Grafen von Foix, der dich unter seinen Schutz nehmen soll, war schon geschrieben, ein Uriaßbrief — setzte sie mit Lächeln hinzu —; denn du solltest nicht wissen, daß der, dem du ihn brächtest, dich bei sich behalten und dir keine Antwort an mich zu bestellen geben würde. Nun ist der Ulyß herabgefahren und

hat dich gestreift, Liebster, und wie seine Spur dich brennen muß, an mir selbst glaub' ich es zu empfinden. Da bin ich mit mir zu Rate gegangen, daß ich dich jetzt noch minder bei mir zurückhalten darf; denn ich wäre schuld an dem Tode, der dir heimlich geschworen ist. Nun aber sollst du nicht mehr unwissend von mir gehen, sondern die Ehre dieses Hauses, die der Bruder schwer versehrt hat, indem er einen freien und stolzen Menschen wie einen Leibeignen geärgert, soll die Schwester fühnen, so gut sie kann. Ugonet, ich bin gekommen, um dir selbst zu sagen, daß du mir teurer bist als alles in der Welt, daß, wenn du gehst, meine ganze Seele mit dir geht, und daß ich in meinem langen Leben nur ein wahres Glück genossen: als dein junges Herz sich zu mir geneigt, deine Hand mir diese süßen Worte geschrieben, deine Lippen auf meinen geruht haben.

Sie sank auf das Lager, von ihrer eigenen Bewegung überwältigt, und saß eine Weile stumm, während er vergebens nach einem Worte rang. Plötzlich war er ihr zu Füßen gestürzt, hatte ihren Leib umflammert und sein glühendes Gesicht gegen ihre Kniee gedrückt.

Er fühlte, wie sie sich zu ihm niederbeugte, und mit ihren Lippen sein Haar berührte.

Mein Wildling, sagte sie, ich liebe dich um dieser törichten Glut willen, obwohl ich oftmals lächeln muß, daß sie mir gelten soll, die ich eine alte Frau bin, die dich gar wohl hätte unterm Herzen tragen können. Bin doch auch ich selbst um all meine Vorsicht und Besonnenheit gebracht und Tag und Nacht wie ein kindisches Mägdlein, das ein neues Kleid erhalten, herumgegangen, mich im Spiegel zu beschauen, wie gut dieser Busch mir stehe, den ich dir verdanke. So hab' ich mich in deinen Versen bespiegelt, und das Herz hat mir laut geklopft zu ihrem Takt, und ich habe mir eingebildet, dies alles sei echte goldene Wahrheit, was dein schwärzendes Poetenherz ausgeheckt, mich vor mir selbst zu verherrlichen. O Ugonet, nun warne ich dich nicht mehr, diese Künste zu treiben, nun weiß ich, daß du ein wahrer und großer Dichter bist, und daß die Welt es bald inne werden wird. Und darum sollst du nun mit fröhlichem Herzen fortziehen, und deine Nächte an deinem Ehrenschänder soll sein,

dass dein Name weit und breit mit Ruhm genannt und du von Größeren und Mächtigeren, als er selber ist, geehrt und als ihresgleichen gehalten werden wirst. Glaubst du nicht, dass die Wunde der Schmach, die er dir zugefügt, auf diese Art besser und glorreicher vernarben wird, als wenn du ihm ein Schwert in die Brust stießest, was auch ein Knecht in der Wut zu tun im stande wäre?

Sie hielt inne und wartete, was er sagen würde. Er schien aber von ihrer ganzen Rede nur das eine verstanden zu haben, dass er fort solle und sie nie wiedersehen!

Ihr verstoßt mich! brach es aus seiner schweratmenden Brust. O Beatrix, in einer Stunde Himmel und Hölle.

Höre mich aus, sagte sie, indem sie mit sanftester Gewalt sein Haupt an ihren Knieen festhielt und mit der Hand leise seine Locken streichelte. Siehst du, mein Freund, wenn ich jung wäre wie du, keine Macht der Welt sollte mich zurückhalten, mit dir zu gehen und als dein treues Weib mich an deinem Ruhme zu freuen. Und wenn sie an den Höfen die Nase rümpften über die stolze Bizgräfin, die einem fahrenden Sänger nachzöge, so bliebe ich fern von den Schlössern in einem stillen Hause und erzöge deine Kinder, und immer, wenn du des Glanzes müde wärst, kämst du wieder nach Hause, und wir wären glücklich. Nun aber bin ich ein gebrechliches Weib, zweimal so alt als mein Liebster, und wenn er erst zu seiner vollen Mannesblüte gereift sein wird, ist von meinem Flor die letzte täuschende Farbe gewichen, und wenn die Leute auf der Gasse ihm nachrufen, dass aus seinem lahmen Engel ein hinkender Teufel geworden sei, würde er beschämt die Augen niederschlagen und ihnen im Herzen Recht geben müssen. Wohl gibt es ein Mittel, die Flucht der Zeit zu hemmen und einem alternden Leibe noch einmal Jugendkraft und -schöne einzuflössen. Aber es ist ein Wagnis auf Leben und Tod. Denn das Buch, das davon spricht, ist dunkel und zweideutig, und Gifte sind dem Elixir beigemischt, von denen ein Tropfen mehr, als die Mischung erträgt, unfehlbaren Tod bringt. Mehr als einmal habe ich den Trank zu brauen versucht, aber jedesmal hat eine innere Stimme mich gewarnt, Gott nicht zu versuchen. So muss diesmal Alter

in der Tat vor Torheit schützen, da Jugend es nicht vermocht hat. Denn ich war noch sehr jung, als ich mir einredete, Liebe sei ein Wahn und ein Gaukelspiel, das geringe und einfältige Menschen betöre, und nur ein Weib, das sich von ihr freigehalten, dürfe sagen, sie sei an Klugheit und Selbstherrlichkeit den Männern gleich, die sich auch von ihrer Macht nicht unterjochen lassen, sondern nur mit ihr spielen zum Zeitvertreib. Wie habe ich mich getäuscht! Was hat meine Weisheit, und daß ich um mein armselig bishchen Gelahrtheit gepriesen wurde, zu meinem Glück vermocht! Zwei Augenblicke an deinem Munde, mein Geliebter, haben mich mehr Wonne kostet lassen, als zwanzig Jahre tiefer Forschung, und ich habe gesehen, daß alle Weisheit Lied und Trug ist gegen die selige Torheit der Liebe, daß Jugend allein das Glück zur Blüte bringen kann und Selbstvergessen seliger ist als Selbsterkennen. Und daß ich dazu noch gelangen sollte, mein süßer Freund, das werd' ich bis zu meiner letzten Stunde dir danken, wenn auch der Stachel der Neue, mein bestes Leben versäumt zu haben, mir ewig im Herzen wühlen wird.

Sie stand auf und zog ihn mit sich empor. Es ist Scheidens Zeit, sagte sie. Wer weiß, ob mein Bruder uns diese letzte bittere Wonne gönn't; ich habe Licht in seinem Gemach gesehen, da ich über den Hof schritt. Nun aber nimm diesen Brief, den du geraden Weges nach Foix bringen sollst. Es steht nichts darin von dem, was geheim bleiben soll zwischen dir und mir. Aber du wirst nicht ferner freund- und heimatlos sein, denn Graf Alimeric ist ein edler Mann und ein großer Gönner der Dichter. Und dies hier — und sie zog eine Kette aus ihrem Busen — nimm zum Angedenken an die Frau, die dich heißer und treuer liebt, als je ein Weib dich lieben wird. Sieh, es ist die Kette, die ich meinem Bräutigam nach Aragon schickte, mein Bildnis hängt daran in goldener Kapsel. Er hat mir beides wiedergeschickt, wie du weißt. Du wirst das Bild bewahren; die Kette, wenn du je in Not kommen solltest, wird dich vor Hunger und Entbehrung schützen. Stecke sie in dein Wams neben dein Herz, sie ist noch warm von der Wärme des meinen. Und nun laß mich zum letzten Mal dich küssen,

Liebster, wenn es auch töricht ist, sich in dem Wein noch einmal zu berauschen, der ein langes Leben hindurch nie mehr meinen Durst stillen soll.

Sie warf ihre Arme fest um seinen Nacken und hielt ihn lange umschlungen, bis ihre Tränen vorbrachen und sich mit ihren Küszen mischten. Da löste sie sich standhaft aus seiner Umarmung.

„Es ist genug! flüsterte sie; ach, nur schon zu viel! Über ich hab' es selbst gewollt. Komm! Lass uns eilen, eh ich tue, was mich ewig gereuen wird! Ugonet, zwanzig Jahre früher — der lahme Reicher wäre mit dem gesunden geflogen weit übers Meer — und jetzt — aber still! Ich höre Tritte!

Sie stand und lauschte mit verhaltenem Atem, während sein Mund noch immer ihre Wange suchte. Es ist nichts! sagte sie. Nur mein Schützengel flog über den Hof. Ich komm', ich komme!

Damit trat sie aus der Kammer, öffnete sofort die Tür des Marstalls und schritt durch die Reihe der friedlich schlummernen Tiere auf ihr weißes Maultier zu. Auf dem sollst du reisen, flüsterte sie. Ich würde auf seinem Rücken doch nie wieder einen Ritt machen können ohne schwere Gedanken. Sattle ihn geschwind und dann steig auf. He, Lemosi, mein Freund, du sollst in die weite Welt! Trage deinen Reiter sanft und erinnere ihn manchmal an deine alte Herrin, die nie mehr deinen Hals streicheln wird.

Zögernd und widerstrebend war er ihr gefolgt. Behnmal wollte er ihr wieder zu Füßen stürzen, sie beschwören, alles von ihm zu fordern, nur das Scheiden nicht. Sie aber zwang ihn mit ihrem klaren Willen und der Gewalt ihres ruhigen Blickes. Nur seine Geige und ein langes Schwert holte er noch aus der Kammer, dann führte er das Tier sacht aus dem Stall, sie immer an seiner Seite. Sie klopfte den Torwart aus dem Schlaf, der mit bestürzten Augen sie anstarrte, da er glaubte, sie selber wolle bei nächtlicher Weile aus dem Schlosse fliehen. Sie müsse Ugonet entsenden mit einer eiligen Botschaft, be schwichtigte sie den zaubernden Mann. Da öffnete er das Tor und ließ die Zugbrücke nieder. Der Mond war hinter den

Wald getreten, als Lemosi den Huf über die Torschwelle setzte. Brunet zog den Zügel an. Er meinte nicht scheiden zu können, ohne noch tausend Worte gesagt zu haben, die ihm das Herz bedrückten. Beatrix aber, als handle sich's nur um einen kurzen Ausritt, gab dem verschlafenen Tier einen Schlag auf den Hals und rief ihm zu, wie sie sonst wohl zu tun gepflegt: Nun fliege, mein Schwan! — und das Lemosi setzte sich willig in Bewegung und trug seinen Reiter, der mit zurückgewendetem Haupt davonsprengte, in die öde Nacht und die ungewisse Fremde hinaus.

Noch eine kleine Weile stand das einsame Weib an den Brückenpfeilern gelehnt. Lebt wohl, Leben, Glück und Jugend! sagte sie vor sich hin. Dann kehrte sie ins Schloß zurück. Als sie die Treppen hinaufstieg und an der Tür ihres Bruders vorüberkam, stand dieser an der Schwelle, als ob er sie erwartet hätte, das Herz voll heftiger Worte. Sie traten ihm aber nicht über die Lippen. Wie die Schwester an ihm vorbeiging, traf ihn ein Blick aus ihren großen Augen, vor dem er trotz seines herrischen Grimmes die feinigen senken mußte. Gute Nacht, Bruder! sagte sie dumpf. Dies war das letzte Wort, das sie mit ihm redete.

---

Denn von dieser Nacht an ward ihr Leben und Wesen ein völlig anderes. Nie mehr verließ sie ihr Turmgemach, und selbst die Kranken, die ihre Hilfe anriefen, mußten zu ihr hinaufkommen, oder sie schickte die alte Bernarda, die sic nach und nach sich zur Gehilfin herangezogen, an die Siechbetten, die Natur des Leidens zu erforschen, worauf sie ihnen dann die Arznei zukommen ließ. Mit anderen Menschen verkehrte sic nicht mehr; ihrem Bruder, der sie endlich um Zutritt bitten ließ, schickte sie den Bescheid: sie ertrage keines Menschen Stimme mehr, sie sei nur noch fähig, mit ihrem Gott zu reden.

So auch ließ sie sich bei ihrer alten Freundin, der Übtissin, entschuldigen, daß sie weder zu ihr kommen, noch ihren Besuch empfangen könne. Es seien Dinge geschehen, die ihr andere

Gedanken über vieles gegeben, und sie fürchte nun, mit der alten Vertrauten sich nicht mehr wie sonst zu verständigen.

Nur mit Bernarda, die um alles wußte, sprach sie zuweilen von dem einen, was ihre Gedanken erfüllte. Sie hörte durch die Getreue, daß Brunet der Liebling des Grafen von Foix geworden sei, daß seine Kanzonen ihn im ganzen Lande bekannt zu machen anfingen. Doch weigerte sie sich beharrlich, wenn eine von ihnen sich bis nach Beziers verirrte, dieselbe zu lesen. Es werden schönere Verse sein, als er sie zu Anfang machen konnte, sagte sie. Aber sie werden einer anderen Frau gelten und mir darum weniger gefallen. Mein Leben ist zu Ende, das seine beginnt. Wir haben nichts mehr miteinander zu teilen.

So vernachlässigte sie auch ihre Schönheit fast geflissenlich, trug immer dasselbe schlichte Kleid und ließ sich von ihrer Pflegehaare flechten, ohne je einen Blick in den Spiegel zu

... Da sie nur wenig frische Luft genoß und wenig Schlaf, verlor ihr Äußerstes, das so lange seinen Jugendreiz bewahrt hatte, sichtbar von Jahr zu Jahr, und als sie noch nicht die Fünfzig erreicht hatte, glich sie einer schönen Greisin, die frühzeitig hingewelkt ist. Es kümmerte sie das aber wenig. Vielmehr schien es jeden Stachel der Reue abzustumpfen, daß sie in jener Nacht ihrem sehnüchtiigen Herzen nicht gefolgt war und das Leben des Jünglings an das ihre gekettet hatte. Nun muß die alte Weisheit mir helfen, sagte sie lächelnd, die junge Torheit zu verschmerzen.

Am Ende des neunten Jahres, nachdem Brunet von ihr Abschied genommen, starb Vizgraf Ademar. Sein ältester Sohn trat die Herrschaft an und nahm Besitz von dem Schlosse Beziers. Als er ehrfurchtsvoll anfragen ließ, ob er sich seiner teuren Tante vorstellen dürfe, ließ diese ihm sagen, sie sei bereits abgeschieden und in der Gruft ihrer Bücherei beigesetzt. Er solle nicht vor dem Anblick der wandelnden Toten erschrecken, die ihm Glück und Segen wünsche und nur bitte, daß sie in ihrem Schattendasein ungestört fortwesen dürfe.

Und so blieb alles beim alten auch unter dem neuen Herrn. Da kam auf einmal eine Kunde zu der einsam alternden

Frau, die ihr das Herz, das sie längst vermodert glaubte, mit heftigem füßem Schrecken durchglühte.

Der Graf von Foix, den lange Jahre seine Abneigung gegen den alten Herrn von Beziers ferngehalten, ließ seinen Besuch ansagen, um den Sohn und Nachfolger zu begrüßen und die frühere Freundschaft der beiden Häuser neu aufzurichten. Er werde einen wohlbekannten Gast mitbringen, seinen teuren Freund und die Zierde seines Hauses, Uc Brunet, den Troubadour, von dessen Ruhm die Provence voll sei, und der die Stätte wiederzusehen wünsche, wo er seine dunkle Jugend zugebracht.

Als Bernarda diese große Neuigkeit ihrer Herrin atemlos mitteilte, war sie sehr betroffen über den seltsamen Ausdruck des Gesichts, mit dem diese, ohne ein Wort zu erwiedern, in ihrem Sessel ruhte und vor sich hin sah. Sie war darauf gefaßt, daß die Bischöfin für die Tage dieses Besuches sich noch strenger als sonst abschließen würde. Statt dessen fing die wundersame Frau plötzlich an, von Schmuck und Putz zu reden, und ob das Festkleid, das seit so langer Zeit im Schrein gehangen, wohl noch nicht von den Motten zernagt worden sei. Darauf ließ sie sich einen Spiegel bringen und sah fest und ohne eine Miene zu verzieren ihr Bildnis an, daß sie kaum wiedererkennen möchte. Da müssen wir Abhilfe treffen! sagte sie wie zu sich selbst. So darf er mich doch nicht sehen, und meinem Ugonet darf ich doch auch die Türe nicht verschließen, wenn sein treues Herz ihn treibt, bei seiner alten Liebsten anzuklopfen.

Sie war nun einige Tage sehr geschäftig an ihrem Herde und über ihren Büchern, ließ ihre schönsten Kleinodien und besten Kleider bringen und probierte sie der Reihe nach an, bis sie eine Wahl getroffen. Es paßt noch nicht zum Gesicht und Haar, lächelte sie Bernarda zu; aber das soll schon noch kommen.

Die alte Dienerin, der die unsitte Geschäftigkeit ihrer Gebieterin auffiel und die wohl einsah, daß hier mit aller Toilettenkunst nicht viel zu helfen sei, befragte sie wiederholt, was sie vor habe, ob sie ein Schönheitswasser brauen oder eine neue Schminke

bereiten wolle. Mehr als das, und weit Besser es war alles, was sie zur Antwort erhielt. Es schien eine große Wandlung mit der sonst so ruhigen, klarsichtigen Frau vorgegangen zu sein. Mitten in dem Verfall ihrer leiblichen Gaben und Vorzüge war ihr Geist bisher fest und hell geblieben, von der Entzagung nur leise umschleiert. Auf einmal schien ein verspätetes jugendliches Gefühl aus dem Grunde ihrer Seele hervorgebrochen zu sein, wie eine verschüttete heiße Quelle, die unerwartet zu Tage tritt und das bescheidene Ziergärtchen, das um sie her angelegt worden, zerrüttet. Hatte sie in jüngeren Jahren auf kleine frauenshafte Künste nur wenig Wert gelegt, so war ihr nun nichts wichtiger, als wie sie ihrer Gestalt und Erscheinung zu einiger Anmut verhelfen möchte. Die alte Getreue sah dies Bemühen mit wehmütigem Kopfshütteln und half ihr, so gut sie konnte, den verbliebenen Putz aufzurischen. Wenn sie dazwischen aber auf die verwelkten Wangen ihrer Frau einen verstohlenen Blick warf, seufzte sie über das vergebliche Tun. Auch merkte sie aus den abgerissenen wunderlichen Reden der Herrin, daß es nicht mehr ganz geheuer sei unter dieser einst so klaren Stirn. Als Kleid und Schmuck bereit lagen und sie sich entfernen durfte, hörte sie draußen vor der Kammer die Herrin leise vor sich hin singen, mit einer vom langen Schweigen halb erloschenen Stimme. Sie erkannte die Weise nicht, die seit jenem Tage, wo Brunet auf seiner kleinen Geige sie dem Troubadour nachgespielt, nicht wieder an ihr Ohr gekommen war. Daß aber die einsame stille Frau zu singen versuchte, erschien ihr so traurig und unheimlich, daß sie mit Tränen in den Augen davonlief.

So kam die Zeit des Besuches heran.

Am Abend vor dem bestimmten Tage, wo die Gäste erwartet wurden, schickte Beatrix die Alte zeitig zu Bett. Sie habe viel zu tun bis morgen. Dann sah man das Licht aus dem Turmzimmer blinken die ganze Nacht hindurch, bis es in der ersten Morgenfrühe erlosch. Der Besuch kam zeitig angesprengt, ein großes Gefolge begleitete den Grafen, unter all den Rittern und Knappen zog keiner die Augen mehr auf sich als ein schlanker hoher Mann in der Blüte der Schönheit, mit einem

ernsthaften Gesicht von dunkler Farbe, der zur Linken seines hohen Gönners ritt und dicht hinter ihm die Stufen zu der Empfangshalle hinaufschritt. Als die ersten Begrüßungen getauscht und ein Frühtrunk eingenommen war, wandte er sich an den jungen Herrn des Hauses mit der Bitte, seiner edlen Verwandten, der Bischöflein Beatrix, seine Huldigung darbringen zu dürfen, da sie die Wohltäterin und Pflegerin seiner armen Jugend gewesen sei.

Er trug eine goldene Kette um den Hals, an welcher ihr Bildnis hing, das der Neffe, der sie nur in früher Zeit gesehen, sofort erkannte. Er wolle gern seinen Wunsch gewähren, sagte er. Doch sei sie inzwischen sehr verändert, wie ihre Dienerin versichere, und pflege niemand mehr zu empfangen. Er selbst aber werde den Gast zu seiner Mühme hinaufgeleiten und vielleicht bei diesem Anlaß auch gewürdigt werden, der edlen Frau ins Angesicht zu sehen und die Hand zu küssen, die so viel Wohltaten gespendet und Leiden gelindert habe.

Also brach, da auch der Graf von Foix um die Vergünstigung bat, seine alte Freundin begrüßen zu dürfen, fast die ganze Gesellschaft auf und stieg die Stufen zu dem Turmgemach hinan. Sie waren aber noch nicht auf dem obersten Absatz angelangt, als ihnen die alte Bernarda mit tief verstörtem Gesicht und der Gebärde höchsten Schreckens entgegenstürzte. Sie deutete, da die Sprache ihr versagte, durch Zeichen an, daß sie fern bleiben möchten; Brunet aber, von schauerlicher Ahnung getrieben, drängte sie sanft beiseite und stürmte die Stufen vollends hinauf. Als er die Schwelle droben betrat, blieb er selbst, vom Schrecken übermannt, keines Wortes mächtig, stehen. Er sah seine alte Geliebte am Herde sitzen, in höchstem Putz, mit Ringen und Geschmeide geziert, daß Haupt aber, von schneeweissem Haar umflossen, gegen die hohe Lehne des Sessels zurückgesunken, die Züge still und starr und die gebrochenen Augen mit einem feierlichen weltabgewandten Ausdruck gegen die niedere Wölbung gefehrt. Als er näher zu treten über sich gewann, sah er, daß ihre linke Hand noch einen Becher umkrampft hielt, aus dem sie kurz vor dem Ende getrunken

haben mußte. Mancherlei Tiegel, Pfannen und Gläser standen neben den erloschenen Kohlen; auf einem Tischchen lag ein großer Pergamentband, und die Seite war aufgeschlagen, auf welcher von dem Elixir gehandelt war, das entflohene Jugend zurückbringen und entfärbten Locken neuen Goldglanz verleihen sollte. Der Mund der Toten aber lächelte, wie von einer seligen Hoffnung oder Erinnerung verklärt.

---



# Die Rache der Vizgräfin

(1880)

**W**unter den vornehmten Häusern der Provence, welche die Pflege der höfischen Dichtkunst und ihrer Sänger sich angelegen sein ließen, wurde um das Jahr 1180 keines so laut und oft genannt wie das Schloß des Vizgrafen *Heraclius von Polignac*, eines der reichsten und angesehensten Barone des Landes und des unbestrittenen eifrigsten Gönners und Förderers aller Dichter und ihrer Gesellen, obwohl er selbst niemals zwei klingende Zeilen zusammengefügt oder auch nur Regel und Brauch der Verskunst begriffen hatte.

Auch war dies nicht wohl von ihm zu verlangen, da er in seinen jungen Jahren, wo der Geist noch ein weiches Wachs ist, das sich in die künstlichsten Formen schmiegt, ganz andere Schulen durchlaufen und anderen Ehrgeiz in seiner breiten Brust genährt hatte. Als ein fehdelustiger Ritter war er überall auf seinem guten Ross erschienen, wo es einen Strauß auszufechten gab zwischen spanischen und französischen Fürsten und großen Herren, und hatte manche Beute davongetragen, wie auch manche ehrenvolle Wunde. Und selbst da er in reifere Jahre kam, hätte er dies unstete, rauhe Leben wahrlich nicht mit einem sesshafteren und sanfteren vertauscht, wenn nicht ein Lanzenstich, den ein katalonischer Bardenführer ihm im Schenkel beigebracht, durch einen unwissenden Heldencherer so schlimm behandelt worden wäre, daß der treffliche Vizgraf nicht ohne große Schmerzen und Be schwerden ein Pferd besteigen, oder gar einen halben Tag im Sattel verharren konnte. Er sah sich demnach wohl oder übel gezwungen, dem reisigen Beruf zu entsagen und sich in sein väterliches Schloß unweit *Puy* zurückzuziehen, mit manchem grimmigen Fluch, daß er bei noch rüstigen Kräften dazu ver-

dammt sei, als eine unnütze Last der Erde herumzuwanken und wie ein altes Schlachetroß die Ohren zu schütteln, wenn der Schall von fernem Waffenspiel zu ihm herüberdrang.

Doch fand er es zu Hause anders, als er es in junger Zeit verlassen hatte, oder vielmehr, er hatte nun Muße, auf mancherlei zu achten und zu horchen, was ihm dazumal als ein schnöder Land und eines tatenfrohen Mannes unwert gedünkt hatte. Die zarte Blume des höfischen Gesanges war während der letzten Jahrzehnte üppig in Flor gekommen, und wie die Mücken zur Sommerszeit schwärmtet jetzt Sänger und Spielleute durch die blauen Lüste der Provence. Zunächst fand unser Vizgraf Gefallen an den streitbaren Sirventesen des großen Vertran von Born, in denen es von Schwerthieben auf blanken Schilden klirrt und von hochgeschwungenen Bannern rauscht. Dann gingen ihm auch die zarteren Weisen der Liebeslieder nach und nach zu Gemüte, und da er an ein geschäftiges Treiben gewöhnt war, dauerte es nicht lange, so nahm er an den unblutigen Streithändeln der Troubadoure einen so regen Anteil, als hätte er zeitlebens statt Schwertklingen Verse geschliffen und statt der Lanzen auf mannhafte Brustharnische zierliche Liedespfeile auf das unbewehrte Herz schöner Frauen abgebrückt. Er setzte nun seinen Stolz darein, die berühmtesten der zeitgenössischen Sänger in Person kennen zu lernen und die Kampfesregeln ihrer klingenden und singenden Turniere sich einzuprägen, was ihm aber, da sein Kopf unter der Sturmhaube hart geworden war, trotz des redlichsten Fleißes bis an sein Ende nicht gelang. Er konnte, so gewissenhaft er den Takt an seinen zehn Fingern abzählte, die Tonart der Verse nicht sicher unterscheiden, und vollends die künstlichen Strophengebäude mit eigenfinnig verschlungenen Reimen blieben ihm ein Labyrinth, durch das kein zuverlässiger Faden ihn leiten wollte.

Einer seiner poetischen Freunde, dem er in einer vom Wein mitteilsam gemachten Stunde seine Not flagte, riet ihm, sich einer Lehrmeisterin zu überliefern, die selbst das schwerfälligste Gehirn zu diesen munteren Künsten anzufeuern vermöge, der Liebe nämlich, die er ohnehin bisher nur vom Hörensagen gekannt, die aber einem echten und gerechten Dichter nötiger sei.

als das Öl in seiner Lampe und der schwarze Saft in seinem Federkiel. Sei er doch noch in seinen besten Jahren und verpflichtet, den Stamm seiner Väter nicht mit ihm verborren zu lassen. Überdies werde eine schöne Bizgräfin das alte Schloß Derer von Polignac erst recht zu einem Wallfahrtsort aller dichtenden Geister der ganzen Provence machen, mehr als alle Kunst und Gaben, die dort bisher mit freigebigen Händen ausgeteilt worden seien.

Der treffliche Mann ließ sich daß nicht zweimal sagen, und nicht drei Monden waren ins Land gegangen, so hatte er eine schöne, vornehme Braut heimgeführt, keine Geringere als die einzige Schwester des Delphins von Auvergne, die edle Aßalide von Claustra, die unter den vornehmen Damen jener Zeit um ihrer Tugenden und Anmut willen wohl den Preis davontragen möchte. Es erregte nicht geringe Verwunderung, daß diese fürtliche Schönheit, nachdem sie manchem jüngeren und glänzenderen Bewerber ihre Hand versagt, sich nicht weigerte, die Gattin des wackeren, aber schon angejährten und von allerlei Kriegsungewittern zerzausten Bizgrafen zu werden, da sie auch an Geschlecht und Vermögen ihm überlegen war. Mancher kecke Frauenjäger rechnete im stillen, nun werde auch die bisher Unnahbare eine leichte Beute werden, und vor allem rüsteten sich die ritterlichen Sänger zu einem klingenden Wettkauf um die Kunst der schönen Herrin von Polignac. Doch sollten sich alle verrechnet haben. Denn Aßalide trug in ihrer Brust ein ernstes und einfaches Herz und hatte dasselbe gerade darum dem wunden Ritter Heraclius ergeben, weil sie ihn ungeschickt fand in höfischen Zierlichkeiten und er die Sprache der Courtoisie, die nur allzuoft ein falsches Gemüt zu verschleiern dient, nur stammelnd zu radebrechen wußte. Daß er den Sängern gewogen sei, war ihr freilich bekannt, da er nicht gesäumt hatte, auch ihr gegenüber sich damit schön zu machen. Aber sie schob dies auf die Herzensleere und überflüssige Mühe seines einsamen Lebens und dachte ihm die harmlose Narrheit wohl noch abzugewöhnen, da sie selbst die meisten dieser Gesänge für nicht mehr achtete als tönendes Erz und klingende Schellen, denen es, so viel sie von Liebe läuteten, an der wahren und treuen Herzensminne gebreche.

So ließ sie es auch mit ernstem und zerstreutem Lächeln hingehen, daß ihre Vermählung durch ein großes poetisches Turnier feierlich begangen wurde, bei welchem ihr Gatte selbst die spitzfindigsten und absonderlichsten Themata zu den Tenzonen gab und sie selbst sich bequemen mußte, den Schiedsspruch zu fällen und den Sieger zu bekränzen. Es waren ausbündig schwere und gewichtige Streitfragen, um welche die Kämpfenden ihr Flügelross tummelten, als zum Exempel, was vorzuziehen sei: von der Geliebten die Erlaubnis zu erhalten, ihr das Haar statt eines Kammerfräuleins zu flechten und aufzustechen, oder ihr die Schuhe anzuziehen; oder wer von dreien beglückter sei: der, dem eine Frau einen Liebesblick schenke, der, dem sie verstohlen die Hand drücke, oder der, auf dessen Fuß sie den ihren stelle. Denn je weniger der Vizgraf von dem eigentlichen Wert und Wesen der Dichtkunst begriff, desto eifriger warf er sich auf diese Scholastik des Minnegesanges, deren müßig schwärmende Wißesfunken in seinem nicht allzu klaren Haupt eine angenehm witterleuchtende Vorstellung von etwas ungemein Feinem und

\* hervorbrachten.

„ schwamm er in stolzer Wonne, als er seinen  
§ geglückt und seine junge Frau wie einen festen  
enden Meteoren und flackernden Irrwischen um-  
Die schöne Vizgräfin aber, als daß eitle Feuer-  
weder erleuchtete, noch erwärmte, nicht enden  
nun die Augen darüber aufgingen, wie wenig

... ihr wahres Glück bedacht und wie unausrottbar  
... e fast tindische Neigung zu diesem Spielwerk sei, verfiel nach  
und nach in immer ödere Schwermut, da sie sich sagen mußte,  
daß sie ihr Herz unter seinem Werte weggegeben und die Hoff-  
nung auf ein ruhiges, doch genügliches Eheglück verscherzt habe.  
Denn sie war viel zu redlichen Sinnes, um, wie sie nah und  
fern so manche tun sah, die angelobte Treue auf die leichte  
Achsel zu nehmen und sich nach einem Tröster ihres ungestillten  
Herzens umzuschauen. Von all den fahrenden Sängern, so viele  
von schöner Gestalt und einnehmendem Betragen sich eifrig um  
sie bemühten, zeichnete sie weder laut noch im stillen auch nur  
einen einzigen aus, was der biedere Vizgraf ihr nicht einmal zu

sonderlichem Ruhme anrechnete, da er ein freundliches Eingehen auf das Spiel der Courtoisie, natürlich unbeschadet der eheherrlichen Würde, als eine Pflicht adeliger Frauen zu betrachten sich gewöhnt hatte.

Zu allem Unglück blieb auch die Ehe kinderlos, so daß die edle Uffalide der besten Herzensfreude entbehren mußte, die ihr für manchen irdischen Kummer ein himmlischer Ersatz gewesen wäre.

Fünf Jahre hatten sie so hingelebt, der Ritter, je mehr ihm die Haare ergrauteten, immer jugendlicher in seine Vorheit verrannt, seine Hausfrau immer stiller und entsagender ihr Gemüt auf geistliche Übungen und milde Werke richtend, da geschah es, daß eines Tages ein weit berühmter ritterlicher Sänger, Herr Guillelm von Saint-Didier, über die Zugbrücke des Schlosses von Polignac ritt und die erlauchten Wirte zu begrüßen verlangte. Die Burg Saint-Didier (von anderen Saint-Didier genannt) lag nördlich vom Schloß des Vizgrafen Heraclius, nicht über einen Morgenritt entfernt, und Herr Guillelm hätte unfehlbar längst die werten Nachbarn heimgesucht, wenn ihn nicht sein schweifendes Leben und mannigfache Liebesabenteuer in anderen Gegenden der Provence jahrelang festgehalten hätten, zu seinem nicht geringen Ruhme, da seine Lieder inzwischen bis in seine Heimat drangen und aus der Ferne die meisten seiner dichtenden Kollegen verdunkelten.

So kam es, daß der Schloßherr, sobald er seinen Namen erfuhr, ihn mit offenen Armen aufnahm und ihn alsbald auch zu seiner Gattin führte, nicht ohne ihn mit verlegenem Bedauern darauf vorzubereiten, daß er an dieser kein sehr geneigtes Publikum finden werde, da sie trotz ihrer hohen Geburt sich gegen die edle Kunst des Gesanges spröde verhalte und einen einfältigen lateinischen Chorgesang umgebildeter Nonnen den zierlichsten und ausgerlesenen Kanzonen, Coblas, Retroensas und Tageliedern vorziehe.

Herr Guillelm von Saint-Didier, der sich bewußt war, mit seinem unwiderstehlichen Singen schon so manche festverriegelte Pforte sich geöffnet und das härteste Eis um stolze Frauenbusen zum Schmelzen gebracht zu haben, kräuselte, ohne ein Wort zu

erwidern, den Bart und gedachte hier einen Hauptseig davonzutragen. Als er aber vor Assalide stand und in dies ruhige, fast überirdisch blickende Auge schaute, entsank ihm der verwogene Mut, und er neigte sich in glühender Verwirrung vor der schönen Gestalt, ohne auch nur die Gunst zu erbitten, ihre Hand ehreerbietig mit den Lippen berühren zu dürfen. Die Frau ihrerseits, die seinen leichten Stuf wohl kannte, ward angenehm überrascht, statt des kecken Verführers einen bescheidenen, fittsamen und wortkargen Mann vor sich zu sehen, der auch, da sein Wirt ihn aufforderte, gleich zum Willkommen eine seiner berühmten Kanzonen durch den Spielmann vortragen zu lassen, sich entschuldigte, er habe nichts gedichtet, was solcher Hörerin würdig sei. Auch erzählte er nichts von den Höfen und Grafenschlössern, wo er Frauengenuss und Herrendank genossen, dagegen

da er die Lieblichkeit seiner eigenen Heimat, die es ihm nach jünger Entfrembung mit neuem Zauber angetan habe, und gab seinen Entschluß zu erkennen, hinfert auf Saint-Didier zu hausen und sich vorzubereiten auf den Zug nach dem Gelobten Lande, da er willens sei, zur Buße seiner jugendlichen Verirrungen das Kreuz zu nehmen und zur Ehre des Erlösers sich mit den Ungläubigen zu messen.

Das alles mehrte die gute Meinung, die Frau Assalide von ihrem Gast empfing, und während sie schweigsam zuhörte, wie die Männer beim Becher plauderten, konnte sie nicht umhin, Herrn Guillems schönes junges Antlitz, das krause schwarze Haar und die feurigen und zugleich sanften Augen zu betrachten, dazu die schlanken Glieder, deren Kraft und Geschmeidigkeit freilich erst voll zu Tage kamen, wenn sie ein Pferd zu bändigen hatten. Sie hatte aber ihres Wohlgefallens an der neuen Erscheinung kein Arg und überließ sich der ungewohnten Empfindung unbedenklich, indem sie mehr und mehr aufstaute und zumal an dem Gespräch über die Kreuzfahrt einen sinnigen Anteil nahm.

Nur eine Nacht und einen Tag blieb der Gast auf dem Schlosse, während deren es stiller dort zuging, als sonst bei Besuchen gefeierter Dichter zu geschehen pflegte. Denn das übrige poetische Hausgesinde des Wizgrafen, — drei oder vier

hungreiche Poeten und etliche Spielleute in schäbigen Gewändern, die sich an diesem gastlichen Herde seit Wochen und Monden gütlich taten, — war durch den großen Ruf des Herrn von Saint-Didier dermaßen eingeschüchtert, daß es sich mit seinem Singen und Klimpern nicht hervorwagte, so wenig wie Mäuse, die sich sorgenlos im Speck einer sicherer Rauchkammer gepflegt, in ihren Löchern zu pfeifen wagen, wenn plötzlich eine große Raße hineingewandelt kommt.

All dies Gelichter atmete auf, als der stattliche Troubadour am Abend des nächsten Tages wieder davonritt. Sein biederer Wirt wunderte sich im stillen, daß er ihm so wohl gefallen habe, obgleich er von Versen und Reimen keine Silbe gesprochen, desto mehr von kriegerischen Lustbarkeiten und ernsten Fehden, nach denen freilich noch ein verstohlenes Heimweh in des Bизgrafen Seele fortglommte. Er hatte den Troubadour gebeten, ihm seine Trutz- und Rügelieder zu schicken, die eine waffenflirrende Chronik der Zeitsläufte enthielten. Und mir sendet von Euren Minneliedern, hatte Frau Aßalide mit einem sanften Lächeln hinzugefügt. Worauf Herr Guillelm sich stumm verneigt und die Augen zu Boden gesenkt hatte.

Es verging aber fast eine Woche, ehe er sein Wort löste, und wunderlich war's, wie lang der edlen Frau diese sechs Tage dunkten. Als sie endlich den Spielmann Guillems in den Schloßhof einreiten sah, stand ihr Herz einen Augenblick still, um im nächsten desto rascher zu hüpfen und zu schlagen. Sie erschrak sehr darüber, daß sie so erschrecken konnte bei dem bloßen Anblick eines Dieners jenes fremden Mannes. Noch aber war sie nicht völlig klar über den wahren Grund dieser Bewegung, und erst als der Bote, nachdem er seiner Sendung an den Bизgrafen sich entledigt, auch bei ihr eintrat und aussprach, was sein Herr ihm aufgetragen, fiel es ihr wie eine Binde von den Augen, und sie erkannte den Abgrund, an dessen Rand sie hingeschritten war.

Jener Spielmann war etwas Besseres als einer der gewöhnlichen Jongleurs, die mit den ritterlichen Sängern zogen und zur Viola oder Laute die Lieder derselben sangen, dem Ränge nach nicht höher als die Knappen, die ihre Pferde striegelten.

Er war im Schlosse Saint-Didier als der Milchbruder des Junkers aufgewachsen, hatte alle Wissenschaften und Künste mit diesem gemeinsam erlernt, und eine fast brüderliche Freundschaft schloß die beiden Knaben aneinander, die auch bis in die männlichen Jahre sich erhielt, so daß Herr Guislem sich nie von seinem Hugo Marshall trennte, obwohl der letztere Name ihn als den Sohn des Stallmeisters vom Vater seines Freundes zu erkennen gab. Auf all seinen Fahrten hatte er den treuen, flugen und bescheidenen Gesellen an seiner Seite gehabt, und wenn Hugo hätte aus der Schule schwäzen wollen, wäre die ganze Reihe verwegener und verliebter Abenteuer, die Herr Guislem bestanden, von ihm zu erfragen gewesen.

Nun trat er mit ehrerbietigem Anstande vor Frau Aßhalide und entschuldigte seinen Herrn und Freund, daß er sein Versprechen nicht halten und eine Auswahl seiner alten Kanzonen ihr senden könne. Er habe diese Beugnisse früherer Torheiten und Verirrungen, sobald er nach Hause gekommen, den Flammen überliefert, da er sich geschämt, aus ihnen zu sehen, an wie Geringes er bisher sein Sinnen und Dichten vergeudet, nur entschuldbar mit der Unkenntnis des Besseren und Besten, die erst so spät von ihm fallen und einem reinen Streben nach dem höchsten Gut weichen sollte. Und nun bat der getreue Bote um die Erlaubnis, eine Kanzone vortragen zu dürfen, die in diesen letzten Tagen gedichtet worden war, was Frau Aßhalide, mit tiefem Rot übergossen, durch ein leises Neigen des Hauptes gewährte. Die Verse begannen scheu und dunkelfinnig, und dem Inhalt angemessen sang sie der gute Freund mit halber Stimme, bis die schüchtern schwärzenden Funken zu einer schönen Flamme sich vereinigten und nun das Bekenntnis einer starken Leidenschaft zu der edelsten und stolzesten Frau der Welt hervorloderte, deren Namen zu nennen gefährlich sei, denn sie werde den Sänger ohne Zweifel für immer von ihrem Angesicht verbannen, wenn er ihr sein Herz offen anzutragen wage. Doch füher sei es, sie hoffnungslos zu lieben, als von einer andren mit allen Gaben der Huld verschwenderisch überschüttet zu werden. Und so stelle er seine Sache der himmlischen Jungfrau anheim und danke ihr, daß sie ihn den Weg zu diesem beseligenden Unheil

geführt, bei dem all seine Gedanken weilen würden, auch wenn sein Leib fern im Morgenlande für den Herrn der Welt kämpfen und verbluten müßte.

Als der Gesang zu Ende war, hatte die schöne Hörerin sich soweit gefaßt, daß sie mit etlichen feinen und schicklichen Worten dem Boten wie dem Dichter ihren Dank sagen konnte, als wäre ihr nichts Verfängliches zu Ohren gekommen. Sie bat sich eine Abschrift des Liedes aus und trug dem Freunde einen huldvollen Gruß an Herrn Guillelm auf, der hoffentlich, ehe er zum Kreuzzug aufbräche, noch hin und wieder sich erinnern würde, daß er auf Schloß Polignac ein gern gesehener Gast sei.

Hugo Marshall trug diese Botschaft pünktlich nach Hause; er war aber in seinem Herzen betrübt, denn ihm selbst hatte es die hohe Schönheit und Güte dieses edlen Weibes so seltsam angetan, daß er zum ersten Mal seinem Jugendfreund einen Sieg nicht gönnte und seine niedere Geburt beklagte, die es ihm verwehrte, selbst um den hohen Preis einer solchen Frauengunst zu werben. Sein Mund floß gegen den Freund vom Lobe der Bischöflein so unerschöpflich über, wie er sonst von keiner Frau gesprochen. Und nicht zum wenigsten trug dieses ungewohnte Feuer des Boten dazu bei, auch in Guillelm eine wahre und tiefe Neigung zu entflammen, also daß er nicht viel Tage vergessen ließ, bis er wieder den Ritt nach dem nachbarlichen Hause mache, um diesmal länger dort zu bleiben und dann in immer kürzeren Beiträumen wiederzukehren.

Dem Herrn von Polignac war das eben recht, und daß nach und nach die übrigen Dichterlinge sich von seinem Tische verzogen, wie die Krähen, wenn ein Falke sich blicken läßt, machte ihm wenig Kummer, da er dafür den Ruhm eintauschte, einen so gefeierten und vermönten Poeten an sein Haus zu fesseln. Ja, er hätte sich dieses Besitzes noch mehr gefreut, wenn Guillelm sich nach der Weise anderer Hofdichter herbeigelassen hätte, die Hausfrau in Liedern zu preisen. Dies aber ließ immer noch auf sich warten, und mehr als einmal hielt der kurzichtige Biedermann es seinem edlen Weibe vor, welch eine herrliche Gelegenheit, gefeiert zu werden, sie durch ihre offensbare Abneigung gegen die „fröhliche Kunst“ verscherzt habe.

Frau Aßalide schwieg mit leisem Erröten, denn sie wußte es freilich besser — oder schlimmer. Nie empfing sie Guillems Besuch, ohne daß in einer unbewachten Stunde der treue Hugo Marschall ihr ein neues Lied sang, das immer unverhüllter ihr Herz umwarb und ihre Sinne umschmeichelte, während der Dichter nur durch die stumme Sprache seiner braunen Augen bei ihr anfragte, ob sie in Wahrheit sein Verderben und seinen Tod wünsche, oder mit einem Tropfen Hoffnung seine Flamme zu fühlen sich herablassen wolle.

Sie fühlte, daß sie verloren war, wenn sie diesem unterirdischen Strom, der ihr gefestetes Gemüt untergrub, keinen Damni entgegensetzte. Und nachdem sie eines Tages zu ihrer Schutzheiligen gesleht, daß sie ihr die rechten Worte auf die Zunge legen möge, suchte sie mit entschlossener Seele den Ritter im Garten auf, wo er trübsinnig auf einem Vänklein neben einem Myrtenbusch vor sich hin träumte und mit dem Schwert ihren Namenszug in den Kies grub. Sie winkte dem hastig Aufspringenden, ihr in einen einsamen Baumgang zu folgen, und begann alsbald, noch ehe er ein Wort hatte vorbringen können, eifrig und tapfer das Sprüchlein aufzusagen, daß sie in mancher schlaflosen Nacht unter Tränen und Seufzen sich erschlagen hatte.

Herr Guillems, sagte sie, Ihr habt es mir mit vielen schönen Worten in Euren Liedern bekannt und mit noch beredteren Blicken und Gebärden bestätigt, daß Ihr eine tüchtige und verwegene Neigung zu mir gefaßt und Euch der Hoffnung hingegaben habt, ich würde Euch zu meinem Ritter annehmen und Eure Liebe erwidern. Nun dünkt es mich unrecht und einer ehrbaren Frau nicht geziemend, durch ihr Schweigen einen Mann zu ermuntern, der ihr zu einem müßigen Spiel, wie es freilich an den Höfen unseres Landes nur allzu sehr im Schwange ist, zu gut dünkt; im Ernst aber Euch mein Herz zuzuwenden, verbietet mir die meinem Gemahl vor Gott angelobte Treue, die ich ihm zu halten gedenke, ob ich auch nah und fern gar viele meines Geschlechtes sehe, die es nicht schwerer damit nehmen, als mit einem lästigen Gewande, daß sie in der Zeit der Sommerschwüle abwerfen, um an irgend einer heimlichen Stelle sich in einen fühlen See zu tauchen, dessen Fluten ihnen überm Haupt zusammenschlagen.

Ich dagegen hoffe mit der Hilfe der Jungfrau und meiner Schutzheiligen den festen Grund der Treue nie unter meinen Füßen zu verlieren, und so erläre ich Euch gerade heraus, daß ich Euren Bitten und Wünschen nie Gehör leihen werde, so lange ich meines Verstandes mächtig bin, und nie einem fremden Manne das geringste Recht über mein Herz oder meine Person einräumen werde, wenn nicht ein Wunder geschieht, das mich zu einer anderen macht, als ich bin, ja wenn nicht mein eigener Gemahl mir gebietet, von ihm zu lassen und dem anzugehören, der ihm seine Ehre zu rauben trachtet.

Nachdem sie diese kluge und wackere Rede, freilich mit etwas bebender Stimme, doch ohne Anstoß zu Ende gebracht hatte, schwieg sie atemlos und erwartete, was für Künste der redegewaltige Mann anwenden würde, um ihren Entschluß zum Wanken zu bringen. Denn auch das hatte sie sich zum voraus überlegt und mäßige und standhafte Antworten vorbereitet. Herr Guillelm aber, nachdem er gesenkten Hauptes eine Weile neben ihr hingeschritten war, ein Myrtenzweiglein mit den Händen in kleine Trümmer zerrupfend, stand plötzlich still, warf einen langen traurigen Blick auf sie und erwiderte: Wollt Ihr mir schwören, bei Eurem ewigen Heil, mir nicht länger Eure Liebe zu weigern und mit Eurem Herzen und Eurer ganzen Person mir anzugehören, wenn das Wunder dennoch geschieht und Euer Gatte selbst Euch auffordert, ja Euch gebietet, meiner Dual ein Ende zu machen?

Sie hielt seinen Blick nicht aus, sondern in der Verwirrung über die seltsame Frage, auf die sie keine Antwort in Bereitschaft hatte: Wenn das geschieht, stammelte sie, so werde ich mich der beschworenen Treue für entbunden achten, und dann mag geschehen, was der Himmel oder die Hölle über mich verhängt hat. Das aber ist unmöglich, wie Ihr selber wißt, und Ihr solltet solchen eitlen Grillen nicht nachhängen.

Ihr habt geschworen! sagte er hastig und verneigte sich, ohne eine Miene zu verändern, vor der geliebten Frau, indem er den herabhängenden Ärmel ihres Überkleides an seine Lippen drückte. Im nächsten Augenblicke schritt er durch die Schatten des Gartens davon, und als Frau Alsalide, aus der wunderlichsten Bewegung

ſich aufraffend, nur wenig später ins Schloß zurückkehrte, hörte sie, daß ihr Gast unter einem Vorwande ſich rasch von dem Schloßherrn beurlaubt habe und ſamt ſeinem Freunde und Diener davongesprengt ſei.

Sie wußte nicht recht, ob ſie ſich dieses unerwarteten Ausganges des gefährlichen Abenteuers freuen oder darüber kranken follte, denn ſie fühlte ſich ſchon zu tief in das holde Spiel verſtrickt, um es ohne Kummer gänzlich entbehren zu können, da ihr doch nicht im Traum die Möglichkeit vorschwebte, daß ſie ernſtlich daran gemahnt werden könnte, daß ihr entriffene Heilide zu halten. Sie war in den nächsten Tagen noch stiller und verſonnener als foft, blätterte hinter ihrer verriegelten Tür immer wieder in den Liedern, die der Feind ihrer Ruhe ihr hinterlaffen, und ihre Frauen flüsterten unter einander, daß ſie keine Stunde an der gewohnten Arbeit ausdaure und die Hände im Schloß am Stickrahmen oder Spinnrad ſitze, ihr Herz mit keinem Wort, nur mit häuſigen Seufzern erleichternd. Nur ihr eigner Gemahl achtete auf diese Verwandlung ihres Wesens nicht, da er den Kopf voll hatte von einer ſchwierigen Zone, die ihm drei ſeiner Hof- und Haſſdichter vorgelegt hatten, damit er entscheide, wer den Sieg davongetragen: der, dem ſeine Dame eine Locke von ihrem Haupte geschenkt, der, dem ſie gestattet, ihre Wange zu küssen, oder der, in deſſen Hand ſie ihren kleinen Fuß geſetzt, um ſich von ihm auf das Pferd heben zu lassen.

Am Morgen des dritten Tages aber, als Assalide kaum aus einem ſchweren Traum aufgewacht war, in welchem die Augen ihres fernern Freundes ſie fo drohend angeblickt hatten, daß ſie in Tränen ausbrach, trat Herr Heraclius mit fröhlichem Ungeſtüm bei ihr ein, ein beſchriebenes Blatt in der Hand und einen Brief, den er foeben durch einen reitenden Boten erhalten hatte.

Liebe Frau, ſagte er, da bringe ich dir eine wundersame Märe. Unser Freund von Saint-Didier ſchreibt mir, daß er ſelbst zu kommen verhindert ſei, aber meinen Rat und Urteil zu vernehmen wünsche in einem ſchwierigen Fall, wo die bisher üblichen Bräuche der Kunſt nicht zuträfen. Nun will er von mir wissen, ob er ſich gut und ſchicklich aus dem Handel gezogen habe. Ich geſtehe dir offen, Sail — ſo pflegte er den Namen

seiner Frau abzukürzen, wenn er guter Laune war, — daß ich Herrn Guillem bisher im Verdacht hatte, er schäze mich mehr als Kriegsmann, denn als Freund und Kenner der Dichtkunst. Du selbst wirst dich gewundert haben, daß er die Rede selten auf poetische Dinge brachte. Nun sehe ich — und muß sagen, es tut mir gar sanft, zumal von einem solchen Meister, — daß ich mich geirrt habe. Wie würde er sonst mein Urteil anrufen, zumal in einer Sache, die ein Geheimnis umhüllen soll! Und darum bitte ich auch dich, niemand zu sagen, um was es sich hier handelt. Du aber hast, obwohl du dich auf Verse nicht verstehst, einen feinen Sinn und wirst mir helfen, das Rechte zu finden.

Was betrifft es? sagte die Frau mit stockender Stimme, während sie sich im Bette aufstützte und das Gesicht ein wenig nach der Wand lehrte, ihre glühende Bestürzung zu verbergen. Denn ihr ahnte wohl, was sie nun hören sollte.

Der sonderbarste Handel, den je ein Troubadour erlebt! lachte der Bvizgraf, indem er das Wamms am Halse losknöpfte, da er ein wenig an Atemnot litt und sich nun anschickte, den Inhalt des Blattes vorzutragen. Denk, Sail, eine schöne Dame, der er den Hof macht, — ihren Namen hat er verschwiegen, aber ich glaube auf der rechten Spur zu sein, da er kürzlich zweimal und das dritte Mal, als er vorgestern in solcher Eile von uns Abschied nahm, der Gräfin Laura von Saint-Forlan einen Besuch gemacht hat, — diese hat ihm erklärt, sie werde ihn nicht eher erhören, als bis ihr eigener Gatte es ihr zur Pflicht mache, seine Bewerbung nicht spröd und unhold abzuweisen. Nun hat er eine Kanzone gedichtet im Namen des Chemannes, der finnreiche Verführer, und fragt mich in dem Briefe hier, ob ich wohl glaube, es seien darin alle die Gründe aufgezählt, die ein Chemann, der selbst den Mittler mache, seiner Frau anführen müsse, um ihr Herz dem Dichter zuzuwenden. In der Tat, Sail, soviel ich verstehe vom Minnegesang, eine leckere und kuriosere Kanzone ist nie gedichtet worden, und wie mir scheint, wird Graf Aimeric, wenn er sie der schönen Laura vorträgt, kein Wort hinzuzufügen haben, um unserem Freunde Tor und Tür zu öffnen. Wie er es dahin bringen soll, den

juten Tropf zum Vortrag dieses lustigen Kupplerliedchens zu bewegen, daß freilich wird noch Künste kosten. Was aber ist einem Kopf, wie der unseres Freundes, zu fein oder zu schwer, und wer ist sicherer als er, daß vor der Zauberkraft seines Wortes die festesten Schloßer auffspringen? Höre nur selbst, was er den gefälligen Chemann sagen läßt!

Und nun begann er, während Aßalide, den Kopf in beide Hände gestützt, auf ihrem Lager saß, die folgenden Verse zu lesen:

Als Bote, Frau, bin ich gesandt;  
Von wem, verrät Euch wohl mein Lied.  
Es grüßt Euch der, der von Euch schied  
Und doch bei Euch nur Freude fand.  
Treu walt' ich meiner Botenpflicht,  
Der ich mich redlich unterwand  
Für ihn, der singend zu Euch spricht.

So sehr nach Euch steht all sein Sinn,  
Er meidet jede andre Lust;  
Nur Euer Bild füllt seine Brust,  
Und selbst die Dual deucht ihn Gewinn.  
Hört, wie er süßt in Liebesnot:  
Weh, daß ich so gefangen bin,  
Verschmachtend in lebend'gem Tod! —

Verachtet böser Jungen Spiel,  
Die süßer Minne neidig sind!  
Gönnt ihm, daß er den Lohn gewinnt,  
Der einzig seiner Wünsche Ziel,  
Und da Euch hoher Sinn verliehn,  
Ein Herz, dem Edles nur gefiel,  
Seid treu und wahr auch gegen ihn!

Frau, jedes andern Ritters Flehn  
Sollt Ihr verweigern immerdar.  
Nur ihn erhört, denn er fürwahr  
Wird Euren Ruhm und Preis erhöhn.  
Ihm weigert nicht, was er begehrt;  
Denn welche Frau ihn will verchnähn,  
Iß keiner Lieb' und Treue wert.

Sein Name werde nicht genannt,  
Ihr aber kennt ihn gar genau.  
Habt ihr ihm je geärgnet, Frau,

So reicht ihm mir zur Lieb' die Hand.  
Ich, dem Ihr allzeit folgen sollt,  
Befehl' Euch: lindert seinen Brand  
Und seid dem Freund in Treuen hold!

Diese Verse hatte der wackere Herr mit den schmelzendsten Tönen, deren seine im Schlachtgetümmel rauh gewordene Stimme fähig war, stehenden Fußes rezitiert und schöpfte nun Atem, die Meinung seiner lieben Frau darüber zu vernehmen. Als diese aber unverändert in ihrer zusammengefauerten Stellung verharrte und keinen Laut von sich gab, sagte er auf-lachend: Ich glaube gar, du schlafst! Die Verse haben dich eingewiegt, Sail.

Schlafen! — brach es von den Lippen des unseligen Weibes, während ein Schauer ihre Glieder durchrieselte. Denn sie wußte, daß nun das Los über ihr Leben geworfen war, und ihre Seele sträubte sich noch gegen das Netz, das sie umstrickt hatte, wie ein Vogel gegen die Schlinge.

Nun dann, fuhr der Ritter fort, was hältst du von diesem Liede, und wird, der es gedichtet, sein Ziel damit erreichen?

Sie schwieg und sah vor sich hin.

Das Lied ist schön und glatt wie die Schlange im Paradiese! sagte sie endlich mit fast wildem Ton. Das Weib zu betören möchte ihm wohl glücken. Nur daß er auch den Mann finden sollte, der seiner List und Kunst sich willig zum Werkzeug leih't —

Das ist Herrn Guillems Sache, unterbrach sie der Arglose, indem er das Blatt zusammenfaltete. Aber wahrlich, auch das wird ihm nicht fehlschlagen, klug und bereit, wie er ist; denn ich kenne niemand, der ihm widerstehen könnte.

Niemand? fragte die Frau und hob zum ersten Mal ihr großes Auge zu ihres Cheherrn breitem, gutmütig lächelndem Antlitz empor. Niemand? Und wenn er dich nun um solch frevelhaften Dienst anginge bei deinem eigenen Weibe, würdest du auch kein Bedenken tragen, ihm zu willfahren?

Der Ritter wandte sich verlegenlich von ihr ab und spähte durchs Fenster. Du fragst wunderlich, Sail. Daß um deine Lieb' und Gunst niemand in Kanzonen werben wird, da dein

Sinn dieser edlen Kunst abgeneigt ist, weiß jedermann. In-  
dessen, wenn es geschähe, würde ich es dir und mir nicht zur  
Unehre rechnen. Denn ein gottbegnadeter Sänger ist wie ein  
Vogel in der Luft, den sein Flügelpaar hierhin und dorthin  
trägt, wo anderen, die nur auf ihren Füßen wandeln, der Zu-  
tritt versperrt ist, und wenn jener aus dem Speicher des Reichen  
sich sein Futter holt, darf man ihn darum nicht gemeinen Staubes  
zeihen, wie den, der Schloß und Riegel aufbrechen muß, um zu  
fremdem Gut zu gelangen. Sieh, da hätt' ich wahrlich einen  
poetischen Gedanken gehabt, der in einer Cobla sich trefflich aus-  
nehmen würde. Ich will ihn Herrn Guillem mitteilen, vielleicht  
fügt er ihn seinem Liede noch hinzu. Meinst du nicht, daß es  
ihm dann nur um so besser glücken werde?

Er lachte sehr vergnügt über seinen Einfall. Aßalide aber  
sah ihm mit einem tiefgeröteten, ernsthaften Gesichte nach, wie  
er jetzt aus der Türe schritt.

Gott helfe mir! Ich meine es auch! sagte sie vor sich hin.

Von Stund an fühlte sie sich innerlich so ganz von ihrem  
Gatten geschieden und freigegeben, als hätte sie ihm nie ange-  
hört. Sie stand auf, kleidete sich in tiefen Gedanken an, ohne  
nur einmal in den Spiegel zu blicken, und rief dann ihre  
Dienerin Huguette, der sie auftrug, droben in ihrem Erker-  
gemach ihr ein Lager aufzuschlagen; sie wolle allein ruhen und  
über Nacht die Fenster offen lassen, es erstickte sie die Schwüle  
unten in der dumpfen Schlafkammer. Ihrem Herrn sagte sie  
Abends das gleiche. So verbrachte sie die nächsten Nächte und  
Tage, immer versenkt in den einen Gedanken, daß sie nun nicht  
mehr Herrin ihrer selbst sei, sondern in der Gewalt des einzigen,  
den sie je gefürchtet und geliebt hatte.

Als am dritten oder vierten Tage Herr Guillem erschien,  
ließ sie ihn erst mit ihrem Gatten allein, wo es ein langes Be-  
reden und Beraten des spitzfindigen Problems gab, zu welchem  
der Dichter aus Höflichkeit still hielt, da ihm freilich, seit Herr  
Heraclius ihm lachend erzählt, er habe seine Frau zur Schieds-  
richterin gemacht, an seinen Versen nicht das geringste mehr  
gelegen war. Unter dem Vorwande, die Frau Aßalide von ihm gefaßt haben müsse,

beurlaubte er sich endlich, um die Herrin des Hauses aufzusuchen. Er traf sie im Garten auf jener Myrtenbank, und sie erhob sich ruhig und trat ihm ohne jegliche Verwirrung entgegen, wie ein stolzes Gemüt sein Schicksal kommen sieht.

„Ihr habt gesiegt, Herr Guille,“ sagte sie. „Ich bin zu einfach und redlich, um Ausflüchte zu erfinden, zumal ich Euch jetzt sagen darf, daß ich seit unserem ersten Begegnen gefürchtet habe, aller Schutz und Schirm der Heiligen möchte mich nicht davor bewahren, auf diese oder eine andere Art Eurer Macht anheimzufallen. Nie habe ich einen Mann geliebt, ehe ich Euch erblickte, und wahrlich, auch wenn der Eid, den ich Euch gegeben, mich nicht an Euch bände, würde ich doch jedes andre Band gelöst erachten, da der, dem ich meine Jugend und Chr' und Treue ergeben, ihrer so wenig achtet, daß er mir fast darum grossl, sie selber bisher so töricht streng gehütet zu haben. Nun aber hört auch Ihr, fuhr sie fort, indem sie vor seinen sehnsüchtig ausgebreiteten Armen einen Schritt zurücktrat, wie ich es mit unserer Liebe zu halten entschlossen bin. Ihr seid ein wanfelmütiger Mann, durch Frauengunst verwöhnt, und so viel Ihr beteuern mögt, daß Ihr erst durch mich die wahre Liebe hättet kennen lernen, die so wenig von Verrat und Abfall weiß, wie der Christgläubige zu einem fremden Gotte sich bekehren mag, so darf ich doch nicht zu leichtfertig Euren Worten trauen. Denn Untreue zu erleben bräche mir das Herz. Ihr werdet Euch deshalb eine Probezeit gefallen lassen von einem ganzen Jahr, und wenn ich Euch in dieser langen — und doch so kurzen — Zeit als einen Liebenden erkannt habe, wie ich zu lieben mir bewußt bin, will ich meinen Eid redlich halten, und keines Mannes Mund soll bis dahin meine Lippen berühren, als wäre ich eine Novize, die sich vorbereitete, in einen höheren Bund einzutreten, ach, keinen vom Himmel eingesetzten, und doch voll überschwenglicher Wonne, stark wie der Tod und unüberwindlich wie die Pforten der Hölle.“

Damit reichte sie ihre beiden weißen Hände dem tiefbe-  
stürzten Ritter hin, der sie zaudernd ergriff; da er aber ihren Ernst sah und im stillen vielleicht hoffte, auch diesen Vorsatz der wunderlichen Liebsten zu Fall zu bringen, wehrte er sich nicht

gegen den langwierigen Paß, und sie verbrachten eine Stunde zusammen unter lieblichen Neben, wie sie ein eben verlobtes Paar zu tauschen pflegt, worauf zum Abschluß der glückliche Sieger nur eine der weissen Hände zu küssen bekam, aber eine noch tiefere und ungeduldigere Leidenschaft davontrug.

Dies geschah im Herbst, und der lange Winter ward den beiden Einverstandenen verkürzt durch häufiges Wiedersehen und noch häufigere Botschaften. Nicht zwei Tage vergingen, ohne daß Hugo Marschall auf Schloß Polignac sich blicken ließ, meist mit einem Anliegen an den Schloßherrn in schwierigen Fragen der Kunst, worauf er dann zu Frau Assaline ging, ihr einen Gruß und Auftrag Herrn Guillems auszurichten, oder ihr das neueste Lied vorzusingen, das der Sehnsüchtige gedichtet. Niemals verriet der treue Mann, weder mit Blicken noch mit Seufzern, wie schwer ihm diese seine Pflicht zu übern ward, da er mehr und mehr sein Herz am Licht dieser Unmut und Hofseligkeit versengte; aber die kluge Frau ward es endlich inne, da er einmal auf die Frage, warum er so blaß sei und ob er sich unpaß fühlte, in heftiger Bestürzung erröte und wie ein Schlfwandler die Antwort schuldig geblieben war. Sie warnte bei ihrem nächsten Wiedersehen den Dichter, ihr nicht mehr diesen Boten zu schicken, und gestand ihm den Grund. Herr Guilleme aber lachte mit dem selbstsicheren Übermut des Glücklichen und beschwichtigte sie damit, sein Hugo Marschall sei ihm nicht minder treu als ihr, und wenn er heimliche Liebe zu ihr hege, möge sie des ersten Liebes gedenken, daß er ihr in seinem Auftrage gesungen, wonach es mehr beglücke, sie hoffnungslos zu lieben, als von einer anderen mit der höchsten Kunst und Huld überschüttet zu werden.

Darilber war das neue Jahr herangekommen, und dem müßig Dahinlebenden schien die Zeit der Prüfung von Woche zu Woche unabsehlicher sich zu dehnen, je freundlicher sich ihm die geliebte Frau bezeigte. Mehr als einmal, mündlich und in seinen Liedern, drang er in sie, das Probejahr abzusirzen, da es Verrat an der Liebe sei, noch jetzt ihren Wanckelmut zu fürchten. Mochten seine klugen und glühenden Worte endlich sie erschüttert haben oder ihr eigenes Herz des Harrens über-

drückig werden, genug, an einem Tage im Hornung, da sie nebeneinander am Erkerfenster standen und in den stäubenden und wirbelnden Schnee hinausschauten, er aber mit neuen Gründen in sie drang, sagte sie plötzlich: So mag's drum sein, Guillelm. Ich verspreche Euch zu glauben und zu vertrauen; denn wahrlich, Ihr waret der Niedrigste der Männer, wenn Ihr dies arme Weib täuschen könnetet, das Euch sein Alles opfern will. Nur noch eine kurze Frist, mein Liebster, und ich will tun, was du begehrst. Sobald statt der eisigen Flocken draußen der erste BlütenSchnee auf die Erde niederoehrt, will ich vorgeben, eine Wallfahrt antreten zu müssen nach der Kirche Saint-Antoine im Viennesischen, dort ein Gelübde zu lösen. Mein Herr wird mich allein reisen lassen, da er es meiden muß, ein Pferd zu besteigen. Der Weg, wie du weißt, führt an deiner Burg vorbei, und ich werde es zu machen wissen, daß wir sie erst mit der sinkenden Sonne erreichen; dann werde ich Euch, Herr Guillelm, um Herberge bitten, und wenn Ihr sie mir nicht verweigert, die Nacht in Eurem Hause zubringen.

Niemand war froher als der Poet, da er das Ziel seiner Wünsche sich auf einmal so nahegerückt sah. Denn er hatte in der Tat eine tiefe und überschwengliche Liebe zu dieser Frau gesaßt, freilich nicht ohne seinen eitlen Sinn an dem Gedanken zu weiden, daß er auch ein so hochsinniges Weib von unsträflichem Wandel seinem Willen geneigt machen werde. Ihr Zögern hatte ihn daher mit heißer Ungeduld erfüllt. Nun aber machte die Gewissheit des Glücks sein Herz wieder übermütig und leichtsinnig, so daß er in eine Falle ging, die ein mit reinem Gemüt Liebender leicht vermieden hätte.

Es lebte nämlich dazumal im Viennesischen, wie die Chronik berichtet, eine schöne und artige Frau, eine Gräfin von Roussillon. Sie war nicht aus vornehmem Geschlecht, sondern die Tochter eines geringen Mannes, aber ihre Schönheit und ihr behender Verstand, mit dem sie jeden, der sie anredete, zu ergözen wußte, hatten die Augen der Nachbarn frühzeitig auf sie gelenkt und den Grafen, dessen Güter einige Meilen südwärts von Vienne lagen, bewogen, sie zu seiner Gattin zu erwählen. Als solche hatte sie fortgefahren, einen

oßen Schwarm von Bewunderern und Anbetern um sich zu  
zhammeln, ohne dabei sonderlich ihres Rufes zu achten. Denn  
es war eine fröhliche Phantastin, der alles nach ihrem Kopfe  
hören mußte, ohne daß sie viel fragte, ob anderen damit wohl  
der wehe geschehe, so daß es für den edlen Grafen vielleicht  
doch übel ausgegangen wäre, wenn ein früher Tod ihn nicht  
gerufen hätte. Jetzt in ihrer Witwenschaft legte sie ihren  
Kunnen vollends weder Baum noch Bügel an, gestand es offen,  
ob sie keinen größeren Wunsch hege, als sich eilig wieder zu  
ermählen, aber nur um wieder einen getreuen und demütigen  
Einer zu haben, der ihr nicht wie die anderen davonlaufen  
wolle, wenn sie es ihm zu bunt mache und ihn heute streichle  
und morgen plage. So viele sich um diesen nicht ganz sorgen-  
reien Posten bewarben, Hohe und Geringe, Alte und Junge,  
und so willig sie alle sich misshandeln ließen, schon durch ein  
ringes Zeichen der Gunst sich hoch belohnt dünkend, — es  
war doch keiner darunter, der die reizende Witwe länger als  
eine Woche sich geneigt glauben durfte. Keiner aber gab die  
Aufführung darum auf, und so tolle Tag für Tag ein Freier-  
schwarm durch die Gemächer und den Park von Moussillon, nicht  
ein bescheidener noch geringer an Zahl, als jener altberühmte  
Hause der Penelope.

Diese wunderliche Schönheit nun fing eines Abends, da  
sie eben müde von einer Jagd nach Hause gekommen war und  
an Tische saß, wie ganz aus dem Blauen an, einen der Gäste,  
der erst seit kurzem ihr seinen Hof mache, zu fragen, warum  
der Herr Guislem von Saint-Didier, mit dem er doch befreundet  
sei, noch keinen Fuß über ihre Schwelle gesetzt habe. Es würde  
nicht mehr als schuldige Höflichkeit sein, wenn er ihr als seiner  
Nachbarin einen Besuch abstattete. Aber freilich, man wisse  
wohl, daß er der tugendsamen Bischöflein von Polignac ins  
Land gegangen sei, und so wenig Sülzes die strengste Frau  
in gesangenen Vogel möge losten lassen, sie habe ihm sicher  
die Flügel gestutzt, daß er, auch wenn er wollte, nicht mehr ins  
Freie zurückkönne. Das Singen habe er ja auch schon verlernt;  
wenigstens sei vom Tage seiner Heimkehr an kein neues Lied  
an ihm bekannt geworden.

Diese Stede, auf welche der Freund zunächst nicht viel zu sagen wußte, hinterbrachte derselbe schon anderen Tages Herrn Guillems, den sie mächtig verdroß. Es blanke ihn schimpflich, einer solchen Herausforderung nicht Folge zu leisten, und zugleich traf der Spott ihn um so tiefer, da er allerdings eine geheime Furcht hatte, ein Besuch bei der übermächtigen Dame möchte ihm von seiner Liebsten verdacht werden. Doch regte sich zu gewaltig das alte verwegene Blut in ihm, als daß er nicht auf alle Gefahr das Abenteuer hätte bestehen wollen. Er trat deshalb schon des nächsten Mittags, da die Gräfin eben ein fröhliches Mahl veranstaltet hatte und der Saal vom Lachen über ihre Scherze widerhallte, mitten in die Gesellschaft hinein und betrug sich so artig und ungezwungen, daß die Wirtin ein großes Gefallen an ihm fand, ihn an ihrer Seite niedersitzen ließ und aus ihrem eigenen Becher ihm zutrank. Sie wußte auch mit all ihren Sirenenkünsten ihn so zu fesseln, zumal er nach der strengen Probezeit bei Frau Aßsalide des freien Zones ein wenig entwöhnt und vom süßen Weine zärtlicher Blicke und Worte leicht zu berauschen war, daß er auch die folgenden Tage wieder kam und sich sogar verführen ließ, die gefährliche Frau in einer schönen langen Kanzone zu feiern.

Sie aber war kaum im Besiye dieses Blattes, so ließ sie das Lied, obwohl sie dem Dichter hoch gelobt, es für sich zu behalten, an ihrer Tafel durch einen ihrer untergebenen Sänger vortragen, sich nicht wenig berühmend, daß sie es gewesen, welche die verschüttete Liederquelle Herrn Guillems endlich wieder ans Licht gezaubert habe.

Am nächsten Tage saß der Dichter ahnungsglos im Schloß Polignac bei seiner wahren Geliebten und spielte mit ihr Schach, wobei er wenig Sorge trug, zu gewinnen, da es ihm nur ein Vorwand war, seiner Dame nahe zu sein, als Herr Heraclius mit lachendem Gesicht hereintrat, den Freund des Hauses mit der großen Neugier zu überraschen: man wisse jetzt, wer die Dame seines Herzens sei; und da Frau Aßsalide, sich verfärbend, den Tisch zwischen ihnen zurückstieß und einen Augenblick dachte, ihr törichter Gatte habe ihr eigenes Geheimnis erspäht und sie werde ihren Namen von seinen Lippen hören, fuhr der graue

Kindskopf fort, dem Hocherstaunten Glück zu wünschen zu seiner neuesten Eroberung, die sich mehr der Mühe verlohne als Gräfin Laura von Saint-Forlan, obwohl die Mühe geringer gewesen sei, da es hier nicht gegolten habe, den eigenen Mann zum Boten zu werben. Hierauf las er das Lied an die Gräfin von Roussillon, das ihm einer seiner überall herumlungernden Hausdichter soeben zugestellt hatte, vor und fligte alsbald die verworrene und mit Kunstworten reichlich durchfleckte Kritik der Kanzone hinzu, während der Troubadour, kaum eines Wortes mächtig, im stillen sann, wie er sich gegen eine ganz andere Richterin verteidigen sollte.

Doch ließ ihn sein schlagfertiger Geist nicht im Stich, zumal er im Grunde nichts Unverzeihliches verbrochen hatte. Als er seiner völlig verstummten Freundin wieder allein gegenübersaß, bekannte er sich offen zu seinen Besuchen bei der Gräfin und der Kanzone zu ihrem Preise; doch habe er einzig und allein die Absicht dabei gehabt, die Späher und Spürer, die seiner Leidenschaft für Alsalide auf der Fährte seien, auf eine falsche Spur abzulenken und die Kläffer zum Schweigen zu bringen, von denen ihrem heimlichen Glück Gefahr und Verderben drohe.

Ich will Euch glauben, antwortete seine Geliebte, nachdem sie lange still und traurig vor sich hin gesonnen. Es wäre ein zu törichter Verrat, wenn Ihr jetzt, da Euch nur noch kurze Wochen vom Lohn der Treue trennen, mich hintergehen und eine andere lieben könnet. Und doch — lieber heute als später, wenn Ihr Eures Herzends nicht sicher seid. Noch ist nichts geschehen, was nicht zu sühnen und zu verschmerzen wäre, — so hoff' ich wenigstens, obwohl ich weiß, es wird lange währen, bis mein Herz sich wieder an seine Einsamkeit gewöhnt. Eine Frau soll munteren Geistes und von reizender Schallheit sein; ich bin einfach und ernst und habe gedacht, nur das Glück tönen mich hell und lachlustig machen. Wenn Ihr aber daran zweifelt und es nicht abwarten wollt —

Hier ließ er sie nicht ausreden, sondern beteuerte, zu ihren Füßen hingestürzt, mit so heftiger, bald schmeichelnder, bald entrüsteter Nedte, daß sie ihm das Herz spalte mit diesem Argwohn, bis sie sich, nur zu gern, von ihm überreden ließ und

der Friede geschlossen wurde, der auch ihre Strenge schmolz und zum ersten Male sie hinriß, seine Lippen auf den ihren zu dulden.

Nach diesem Auftritt vergingen aber nicht viele Tage, da kam eines Morgens Huguette, die Kammerzofe, zu ihrer Herrin gelaufen, um ihr mit verschmitzter Miene wiederzuerzählen, was sie soeben in der Halle unten am Herd von einem Knechlein des Herrn Guillelm gehörte, einem ganz zuverlässigen Menschen, der das Abenteuer selbst miterlebt habe. In der vorvergangenen Nacht sei sein Herr mit dem Freunde Hugo Marshall nach der Burg der Gräfin von Moussillon geritten, selbdritt, da auch er den Herren habe nachfolgen müssen; es sei Abend gewesen, und die anderen Gäste der Burg, die sich schon von ihr beurlaubt, hätten, ihnen begegnend, mit neckenden Reden gefragt, was für ein eiliges Gewerbe ihn noch so spät zu der schönen Frau rufe. Herr Guillelm aber sei mit blästerer Stirn im Sattel gesessen und, die Faust gegen den Schenkel gestemmt, ohne Antwort vorbeigesprengt. Vor der Burg sei er allein abgesessen und habe Einlaß begehrt, sie aber hätten draußen vor Tor und Brücke zu Pferde seiner Rückkehr harren müssen. Herr Hugo habe ihm, dem Knechte, gesagt, der Ritter werde nicht über zehn Minuten verziehen. Es sei aber Stunde um Stunde verronnen, und zuletzt hätten sie ihre Pferde an den Brückensposten gebunden und sich am Wege niedergestreckt, so kühl die Märznacht gewesen sei. In der ersten Frühje aber habe sie jemand wachgerüttelt, daß sei Herr Guillelm selbst gewesen, der habe mit einem seltsamen Gesicht, wie ein Gespenst, das sich über die Geisterstunde hinaus verspätet, sie angeblickt und ihnen mit stummer Gebärde bedeutet, wieder aufzustehen und ihm zu folgen. Dann sei er nach Hause gesprengt, als ob er das gute Ross hätte zu Tode spornen wollen, und über den ganzen Tag habe ihn keiner im Schlosse, selbst Herr Hugo nicht, zu Gesicht bekommen.

Als Huguette mit ihrem Bericht zu Ende war, erstaunte sie, von ihrer Herrin nicht ein Wort darüber zu vernehmen. Die Buzgräfin saß mit abgewandtem Gesicht regungslos wie ein Steinbild, und nur ein leises Bittern ihrer Kniee verriet, daß

nicht alles Leben aus ihr entflohen war. Um Gott, Frau! rief das Mädchen, verzeihet, daß ich Euch mit meinem Geschwätz zu unrechter Zeit gekommen bin. Ihr seid bläß wie eine erloschene Kerze; ich will laufen, den Arzt zu holen oder Euren Gemahl —

Still unterbrach sie Ussalide mit einem seltsam rauhen und herben Ton, daß es klang, als spräche ein anderer aus ihr. Es ist nichts — ich bin nicht frank — du sollst niemand rufen — gehe du selbst — ich will nichts hören — was gehen mich fremde Abenteuer an? Ich hatte nur einen bösen Traum — der will noch nicht weichen — aber Geduld! Geduld! Ich zwinge ihn wohl noch nieder!

Sie machte eine Bewegung, um aufzustehen, aber ihre Glieder schienen wie gelähmt. Das Mädchen wollte hinzutreten, sie zu unterstützen, sie schüttelte aber heftig den Kopf und wies mit der Hand nach der Tür. Da schlich das junge Ding erschrocken hinaus, und obwohl ihr der Handel zwischen Herrn Guislem und ihrer Herrin bisher verborgen geblieben war, konnte sie sich doch des heimlichen Argwohns nicht erwehren, daß sie selbst mit ihrer wundersamen Neugkeit schuld gewesen sei an der tödlichen Erstarrung und dem heftigen Außfahren ihrer sonst so milden und gütigen Frau.

Die aber saß, nachdem die Boße gegangen, wohl noch eine Stunde lang auf derselben Stelle, und nur die großen Tropfen, die langsam über ihre verfärbten Wangen rollten, zeigten an, daß das Herz in ihrer Brust noch zuckte und wüttende Schmerzen litt. Als sie dann ein Pferd in den Hof sprengen hörte, riß sie sich mit gewaltsamem Entschluß in die Höhe und spähte hinaus. Es war aber nicht der Gast, vor dem allein sie sich gefürchtet hatte. Nur der getreue Vole stieg unten aus dem Sattel und trat ins Haus. Da strich die blasses Frau droben im Turm die Haare von der Stirn und warf das Haupt zurück. Eine wilde Flamme fuhr aus ihren Augen, und ihre Lippen verzogen sich zu einem unheimlichen Lächeln, das gleich wieder verschwand. Es war, als hätte ein fremder Geist von ihrem Wesen Besitz genommen und alle weibliche Milde darin erstickt. Das das Ende sagte sie mit bitterem Hohn vor sich hin. So

halb! So grausam! Aber so wahr ein Gott lebt und ein Teufel in der Hölle —

Sie vollendete die Rede nicht, denn eben trat Hugo Marschall herein und verneigte sich ehrerbietig an der Schwelle. Als er die Augen zu ihr aufhob, erstaunte auch er nicht wenig, so verwandelt stand die hohe Frau, die er bisher als ein überirdisches Gnadenbild verehrt, ihm gegenüber. Auch blieb sie stumm und schien jedes gütige Wort, mit dem sie ihn sonst bewillkommenete, vergessen zu haben. Mit stockender Rede fing er endlich an, seine Botschaft auszurichten. Herr Guillem sei unpässlich und könne heut nicht, wie er versprochen, herüberreiten. Doch sende er statt seiner ein Lied, das er in der letzten Nacht gedichtet. Ob die Frau es jetzt von ihm singen hören oder für sich allein lesen wolle, da ihre Farbe zeige, daß auch ihr nicht eben wohl sei?

Ich dank' Euch, Hugo, erwiderte Alesside, mit großer Anstrengung ihre Worte zusammenfliegend. In der Tat, mir steht der Sinn nicht nach schönen Versen, zumal wenn sie tote Liebe und Treue zudecken sollen wie Blumen einen Leichnam. Wonach ich hungere und dürste, wie ein Verschmachtender nach Brot und Wein, das ist Wahrheit, und daran hab' ich bitteren Mangel und bette darum bei dem einzigen, der sie mir spenden kann, und der seid Ihr.

Herrin, sagte der treue Mann, indem er in großer Verwirrung zu Boden sah, was ich hab' und bin, gehört Euch. Wenn ich Schätze besäße, sie sollten Euer sein. Doch ich versteh' Euch nicht.

Ihr verstehst mich ganz wohl, Hugo Marschall, erwiderte sie, und ich versteh' Euch auch und weiß seit lange, was Ihr mir mit keinem Wort habt vertrauen wollen. Wenn Ihr jetzt zaudert, mir zu geben, wonach ich verlange, so geschieht es, weil Ihr Treue halten wollt auch dem, der Untreue gefügt hat. Aber so entscheidet Euch nun, wessen Dienst und Lohn Euch mehr gilt, und bei wem Ihr ausharren wollt: bei der ärmsten Frau, die keinen Freund auf Erden hat, wenn Ihr nicht zu ihr steht, oder bei dem wanelsmütigsten Manne, der jemals mit schönen Lügen häßliche Taten bemantelt hat. Redet!

Er stand eine Weile in heftigem Kampf. Dann sank er vor ihr auf die Kniee.

Ich bin Euer! sagte er. Ihr wisst es. Vater und Bruder würde ich verlassen um einen Blick aus Euren Augen.

Sie neigte sich zu ihm herab und hob ihn auf. Du sollst mir nicht ohne Lohn dienen, sagte sie, wenn du es redlich meinst. Zeigt aber sage mir das eine: ist es wahr, daß du die Nachtwache gehalten hast vor Schloß Roussillon?

O meine Gebieterin, rief er in schmerzlicher Bewegung, denkt nicht schlimmer von ihm, als er es verdient! Er war hin-geritten, ihr abzusagen für alle Zeit. Nur ihre falschen Künste, ihre Schlangentücke, mit der sie ihm das Bied abgelistet, um damit zu prahlen und Euch zu kränken, die wollte er ihr ins Gesicht werfen. Er war so voll Grimm und Wut gegen der schönen Teufel, daß ich selbst ihm zurebete, Schwert und Dolch abzulegen, eh' er zu Pferde stieg. Wie sie es angefangen, ihn zu umstricken, — die Hölle mag es wissen. Aber wenn Ihr seine Neue und Zerknirschung fährt —

Es ist genug! unterbrach sie ihn scharf, und ihre Augen leuchteten mit einem fahlen Schein. Ich danke dir, mein treuer Mann. Und nun befahle ich dir, so lieb dir meine Huld und dein Lohn ist, daß du zurückreitest zu ihm und mit keinem Wort oder Gebärde verrätst, was hier gesprochen worden. Auch ich sei krank, sag ihm; aber das Frühjahr lasse sich lieblich an, um es brauche nur ein paar Sonnentage, so werde der Mandelbaum unter meinem Fenster in Blüte stehen. Was ich ihm verheisse habe, sobald es Blüten schneit, des wird er wohl eingedenkt sein. Bis dahin soll er mich nicht auffuchen, hörst du wohl? Wenn es aber Zeit ist, werde ich es ihm wissen lassen, dann soll er sich rüsten auf meinen Besuch und seine Burg festlich schmücken, daß ich darin herbergen will. Ihm aber soll werden nach seiner Verdienst, und müßte mir selbst darüber das Herz in Stich springen!

Sie wandte sich ab, da die Stimme ihr versagte, und deutete mit winkender Hand dem ratlosen, tiefbestürzten Vater daß er sie verlassen solle. Dann verbrachte sie die folgenden Tage in großer Stille, ließ sich auch vor ihrem Gatten ni-

selten blicken und ging jeden Morgen einsam in den Garten hinab, um nachzuschauen, ob die Blütezeit noch nicht angebrochen sei.

Und wie sie eines Tages in der Frühe die Erde unter dem Mandelbaum mit weißen und rötlichen Flocken überstreut fand, da in der Nacht ein Gewittersturm gewütet hatte, suchte sie Herrn Heraclius auf und bat um Urlaub, eine Wallfahrt nach der Kirche von Saint-Antoine zu tun, die sie schon im Herbst gelobt habe. Der alte Herr billigte ihr Vorhaben gar sehr. Er habe wohl bemerkt, daß sie über den Winter ein stilles Leben mit sich herumgetragen; nun hoffe er, die kleine Reise in milder Lust und das Gebet zu dem Heiligen werde sie stärken, daß sie ihm mit rüteren Wangen zurückkehre. Er indessen werde fleißig an seinem großen Werke schaffen, eine Sammlung aller Tenzonen und Wettgesänge, die über Fragen der Minne und bei dichterischen Ringelrennen seit zwanzig Jahren verfaßt worden seien. Und so schieden sie voneinander, nachdem er ihrer Bitte, wenn sie ihn je gekränkt, ihr zu verzeihen, mit fröhlichem Lachen gewillfahrt hatte: ob sie denn ihrem letzten Stundlein entgegenreise, daß sie so feierlichen Abschied nehme?

Huguette begleitete sie und ein kleiner Troß von Knappen und Knechten, wie ihn eine Frau ihres Standes selbst auf eine Wallfahrt mitzunehmen pflegte. Sie hatte sich aufs schönste geschmückt und ihr langes braunes Haar mit Perlenschnüren durchflochten, daß alles am Wege stillstand, das herrliche Bild zu bewundern. Damals war sie noch nicht dreißig Jahre alt, in der Sommerblüte ihrer Schönheit. Aber sie neigte nur ernst und zerstreut ihre Stirn, wenn die Landleute und begegnende Kleisige sie ehrerbietig begrüßten, und so auch trat kein Lächeln auf ihren Mund, als am Abend, da sie über die Zugbrücke von Saint-Didier ritt, Herr Guislem ihr aus dem Tore entgegentrat, sie mit inniger Freude aus dem Sattel hob und ihr heimliche Worte, die eine stolze, trunksene Bonne verrieten, zuflüsterte. Während des Mahls in der Halle, die einem Blumengarten glich und von hundert Hackeln schimmerte, verriet sie mit keinem Wort, was in ihr vorging. Sie antwortete mit gelassener Anmut auf alle Fragen ihres Wirts, der ihr in sich gelehrt

Wesen auf die bräutliche Gefangenheit eines edlen Weibes schob, das bald auf all seinen Stolz verzichten soll. Er hatte aber dafür gesorgt, daß es dennoch nicht allzu gedämpft und unfeistlich still blieb, indem er einen Spielmann bestellt hatte, der gar künstlich auf der Geige zu spielen wußte und zum Schluss eine neue Kanzone sang, erst kürzlich zum Lob Assalibens von ihrem glückseligen Wirte gedichtet. Hugo selbst hatte sich entschuldigt, daß er wegen eines Schmerzes im Halse nicht singen könne. Er saß zur anderen Seite der Bizgräfin, stumm wie eins der Bilder auf den Teppichen, mit denen die Wände behangen waren. Auch Assalide richtete das Wort nicht an ihn, außer ein einziges Mal gegen Ende der Tafel. Was sie ihm da zuraunte, mußte besonderen Sinn haben; denn der treue Mann wechselte die Farbe vom tiefsten Bläß zum glühendsten Rot, und mancher bemerkte es mit Besprechen. Der Hausherr stand eilig auf, führte seinen schönen Gast hinaus, während die Knechte Fackeln vorantrugen, und geleitete die Schweigsame die Treppe hinauf in das obere Geschoss, dessen Gemächer sie an seiner Hand durchwandelle. Im letzten Zimmer stand ein Bett mit reichem, silberdurchwirktem Umhang, und der Raum duftete von Veilchen, und Kerzen brannten auf silbernen Leuchtern. Hier werdet Ihr ruhen, edle Frau, sagte er laut. Ihr müßt fürsich nehmen mit der Schlaframmer eines einsamen Ritters, der so hohen Besuchs nicht gewärtig war. Und leise fügte er hinzu: Darf ich um Mitternacht anklöpfen und fragen, ob Ihr schon entschlummert seid?

Sie nickte zweimal vor sich hin, ohne ihn anzusehen. Ihr dürft! sagte sie mit kaum hörbarem Ton.

Dann entließ sie ihn und alles Gefolge und schickte auch Huguette hinweg, da sie sich allein entkleiden wolle, nachdem sie erst ihre Gebete gesprochen.

Als bald ward alles still im Schloß. Herr Guillelm hatte befohlen, daß sein ganzes Gesinde und auch die Begleiter der Bizgräfin sich zur Ruhe begeben und die Lichter auslöschen sollten, um die vom langen Mitt ermüdete Herrin nicht durch späten Lärm zu stören. Und so geschah es. Als der Wächter am Turm um Mitternacht seinen Hornruf erschallen ließ, ver-

nahmen ihn im ganzen Hause nur drei Menschen, die noch keinen Schlaf gefunden hatten.

Da kam ein leiser Schritt die Stufen herauf und schlich die engen Gänge entlang und hielt ein paarmal still, wie aus Furcht, von einem lauschenden Ohr vernommen zu werden, und kam endlich zu der Schwelle des Gemaches, in welchem die schöne Frau ruhte. Es war so dunkel ringsum, daß nur ein Wohleingeweihter sich in den nächtlichen Räumen zurechtfinden möchte. Eine Weile blieb der Schleicher vor der Tür atem- und lautlos stehen und horchte mit Herzschlag hinein, ob nicht der Riegel zurückgeschoben würde. Als aber nichts sich regte, pochte er behutsam an und stand dann wieder und harrte. Und zum zweiten Male berührte er das Schloß mit seinem Finger und wagte es nun, einen Namen zu flüstern. Als aber noch immer keine Antwort kam, klopfte er ungeduldiger und stampfte dazu leise mit dem Fuß. Schlaft Ihr, Aßalide? rief er, seine Stimme dämpfend. Ich bin es, derselbe, dem Ihr gelobt habt, wenn es Blüten schneie, solle die Probezeit zu Ende sein. Um Euer ewiges Heil und das meine, erlöset mich aus dem Fegfeuer dieses Harrens!

Da antwortete eine Stimme aus dem Innern des Gemaches, die aber keine Frauenstimme war:

Euer Gast läßt Euch eine gute Nacht wünschen, Guillelm, und gute Träume, bessere, als Ihr in Roussillon geträumt. Und nun möchtet Ihr von dieser Schwelle weichen und ihren Schlaf nicht länger stören. Sie sei wohl aufgehoben und von einem treuen Wächter bewahrt, auch fehle es ihr nicht am Ruhelassen eines guten Gewissens, da sie ihr Gelübde, in Eurem Hause zu übernachten, vollauf gelöst habe.

Der Unglückselige war zurückgetaumelt, sobald er die Stimme des Freundes erkannt hatte, und wohl vernahm er aus dem unsicheren Ton, mit dem ihm dies sein Urteil verkündet wurde, daß es den Wächter da drinnen hart anlau, ihm selbst dies böse Tagelied singen zu müssen, und daß er nur stockend die Worte nachsprach, die ihm vorgesagt wurden. Als er aber schwieg, überfiel es den tödlich Getroffenen wie ein Schwindel, er mußte sich am Türgriff halten, der dumpf erklirrte, ohne doch

der rüttelnden Hand nachzugeben. Es fuhr ihm durch den Sinn, daß dies alles ein alberner Spuk sei, mit dem ein Geist der Mitternacht ihn ängstigen und narren wolle. Als aber auf sein lautes Pochen und heftigeres Beschwören alles still blieb, er nur den Schein der Kerzen aus den Nischen vorglimmen sah und den Weihchenduft durch das Schlüsselloch atmete, schlug ihn Scham und Gram wie mit Fäusten zu Boden, und sein Schluchzen und Stöhnen kaum verbeißend, lag er wohl eine Stunde lang in dem dunklen Gang unweit der hochzeitlichen Kammer, von der er sich selber ausgeschlossen hatte, bis ein Geräusch im Hause ihn aufschreckte und ihn daran erinnerte, daß er seine Schmach nicht durfe rückbar werden lassen. Da raffte er sich empor und schleppte sich wie ein Mann, der von der Folter aufgestanden, auf sein Lager, in dumpfem Wüten den Tag heranzuwachen.

\* \* \*

Als am andern Morgen Frau Assalide unten in die Halle trat, wo die Tafel mit dem Frühmahl bereit stand, fand sie dort statt des Hausherrn nur den alten Kastellan, der im Namen Herrn Guillems diesen entschuldigte, daß er seinem Gast nicht den Morgengruß entgegenbringen könne. Er sei vor Tau und Tage durch einen eiligen Boten abgerufen worden, da ein Freund auf einem nahen Schlosse in der Nacht zum Tode erkrankt sei und ihn vor seinem Ende zu sprechen begehrt habe. Er hoffe, um die Mittagszeit zurück zu sein; falls aber die Bischöfin ihn nicht zu erwarten gedenke, übertrage er Herrn Hugo Marschall die Pflicht, ihr bis ans Ziel ihrer Fahrt, oder so weit es ihr gefallen möge, das Geleit zu geben.

Hierauf erwiderte die Frau nur mit einem langsamnen Nicken des Hauptes. Ihr Gesicht war bleich wie ein Blatt der Wasserrose, doch hingen keine Tropfen daran; ihr Auge, halb von dem Lid verschlossen, blickte starr und erloschen vor sich hin, als sähe sie von den Dingen umher nur die trüben Umrisse, ohne zu wissen, was sie sah. Sie weigerte sich mit einer leisen Gebarde, das Mahl zu berühren, und verlangte, daß man sofort aufbrechen und die Reise forsetzen solle. Wie sie dann im

Sattel saß, schien nichts an ihr lebendig als der Schleier, der im Morgenwind ihr nachflatterte. Herr Hugo, der als der nächste im Buge hinter ihr ritt, konnte den Blick nicht von ihrer Gestalt loslösen. Er fragte sich in den langen Stunden, wo kein Wort von ihren Lippen kam und kein Blitzen aus dem erloschenen Auge ihn traf, ob dies dieselbe Frau sei, die er in seinen Armen gehalten. Auch ihm war, trotz der wonnevollen Erinnerung, unfroh zu Sinn. Er mußte an den Verrat der Treue denken und die tödliche Wunde, die er seinem alten Freunde und Jugendgefährten geschlagen, und zuweilen stieg ein schauderndes Gefühl in ihm auf, wie wenn man süße Früchte essend ein wideriges Insekt zerbeißt, das sich hineinverkrochen, wenn er erwog, daß er zum Werkzeug einer grausamen Nachahmung gedient und sein traumhaftes Glück nicht der freien Hingabe eines jürtlichen Herzens gedankt habe. Solcher Spuk verflog aber bald, wenn er die herrliche Frau vor sich auf dem langsam hinschreitenden Pferde betrachtete und sich sagte, was auch dahinter liege, nun habe er sie gewonnen, und im Grunde sei dem andern nur recht geschehen, daß sie ihn verschmäht und verstoßen habe.

Wie der Herrin selbst zu Mute war, erfuhr niemand. Sie ließ nach einigen Stunden in einem Dorfe halten, den am Morgen verschmähten Zimbis nachzuholen, genoß aber selbst nur ein paar Bissen Brot und einen Trunk Wein. Hugos Anwesenheit schien sie kaum zu bemerken. Ihr schönes, weiches Gesicht hatte einen strengen, scharfen Zug bekommen, wie eine kaum von schwerer Krankheit Genesene, die zum ersten Mal wieder ins Freie hinausgeführt wird und noch halb von den schienden Schatten des Todes verbunfert wird. Und so vollendeten sie die Fahrt, ohne daß ein Wort gewechselt wurde, und kamen bei sinkender Nacht in dem Wallfahrtsorte an, wo die Bischöfin mit ihrem Gefolge eine Reihe von Kammern in einer Herberge mietete, sich dann aber gleich in ihr eigenes Bettmach zurückzog und auf das Nachtmahl verzichtete.

Auch tat sie nicht wie andere Wallerinnen, deren erster Gang in die Kirche war. Sie halte in der letzten Kapelle, eine kurze Strecke vor dem Ort, wo man schon die Kirche und auf

dem Hügel dahinter das Kloster der unbeschuhten Karmeliterinnen sehen konnte, sich aus dem Sattel geschwungen — mit Hilfe ihres Knappen, Herrn Hugos Beistand mit leisem Kopfschütteln ablehnend, — und dort ganz allein, während ihr Gefolge draußen im Bügel ihrer wartete, lange Zeit auf den Knieen hingesunken sich mit ihrem Gott beraten. Nun schien es, daß sie von der anstrengenden Reise ermattet sei und vor allem des Schlafes bedürfe.

Doch konnte Herr Hugo sein Herz nicht bezähmen und selbst sein Lager suchen, eh' er noch einmal ihre Stimme gehört und von ihr erforscht hatte, wie sie zu ihm gesinnt sei. Seine Leidenschaft war selbst durch ihr steinernes Gebaren nicht gelüftet, und sie schien ihm mehr als je das begehrenswerteste Weib der Welt und er sich selber ein seliger Mann, den alle reichen und mächtigen Fürsten der Erde beneiden müßten. Als daher in der Herberge nichts Lebendiges mehr sich regte, fasste er sich ein Herz, öffnete leise seine Kammer und schlich durch das Haus nach ihrer Tür, die er sich wohl generkt hatte. Mit bebendem Finger pochte er verstohlen an, aber sofort ging die Tür auf, und die geliebte Frau stand vor ihm.

Sie nickte ihm zu und deutete ihm an, daß er die Schwelle überschreiten solle, die Tür aber ließ sie offen.

Ich habe euch erwartet, Hugo, sagte sie, und ihre Stimme klang ruhig und tief. Ihr seid der einzige Freund, der mir geblieben ist, und ich brauche Eure Hilfe zu meinem Vorhaben. Seht, hier habe ich einen Brief geschrieben, den sollt Ihr meinem Gemahl einhändigten. Ich bitte darin um seine Erlaubnis, die er mir nicht weigern wird, daß ich in das Kloster der Karmeliterinnen eintrete, und nehme Abschied von ihm für dieses Leben. Und hier — sie deutete auf etwas Dunkles, das zusammengerollt auf dem von einer einzigen Kerze erhellten Tische lag, — hier ist mein Haar, das ich abgeschnitten habe zum Zeichen meines unwiderruflichen Entschlusses. Das sollt Ihr an Herrn Guislem bringen, als das Einzige, was ich von mir in der Welt zurücklasse. Denn auch mein Herz, das ich ihm gelobt, gehört nicht mehr mein; ich habe es meinem Gott und Vichter geweiht, daß er es läutern wolle von all seinen Flecken.

Und grüßet ihn und sagt ihm, daß ich erst wisse, wie sehr ich ihn geliebt, seit ich ihm diese bittere Schmach angetan, die er nie verwinden wird.

Sie wandte sich ab, und er sah nun erst, daß das schöne Haupt, von dem der Schleier zurück sank, seiner Locken beraubt war. *Assalide!* rief er außer sich. Ist es möglich? Ihr könnt die Welt verlassen, die nichts kostlicheres hat als Euch, und mich — mich *Urinsten* — den Ihr eben so reich gemacht habt —

Schweigt! fiel sie ihm heimlich ins Wort. Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Die Welt ist ein Vorhof der Hölle. Untreue regiert allerwegen; mein Gatte ist von mir abgesunken, um kindischen Ehren nachzujagen. Euer Freund hat mich — Ihr Euren Freund und ich mein Herz, das von Euch wußte, als ich Euch meine Ehre und Pflicht ausgeliefert wie eine Wahnsinnige, die ich war. Und doch konnte ich ... anders; ein Dämon trieb mich dazu wie mit einer Dornengeißel. Denn als ich erfuhr, in wessen Macht ich mein Herz und meine Ehre hatte geben wollen, und wie das schwerste Opfer, das ich ihm aus übergrößer Liebe zu bringen gelobt, so schnöden Dank erfahren sollte, hat jener Dämon sich in meine Brust geschlichen und mich so traurig beraten, daß ich mein Bild im Spiegel hinsicht nicht betrachten kann, ohne vor mir selbst zu erschrecken. Ich weiß nun wohl, daß Ihr sagen wollt, Ihr würdet mich nie verraten und Eure Treue soll mir Erfolg sein für alles, was ich verloren. Nur schade, daß uns Treue wertlos ist, wo wir nicht lieben, und ich habe nie einen Mann geliebt als den einen, der mich so tief hat kränken können. So will ich mich zu dem flüchten, der seiner armen Seele, die auf ihn blickt und hofft, je untreu geworden ist. Und wenn Euer Freund darob gar zu verzweifelt sich gebärden sollte, gebt ihm den Trost, der einem eitlen Manne der süßeste sein wird, daß ich das Klostergitter zwischen mich und ihn habe bringen müssen, um mich vor ihm zu schützen und nicht der noch größeren Schmach anheimzufallen: nach allem, was geschehen, noch einmal mir selbst und meinem Stolze untreu zu werden und zurückzueilen in die Welt, um mich auf Gnad' und Ungnade in seine Arme zu stürzen.

Sie zog den Schleier über ihr Gesicht, daß er die Tränen

nicht sehen sollte, die ihr aus den Augen quollen. Dann winkte sie ihm, ihr zu folgen, und verließ das Haus, um geradenwegs den Hügel hinaufzuschreiten, nicht rastend, bis sie selbst dem Klopfen an der Klosterpforte ergriff und mit drei lauten Schlägen ihren Einlaß begehrte. Es dauerte eine Weile, bis die Schwestern Pfortnerin aus dem Schlaf auffuhr und das Tor öffnete. Dann reichte die Scheidende ihrem Begleiter zum letzten Lebewohl ihre kalte Hand, die er mit heißen Tränen beneigte, und das Tor schloß sich hinter ihr für immer.

Als der Bizzgraf von Polignac den unerbittlichen Abschiedsbrief seiner Gattin gelesen, soll er eine Weile wie toll und töricht geschrien und getobt, sich dann aber bald beruhigt haben. Auch führte er sein altes Leben nach kurzer Trauerzeit fort, als wenn nie eine Schloßherrin neben ihm gewaltet hätte, und an einem der Tagen hatten seine Haussdichter die Frage zu verhandeln, ob es besser sei, seine Geliebte im Himmel zu wissen oder in den Armen eines Rivalen, oder lebend und treu, aber einer Klosterzelle.

Herr Guissem wartete das Jahr des Noviziates ab, da er immer noch eine leise Hoffnung nährte, die geliebte Frau werde zu ihm und der Welt den Rückweg finden. Als er hörte, daß sie unter dem Namen Sor Beata Profess getan habe und ihm für immer verloren sei, nahm er in tiefem Gram das Kreuz und die Chronik meldet, daß er tapfer fechtend vor Edessa gefallen sei.

---

# Der verkaufte Gesang

(1881)

**D**ass die Kunst des Gesanges unter Brüldern wohl ein Schloß oder Rittergut wert sei, wird von denen, die sie jemals geliebt oder geliebt haben, niemand leugnen, während diejenigen, die den Klang des Goldes und Silbers aller Musik von Saiten- oder Menschenstimmen vorziehen, nicht einen roten Heller dafür zu geben und sie als die brotloseste und unnißhöste aller Künste zu betrachten pflegen. Den ersten werden wir also nichts Neues sagen und die letzteren nicht belehren, wenn wir ein Geschichtchen erzählen, welches dient, in wie hohem Preise einst der Gesang gestanden hat, freilich zu einer Zeit, da auch die Dichtkunst noch einen goldenen Boden hatte und ihren Mann nährte, da hoch und gering sie zu ihrer Lebensnotdurft rechneten und schöne neue Lieder so wenig missen konnten, wie vom Bäcker das Brot. Immerhin aber möchte es tröstlich und erbaulich sein, daran zu denken, daß die Welt nicht zu allen Zeiten so krämerhaft gesinnt und nur auf den handgreiflichsten Nutzen gerichtet war, sondern daß es einmal Menschen gab, die das Überflüssige für das Unentbehrlichste hielten und alle Reichtümer und Herrlichkeiten der Welt gering achteten gegen einen Lippenhauch, der freilich die goldenen Schätze der Seele an den Tag zu bringen vermochte.

In der Auvergne lebte, bald nachdem die wilben Albigenser-kriege vertoht hatten, ein Brüderpaar auf einem sonnig gelegenen, mit Wälfern und Fruchtfeldern breit umgürteten Schlößchen, an welchem der Kriegssturm vorübergewehrt war, ohne ihm auch nur eine Turmzinne zu brechen. Dies war umso wundersamer, als der alte Burgherr, ein Herr von Maensac, von Herzen der lezterischen Partei ergeben war und seine heftige

Gefinnung gegen Rom und die päpstlichen Kreuzfahrer in mehr als einem tapferen Sirventes mit den künstlichsten Reimen ausgesprochen hatte. Das Wunder wurde freilich gemindert, da diese flammenden Proteste nicht über die Mauern des Schlosses n und daher wie eine Faust in der Tasche den reizen konnten. Es war nicht Feigheit, was den zucon daran hinderte, seine singenden Brandraketen öffnen in den schwarzumwölkten Himmel steigen zu lassen.

„Aug' in Auge dem grimmen Simon von Montfort aus seiner Herzensmeinung kein Hehl gemacht. Doch rhaupt, so eifrig er in seinen Mußestunden sich mit acherei abgab, eine tiefe und gerechte Scheu, seine Kunstußung irgend einem fremden Auge zu verraten, aller Demut für nicht viel Besseres hielt, als was age einen Dilettanten zu nennen pflegt. Die Lust die Kraft gering, und seitdem einmal ein wirklicher „...our, dem er seine Exerzitien schamhaft und zögernd „...gelegt, bittend, ihm reinen Wein einzuschenken, dem redlichen Manne alle poetische Phantasie abgesprochen und nur seinen reinichen Versbau gelobt hatte, begab er sich des gesiechten Zeitvertreibes gänzlich und wandte seinen Fleiß desto nachdrücklicher auf die Ausbildung seiner beiden Söhne, Auctor und Peire\*), die schon als Knaben eine besondere Lust zu allerlei Neimwerk zeigten und in denen er die Erfüllung alles dessen zu erleben hoffte, was in ihm selbst nur Traum und Wunsch geblieben war. Da er nun das Technische der Poeterei ganz wohl inne hatte, konnten seine Söhne in der Tat keinen besseren Lehrmeister erlangen als den eigenen Vater, und so waren sie denn auch zu ganz fertigen jungen Verschnieden herangereift, als der treffliche Alte starb, nichts lebhafter bei seinem Scheiden aus der Welt bellagend, als daß es ihm nicht mehr vergönnt sein sollte, sich am Dichterruhme, der durch ihn selbst dem Hause Maensac nicht hatte blühen sollen, wenigstens in seinen Kindern zu meiden.

Die beiden Jünglinge, die gerade auf dem Punkt gestanden hatten, als flügge junge Sänger sich aus dem Nest zu schwingen,

\*) Die provenzalische Form für Pierre.

ließen sich durch die Trauer um den Tod des Vaters nicht lange zurückhalten, zumal ihnen die Burg nun doppelt öde und die Höfe und Fürstenschlösser der Provence um so verlockender erschienen. Sie übergaben ihren heimatlichen Besitz einem Verwalter, der hoch und heilig gelobte, des Gutes so getreu zu pflegen, als ob der verklärte Ritter noch überall selbst nach dem Rechten sähe, und zogen mit wohlgespicktem Beutel auf ihre erste Sängerfahrt aus. Da sie sich sehr lieb hatten und von Kind an nie getrennt worden waren, gedachten sie auch auf ihrer Wanderschaft und bei der Ausübung ihres Berufes brüderlich verbunden zu bleiben. Doch schon nach kurzer Zeit erkannten sie, daß dieser ihr Vorsatz nicht wohl durchzuführen sei, ohne ihrer bisherigen einträchtigen Liebe und Treue Gefahr zu bringen. Es konnte nicht fehlen, daß sie in eine unholde Nebenbuhlerschaft gerieten, sowohl bei schönen Frauen als auch in der Kunst der Großen, davon zu schweigen, daß auch ihre Spielleute oder Jongleurs sich mit scheelen Blicken ansehen, wenn der eine besser sang oder spielte als der andere, oder einen fetteren Bissen erschnappte. Als es zum erstenmale so weit kam, daß sie die Burschen, die sich jählings in die Haare geraten waren, mit Gewalt wie zwei ineinander verbissene Doggen trennen mußten, sprach der ältere und allzeit weisere Alstoric zu seinem Bruder: Lieber, es wird gut und heilsam sein, daß wir verschiedene Wege gehen, so hart es uns ankommt. Wir müssen versuchen, jeder auf seine eigene Hand unser Glück zu machen, da zwei Maensacs an einem Orte des Guten zu viel zu sein scheinen. Willst du also nach dem Süden ziehen, so wende ich mich gen Norden, oder umgekehrt, je nach deinem Belieben. Wenn das Jahr verstrichen ist, wollen wir uns auf unserer väterlichen Burg wieder zusammenfinden, um ohne Neid und Eifersucht eine fröhliche Woche miteinander zu verleben und unsere Abenteuer auszutauschen.

Peire, der Jüngere, der ein Träumer war und auf diesen klugen Einfall noch lange nicht gekommen wäre, war es gleichwohl zufrieden, da es ihm heimlich wehtat, daß er seinen lieben Bruder mehr als einmal ausgestochen hatte. So umarmte er Alstoric, setzte sich mit seinem Spielmann zu Pferde und zog gen Süden, während sich Alstoric nach den schönen Auen der

Durance begab, wohin ein Verwandter ihres Vaters die beiden Brüder geladen hatte. Auch ihn hatte es im stillen schwer ver-  
drossen, sich durch seinen Bruder in den Schatten gestellt zu sehen, zumal da er früher, noch in der väterlichen Lehre, für den Begab-  
teren gegolten hatte. Und freilich war er an Kenntnis und  
Führung des Handwerkzeuges, bei seiner unsichtigen, klühen und  
verständigen Natur, dem Jüngeren weit voraus gewesen und  
seine Lieder konnten für etwas Nechtes gelten, so lange sich's nur  
um pünktliche Ausführung der Übungsaufgaben handelte. Jetzt  
aber, im freien Menschenverkehr und großen Weltleben, drang  
die vollsaftigere Natur seines Bruders mit Ungestim durch, und  
Frauen und Herren ließen sich willig durch das Wehen seines  
Geistes fortreißen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen,  
ob auch nirgend gegen eine Regel der Kunst verstossen sei und  
jeder Vers auf seinen richtigen vier oder fünf Füßen wandle.  
Von nun an hoffte Alstora, seine Kunst, an der er durchaus  
nicht irre geworden war, ungehindert zur Geltung zu bringen,  
wie etwa ein kluger Gärtner dafür sorgt, einen schönen Spring-  
brunnen, der in mannigfachen zarten Strahlen ausschießt und  
sich kreuzende Bogen und Figuren bildet, nicht an einem Ort  
anzulegen, wo ganz in der Nähe ein freier Wildbach in natür-  
lichem Fall über steile Klippen stürzt und mit seinem heftigen  
Rauschen jenes gemässigte Rieseln, Sprudeln und Verstäuben  
überdeckt.

Als nun das Probejahr verstrichen war und die Brüder,  
ihrem Gelöbnis gemäß, sich auf Schloß Maensac wieder zu-  
sammenfanden, war zuerst die Freude, daß sie sich wieder von  
Angesicht sahen, groß, und sie konnten nicht milden werden, mit  
verschlungenen Armen überall herumzuwandeln und alle Stätten  
ihrer Knabenspiele wieder aufzusuchen. Nur die Erfahrung,  
die sie machten, daß sie in ihrer Abwesenheit von dem spitz-  
bübischen Burgpflieger schmählich betrogen worden waren, da er  
den Ertrag all ihrer Ernten in einem schmalen Beutelchen vor  
sie hinstellte, unter Vorzeichen eines allgemeinen Misswachses,  
trübte bedenklich den ersten Abend, wo sie beim Becher einander  
gegenübersaßen. Zumal der weltkluge Alstora, dem auch noch  
ein anderes heimliches Ungenügen nachzugehen schien, geriet bei

der Entdeckung dieser argen Lücke in hellen Zorn, schlug dem ungetreuen Mann den armseligen Gehnten, den er ihnen gönnen wollte, um die Ohren, hieß ihn auf der Stelle sein Bildel schnüren und die Burg mit dem Rücken ansehen, und hielt dann, während Peire in den verschütteten Wein mit seiner Dolchscheide zierliche Figuren zeichnete, dem Bruder eine seiner wohlerwogenen Standreden, in denen er Meister war, da auch jener Ausbruch des gerechten Ingrimms das Gleichgewicht seiner Seele nicht bis zum Grunde hatte erschüttern können.

Liebster Bruder, sagte er, die Lehre, so dieser ungetreue Knecht uns gegeben, hat uns ein zu teures Lehrgeld gekostet, als daß wir sie in den Wind schlagen und es in der alten Weise leichtherzig forttreiben könnten. Wenn dieser in unserem Hause altgewordene Diener hinter unserem Rücken gehaust hat wie Hagelschlag und Ungewitter, wie sollen wir uns von einem Wildfremden, dem wir das Vogtamt übertragen, eines Besseren versehen? Nicht, daß mein Herz auf Geld und Gut stände, zumal ich mir getraue, mit meinem Gesang reichlich zu erwerben, was zu meiner Notdurft, ja darüber hinaus zur Führung eines freien ritterlichen Lebens gehörte. Es ist aber ein unerträglicher Gedanke, sich von einem Wicht betrogen und um das Seinige gebracht zu sehen, und unser teurer Vater, den Gott selig haben möge, würde, wenn er herabblicken könnte, das Haupt schütteln und über seine Söhne ungehalten sein, die ihr Erbgut verwahrlosen lassen. Hierzu kommt, daß ich auch während der Zeit, da wir getrennt herumzogen und unsere edle Kunst betrieben, mehrfach Gelegenheit hatte, zu gewahren, wie bedenklich und unzükünlich es ist, wenn zwei Dichter desselben Namens zur selben Zeit ihr Wesen treiben. In manchen Orten bin ich als ein schon bekannter und beliebter Sänger empfangen worden um einer Kanzone willen, welche du gedichtetest, und dir ist es vielleicht nicht anders ergangen.

Er hielt inne, auf Peires Zustimmung wartend. Da diesem aber niemals das gleiche begegnet war und er doch seinen Bruder nicht betrüben wollte, begnügte er sich mit einem stummen Kopfnicken, worauf Alstors fortfuhr: Nun siehst du wohl, wenn dies schon im Beginn unseres Dichtens geschehen,

wie sollen wir, nachdem wir es zehn oder zwanzig Jahre so fort getrieben haben, der Verwirrung steuern und jeder seinen Nutzen genau und wohl abgegrenzt für sich behalten? Und gesetzt auch, wir fragten nichts danach und ließen unseren Erwerb an Tod und Ehre brüderlich beisammen, wie wir uns ja auch über die Teilung anderen Besitzes nie verfeindet haben, so ist noch der böse Haken dabei, daß jeder von uns seine eigene Art und Übung im Dichten hat, wonach man uns kaum für Söhne einer Mutter halten sollte. Nun ist auch die Neigung und Gewöhnung derer, die uns hören, verschieden, und diejenigen, die deine Art vorziehen, wissen sich in die meine nicht fogleich zu finden, wie ich es hin und wieder schon habe erleben müssen. Ich habe meine schönsten Strophen in schweren Reimen und den künstlichsten Weisen in Montpellier einer Dame vorgetragen, die nur mit halbem Ohr zuhörte, weil sie etwa ein leichteres Liedchen deines Stils erwartet hatte, und die gleiche Erfahrung wirst auch du wohl gemacht haben.

Wieder antwortete Peire nur mit einem kurzen Brummen, aus welchem Ja oder Nein zu deuten war, und zeichnete immer eifriger den Anfangsbuchstaben eines Namens auf den Tisch, während Alastor, der im Zimmer langsam auf und ab geschritten, jetzt vor ihm stehen blieb.

Es wird dir vielleicht seltsam scheinen, Lieber, sagte er, aber ich mag finnen und denken, so viel ich will, ich finde keinen besseren Ausweg aus dieser Verstrickung. Ich meine nämlich, daß wir gleich heute eine rechte Teilung alles dessen vornehmen sollten, was uns von unserem guten Vater vererbt worden ist, und zwar indem wir fortan nicht seine liegenden Güter, Schloß und Landschaft zusammen dem Gesange gemeinsam besitzen, sondern der eine die Burg erhält, der andere den Gesang, was auch dich wohl eine gerechte Teilung zu sein bedürfen wird. Jeder Teil gibt seinem Besitzer ein reichliches und ehrenvolles Leben. Der auf dem Schlosse hier zurückbleibt, wird die Pflicht übernehmen, den Namen unseres Hauses nicht erlöschen und den väterlichen Besitz nicht zu Grunde gehen zu lassen, was unfehlbar zu befürchten steht, wenn bloße Mietlinge hinter unserem Rücken schalten und walten. Das Auge des Herrn macht die

Kühe fett und hält die Spähen vom Weizenfelde fern. Wer aber das andere teure Vermächtnis unseres verklärten Erzeugers, den Gesang, davonträgt, der ist in anderer Art geborgen, und zu den irdischen Vorteilen, die ihm von Gönnern und edlen Frauen erblühen und die vielleicht an Goldwert dem gesicherten Grundbesitz nicht die Wage halten, kommt der Gewinn an Ruhm und die Lust des fahrenden Lebens, so daß er eher zu beneiden als zu beklagen wäre. Um aber jeden Anlaß zu Streit oder späterer Neue abzuschneiden, wollen wir das Los befragen und seine Entscheidung als den Willen des Himmels ansehen. Nun sprich, lieber Bruder, was hinkt dich von meinem Vorschlage?

Peire saß still am Tische, das Haupt in die linke Hand gestützt. Zuerst war ihm das Ansinnen, auf seine bisherigen Lebensfreuden zu verzichten, falls das Los so entschiede, dergestalt unerhört und ungeheuerlich erschienen, daß er trotz der guten Grinde seines Bruders geneigt war zu erwidern, hiervon könne nun und nimmer die Rede sein. Je länger indessen Lustore in ihn hineinsprach, desto überzeugender schien ihm der sonderbare Einfall, da er überdies gewohnt war, in allem, was Lebensklugheit und Weltverstand erforderten, den älteren für den Erfahreneren zu halten und sich ihm ohne viel Bedenken zu folgen.

Nun aber kam noch ein gewichtiger Stein, der ihm auf dem Herzen gelegen, ins Rollen und beschwerte die Wagschale zu Gunsten jener Teilung. Er hatte am Hofe des Grafen von Nouffillon eine Zeitlang leidenschaftlich der schönen Gräfin gehuldigt, bis das edle und freundschaftliche Betragen ihres Gatten sein Gemüt bezwang und die frevelhaften Wünsche darin erstickte. Da er eine feine, redliche Seele hatte und von seinem Vater in guter Zucht gehalten worden war, brachte er es nicht übers Herz, nach der zügellosen Sitte jener Zeit einzigt und allein auf die Mahnung seiner Leidenschaft zu lauschen, sondern hielt es für ehrlos, in das Haus, das ihn gastlich aufgenommen, Sünde und Verstörung zu bringen. Also schied er mit schwerem Herzen von da, wo ihm, wenn er sich gewissenloser betragen, wohl jede erwünschte Gunst geblüht hätte; er nahm aber die

Erfahrung mit hinweg, daß ihm immerhin trotz seines schönen Gesanges einiges fehle, um als Troubadour sein Glück zu machen, zumal die Wunde, die er dort empfangen, ihn lange Zeit verhinderte, sich einer anderen Schönen zuzuwenden. Nicht minder auch war es dem Freigeborenen zu Anfang beschämend, als ein Schranze und Dienstfucher sich den Reichen und Mächtigen vorzustellen. Als daher Alustore seinen Spruch zu Ende gebracht, denkt es Peire schier eine Eingebung höherer Weisheit, auf diese Art vielleicht ein für allemal aus dem Streit seines Inneren erlöst zu werden. Er verwischte also rasch mit dem Dolchknauß den Namenszug der heimlich noch immer ersehnten Frau, stand hurtig vom Thüre auf und erwiederte, den Bruder frei und fröhlich anblickend, dieser weise Plan habe seinen ganzen Beifall, und sie wollten ohne Zögern an die Ausführung schreiten.

Alustore war es zufrieden, nur drang er darauf, daß sie vorher sich mit Handschlag gelobten, gegen den Ausfall des Geschickes weder jetzt noch später zu murren, vielmehr ihre brüderliche Liebe unerschütterlich aufrecht zu erhalten, auch alljährlich einmal in diesem Schlosse zusammenzukommen und jeder dem anderen, was er inzwischen erworben oder genossen, vorzuweisen und mitzuteilen. Auch wollten sie das Los nicht auf die gemeinsame Entscheidung durch den Würfelbecher stellen, sondern Arme in Arm in den Schloßhof hinaustreten; welchen von ihnen der alte Haushüter, ein langhaariger navarresischer Wolfshund, zuerst anspringen und zutunlich begrüßen würde, der sollte von nun an alleiniger Besitzer des Schlosses sein, während der andere den Gesang behielte. Da sie beide den Hund gleichmäßig gepflegt und ihn stets auf ihren gemeinsamen Jagdzügen mit sich gehabt hatten, schien das ein richtiges und gerechtes Gottesurteil.

Dasselbe entschied nun aber zu Gunsten des Jüngeren, der im ersten Augenblick davon nicht eben freudig betroffen war, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch sein Bruder auf eine andere Entscheidung gehofft hatte. Als aber Alustore versicherte, ihm hätte nichts Lieberes werden können, als nun ganz auf sich selbst gestellt zu sein, und er gedenke jetzt erst recht all seine

Kraft zu entfalten, daß die Welt genau wisse, wie sie mit den Kanzonen des Herrn von Maensac daran sei, ergab auch Peire sich in sein Los, daß ihm fürs erste um so weniger hart vorkam, da er immer noch einige Zeit brauchte, jene schöne Frau zu vergessen. Er ließ es sich nicht nehmen, seinen lieben Bruder mit allem, was er wünschen oder brauchen konnte, zur Reise auszustatten, und blieb, da Alstors geschieden, in ziemlich wehmütiger und unwirscher Verfassung auf der Heimaterde zurück, wo er freilich alle Hände voll zu tun hatte, um den von ihrem ungetreuen Vogt angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

Als aber das Größte geschehen, das aus der Bucht geratene Gesinde wieder zur Pflicht zurückgeführt, dazu die wichtigste Feldarbeit bestellt war, überschlich den jungen Schlossherrn eine standesgemäße Langeweile, die er nicht, wie er ehemals gepflegt, mit Verdiensten bannen durfte und daher auf andere Weise sich vom Halse halten mußte. Er ritt auf den Nachbarschlössern herum, die edlen Vettern oder Gefreundeten seines Hauses zu begrüßen, gab artige Feste in seinem Schloßchen oder veranstaltete große Jagdlustbarkeiten, und da er ein schöner, schlanker Mann von ritterlichem Ausstande, dazu ledig und von untabdeligem Rufe war, konnte es nicht fehlen, daß töchterfrohe Elternaugen sich fleißig auf ihn richteten und er vor Einladungen rings umher kaum zu stemm kam.

Hieran ergötzte er sich eine Zeitlang, obwohl unter all den heirathbaren adeligen Fräuleins auf sieben Meilen in der Kunde ihm keine sonderlich einleuchtete. Da er aber nicht zu eilen brauchte und die Wahl bei seiner Jugend noch Jahre und Tage offen bleiben durfte, ließ er sich's gefallen, als die Goldforelle, nach welcher zwanzig Angeln ausgeworfen wurden, ruhig in seinem kühlen Element hin und her zu gleiten und nur, wenn ihm ein Widerhaken allzu nahe an die Haut kam, unter dem schützenden Steinwall seiner Burg für eine Weile zu verschwinden.

Sein Liebesungemach war ihm nach und nach aus dem Herzen gewichen und hatte keine andere Spur hinterlassen, als einen gewissen wehmütigen Abscheu gegen ähnliche Wehen und

Wonne, der ihn in der Gesellschaft seiner Nachbarinnen gegen alle verliebten Anwändlungen setzte. Dagegen meldete sich, als es wieder Frühling wurde und die adeligen Vergnügungen ihren ersten Reiz verloren hatten, eine andere Sehnsucht, die ihm zumal am grauen Morgen, wenn er einsam, mit seinem Jagdspeer bewaffnet, in den Wald ging und die noch verschlafenen Atemzüge der Natur behörte oder das erste Rufen der Vögel im Büschchen und Zweigen betrachtete, gewaltig zu schaffen machte. Wohl hatte er schon zahlreiche Lieder damit begonnen, das erste Grün und die ganze sprossende Leblichkeit des jungen Jahres zu begründen, und da schon hundert Jahre vor ihm *lo gens temps de pascor* — die holde Frühlingszeit — den Poeten der Languedoc genau wie denen unserer Tage ein unerschöpfliches Thema zu lyrischem Gezwitscher gewesen war, mußte er sich sagen, daß die Welt nicht viel daran verlor, wenn er durch den Vertrag mit seinem Bruder verhindert wurde, zu tausend Frühlingsliedern das tausendunderste zu singen. Er glaubte nämlich, nicht nur die Anwartschaft auf Dichterruhm, sondern auch die Erlaubnis, ganz im stillen seine geliebte Poeterei zu üben, ein für allemal verspielt zu haben. Und freilich tat er klug daran, da nicht nur Husten, Rauch und Liebe nach dem Sprichwort sich nicht verstecken lassen, sondern auch das dichterische Feuer sich nicht damit begnigt, unsichtbar fortzoglimmen, vielmehr mit Gewalt durch die kleinste Risse hinauszulodern sucht.

So verzichtete er denn lieber auf diese Streifereien vor Tau und Tage, in denen ihm das Herz allzu verlangend schwoll und in Tönen sich auszuströmen begehrte, und wartete den lauten, nüchternen Tag heran, der die Stimmen in seinem Innern nicht zu Worte kommen ließ. Als er aber bemerkte, daß er durchaus nicht ganz sicher sei vor einem Rückfall in das poetische Fieber, hütete er sich geslissenlich, ja nicht mit einer der Nachbarstöchter einen verliebten Handel anzugetteln, da er bisher für das beste bei einer richtigen Liebschaft die Verse angesehen, die den Gegenstand der Unbetzung verherrlichten, und eine reimlose Leidenschaft für eine Suppe ohne Salz oder, um schwunghafter zu reden, für eine Nase ohne Duft erklärte hatte.

Dies hatte nun zur Folge, daß ihm in seiner künstlich erhaltenen Einsamkeit, deren Muße er nicht zu erheitern wußte, von Tag zu Tage übler zu Mute wurde, bis endlich ein fast frankhafter Trübsinn sich seiner bemächtigte. Er hatte nur die eine Erleichterung seines Zustandes, sich ein Pferd zu satteln und auf wilben, abenteuerlichen Ritten, oft bis tief in die Nacht hinein sein unstetes Blut durch Ermatzung ein wenig zu zügeln.kehrte er dann in die Burg zurück, wo alles seinen geregelten Gang einhielt und die Knechte, die ihm um seines milden Wesens willen herzlich anhingen, ihre Schuldigkeit plinktlicher taten, als vorzeiten unter der Fuchtel des geizigen Vogtes, so überfiel ihn die Öde und Stummheit seines Daseins oft mit solcher Gewalt, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten. Er verschloß sich dann in sein Gemach, warf sich auf sein Bett und verbrachte die Stunden des Tages in dumpfer Bewußtlosigkeit, dann und wann eine flagende Rede vor sich hinstammelnd, die unwillkürlich sich zu Versen gestaltete, bis er dann, wie durch den Klang des Reimes erschreckt, jählings abbrach, einen Speer oder eine Armbrust von der Wand riß und wieder in den Forst hinaus stürzte, seinen tödlichen Kummer an irgend einem unschuldigen Wild oder einem Raubvogel auszulassen, als ob er ihnen das freie Schweißen und den trohigen Schrei beneidete, die sein eigenes stummes Misten und Brüten zu verhöhnen schienen.

In einer schwülen Sommernacht nun hatte der unstete Mann den Heimweg aus dem Walde in sein unerwünschtes Haus nicht gefunden oder zu suchen verschmäht und sich im Moose am Fuß eines uralten Ahorns gebettet. Als er nach einem tiefen Schlaf im ersten Morgenlicht die Augen aufschlug, übersah er die Stelle, wo er genächtigt hatte. Der Wald stieg zu einem Talgrunde hinab, den ein schmales Flüschen durchrieselte, und vom Ufer drüben ging eine sonnige Halde sanft wieder in die Höhe, auf welcher smaragdgrünes Gras und schöne Kräuter wuchsen. Die ganze Wiese war mit weidenden Schafen bedeckt, deren Glöckchen lustig durcheinander bimmelten, und auf der Höhe sah man den Pferch, der die Herde über Nacht einzäunte, und einen Schäferkarren auf zwei Rädern. Unten

aber, wo das Wasser an kleinen Hafelsäischen vorbeifloss, saß die Hirtin auf einem alten Weidenknorren so dicht am Ufer, daß ihre nackten Füße von den Wellen überspült wurden. Sie hatte ihr langes schwarzes Haar aufgelöst, um es von neuem zu zöpfen, und neben ihr im Grase lag ihr Hirtenstab und der Schäferhund, der sie während ihres gemächlichen Geschäftes beständig anstarrte, halb wie ein ernster väterlicher Freund, halb wie ein andächtiger Verliebter, und jedesmal, wenn der Blick seiner Herrin ihn streifte, seinen buschigen Schweif bewegte. Sie schien noch ein wenig verschlafen, denn sie gähnte ein paar mal recht herzlich, wobei sie einen nicht gar kleinen, aber frischroten Mund mit den weisesten Bähnen zeigte. Dann aber schien sie auf die erwachenden Vogelstimmen rings umher zu horchen und sang an, die einzelnen nachzuhmend, dazwischen lachend, wenn es ihr gelang, mit diesem oder jenem Hinken oder Stotfehlchen, die sich etwa täuschen ließen, in eine längere Zwiesprach zu geraten. Als sie nun ihr Haar in zwei langen, schweren Zöpfen aufgesteckt hatte, blickte sie sich zum Wasser hinab und fühlte sich, mit den hohen Händen schöpfend, das Gesicht und den braunen Hals, der aus dem weißen Hemd voll und kräftig hervorblühte. Dann lockte sie den Hund herbei, zog ihre Füße aus dem Wasser und trocknete sie an dem rauhen Fell des Tieres, das dieser Liebkosung schon gewohnt zu sein schien. Als sie dies alles vollbracht hatte, zog sie ein Stück Brot aus ihrer Tasche und machte sich daran, große Stücke davon abzubeissen, dem treuen Gesellen an ihrer Seite dann und in einen Bissen zuwerfend.

Diese friedliche Szene beobachtete Peire aus seiner umschatteten Lagerstätte gegenüber mit so gespanntem Blick, als ob sich die größten Wunder der Welt vor ihm ereigneten. Er konnte jeden Zug in dem jungen Gesicht deutlich erkennen und wunderte sich selbst, warum es ihn so fesselte, da es nicht von ungewöhnlicher Schönheit war, sondern hundert anderen Mädchengesichtern jener glücklichen Gegend glich, in welcher freilich Jugend allein schon Anmut und Lebensfülle bedeutet. Doch schienen ihm die beiden Augen drüber, die wie zwei Döllkirschen am Zweige glänzten, und das trügige Stumpfnäscchen, dazu

das volle und doch zarte Kinn das Lieblichste, was er lange gesehen, und das einsame Zwitschern des armen Kindes und ihr Lachen und Schäkern mit dem Hunde bezauberten ihn vollends, daß er viel darum gegeben hätte, an der Stelle des vierbeinigen Freundes zu sein, von ihren Füßen sich den Rücken krauen zu lassen und die Brocken aufzufangen, die sie erst mit ihren weißen Zähnen abgebissen hatte.

Auch verhielt er sich ganz still, um sie nicht etwa zu verscheuchen. Als sie aber ihr Brot verzehrt hatte und nun aufstand, sich wieder nach ihrer Herde zu wenden, raffte auch er sich hastig auf, eilte den Waldabhang vollends hinab und schwang sich in solchem Sturm an seinem langen Jagdspeer über das Wasser, daß es ein großes Rauschen gab und der Hund, der ihn sofort erblickte, in ein lautes Wellen ausbrach.

Auch das Mädchen war in seinem Gang die Halde hinauf stehen geblieben, zeigte aber, als sie den ritterlichen Herrn so im Sturm daherkommen sah, nicht die geringste Bestürzung oder Verlegenheit, nur das Hemd zog sie ein wenig dichter über der jungen Brust zusammen und stand, auf ihren Hirtenstab gestützt, ruhig still, den Hund beschwichtigend, der im Begriff war, zähnefletschend auf den Fremden loszufahren.

Nun begann Peire, der sich alsbald überzeugt hatte, daß die Herde samt der jungen Hirtin zu dem Dorfe gehörten, daß an sein Schloßgut grenzte, mit der sicheren Vertraulichkeit, wie man ein halb und halb leibeigenes Geschöpf behandelt, ein Gespräch mit dem Mädchen, zugleich im Stile der idyllischen Konversationen, die unter dem Namen Pastorellen damals vielfach gedichtet wurden. Denn da er immer noch mit stiller Sehnsucht in die verschierzte poetische Welt sich zurückträumte, kam es ihm gelegen, hier nun einmal in morgenheller Wirklichkeit zu erleben, was er bisher, etwa in den sechs berühmten Pastorellen Guiraut Riquiers, nur als eine reizende Erfindung betrachtet hatte.

Mädchen (Tosa), fing er an, — ich habe dein Tun und Treiben unten am Wasser mit angesehen und glaube, daß du von innen ein ebenso sauberes Herzchen bist wie von außen. Und doch bist du zu hübsch, um noch nichts von Liebe zu wissen, und

gewiß wartet jetzt dein Liebster oben im Gebüsch, daß du ihm den Morgenluß bringst.

Herr, erwiderte sie flink, Ihr täuscht Euch sehr. Ich bin noch so frei und ledig wie mein jüngstes Milchlämmchen und denke auch meinen Stand nicht so bald zu verändern.

Und Peire darauf: Aber so jung bist du doch nicht mehr, daß dir das Alleinsein nicht leid werden sollte. Sage, wie alt du bist?

Genau so alt wie mein kleiner Finger.

So gib ihn mir einmal her, daß ich ihn ausfrage.

Herr, Ihr nähmt wohl gar die ganze Hand. Ich brauche sie aber, um meinen Stab zu regieren. — Und sie erhob den Stab mit einer schalkhaft drohenden Gebärde.

Da ich nicht zu deiner Herde gehöre, sprach Peire lachend, magst du den Stecken nur immer wegwerfen und dich zu mir auf den Nasen sezen. Ich möchte dich allerlei lehren, was du noch nicht kannst.

Herr, ich bin ein dummes Kind und habe keine Zeit, um das zu lernen, was man auf den Schlössern der Vornehmen tut. Bitte, gehet mir von Seite, mein Sparviers wird ungeduldig, da er Eure feinen Reden so wenig versteht wie ich selbst.

Warum hast du deinen Hund „Sperber“ genannt?

Weil er wie ein Stoszvogel zufährt, sobald der Herde oder der Hirtin selbst eine Gefahr droht.

Dann mag er heute nur ruhig sein. Denn ich selbst will dir nichts Böses tun, vielmehr nur Liebes und Holdes. Im Ernst, Mädchen, du gefällst mir sehr, und da ich kein Liebchen habe, du aber keinen Liebsten, so meine ich, wir zwei taugten zusammen.

Nimmermehr, Herr. Ihr seid mir nicht ebenbürtig.

Kennst du mich denn? Und wie heißtest du selbst?

Biernetta, Herr, zu dienen. Ihr aber seid Herr Peire von Maensac, der Herr der Burg droben, und darum taugt Ihr nicht zu mir.

Bin ich dir nicht vornehm genug?

Freilich nicht. Denn ich bin eine Königin und Ihr seid nur ein Ritter. Sehet, dort mein Volk gehorcht mir auf den ersten

Auf, und wenn der Feind in mein Reich einbricht, brauch' ich nur meinem Feldherrn zu pfeisen, so verjagt er ihn, und wenn er zehnmal stärker wäre als er selbst, weil er auch den Tod für seine Königin nicht scheute. Und droben auf der Höhe steht mein Thron, und jeden Abend vergoldet ihn die Sonne von neuem. Wenn es mir aber an diesem Ort nicht mehr gefällt, verpflanze ich mein Reich an einen anderen, wo meine Untertanen frische Nahrung finden.

Du bist eine glückliche Fürstin, Viernetta, und hast recht, stolz zu sein und dich kostbar zu machen. Wenn du mich aber zu deinem getreuen Vasallen annehmen wolltest, es sollte dein Schade nicht sein, vielmehr dein Glück noch erhöhen; auch würde ich deinen Feldherrn dahin führen, wo er gute Beute machen könnte, also daß er mich nicht für einen Feind ansähe. Dein Thron aber, dunkt mich, hat Platz für zwei.

Herr, das sind törichte Reden. Lasset mich nun meiner Wege gehen. Denn sieht, dort kommt meine Mutter, die noch böser Augen machen würde als Gaspariers, wenn sie hörte, wessen sich der Herr von Maensac erdreisten möchte. Geht mit Gott und vergesst das Wiederkommen, denn die Krone, die ich trage, ist für Euch zu hoch, und ich weiß sie bei Tag und Nacht zu hüten.

Sie wandte sich gelassen von ihm ab und stieg die Halde vollends hinauf, dem Schäferkarren zu, bei welchem soeben eine alte Frau, die einen Korb am Arme trug, wie aus dem Erdboden aufgetaucht war, mit vorgesetzter Hand in die Runde spähend und den Namen Viernetta rufend. Peire war unmutig zurückgeblieben. Es listete ihn nicht danach, mit der Alten zusammenzutreffen und vielleicht noch unsanftere Reden von ihr zu hören als von der Jungen. Nachdenklich schritt er die Halde entlang und wieder an das Flüsschen hinab, dessen Lauf er nur zu verfolgen brauchte, um nach einer kleinen Stunde sein Schloß wieder zu erreichen.

Er war aber kaum in seinem stillen Gemach angelangt, so holte er Schreibgerät hervor und machte sich daran, das Gespräch, das er mit dem spröden Kinde geführt, in zierlichen Reimen aufzuzeichnen. Denn ihre Antworten schienen ihm das

Munterste und Unmutigste, was jemals eine Hirtin in einer Pastorelle zum besten gegeben, und dies söhnte ihn fast damit aus, daß er kein besseres Glück gehabt und der Mutwilligen nicht die kleinste Kunst abgewonnen hatte. Als das Gedicht fertig war, wurde er nicht müde, es durchzugehen und daran herumzufieilen, doch immer bemüht, ja nichts an ihren eigenen Worten zu ändern. Dann speiste er zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit gesundem Appetit und trank mehrere große Becher des feurigen weißen Weines, den er selbst an den mitäugigen Abhängen seines Geländes zog, beständig an das morgendliche Abenteuer denkend und in seiner Erinnerung alle die Reize musternd, die er an der stolzen Varflißigen wahrgenommen. Es kam ihm je länger je mehr so vor, als habe er nicht die beste Figur gemacht neben dem selbstgewissen Kinde, und er beschloß, morgen um dieselbe Stunde abermals sein Heil zu versuchen und sich seines Herrenrechtes kecker zu bedienen. Als aber die Nacht gekommen war, fand er es unleidlich, die langen dunklen Stunden, da der Schlaf sich nicht einstellte, untätig hinzuwarten. Also stahl er sich, selbst dem Blick des Tornwärts ausweichend, als müsse ein jeder schon wissen, was er im Sinne habe, aus der Burg und schritt weitaußgreifend dem Flüschen nach, das ihn trog des sternenlosen Himmels sicher an die ersehnte Stelle führte.

Als er die Althöhe hinaufschlich, von deren oberstem Rande das dunkle Gehäuse, das seinen Schatz verbarg, ihm stumm entgegensah, klopfte ihm das Herz stärker als zu der Zeit, da er noch der vornehmen Frau in Dämmerstunden nachzuwandeln pflegte. Der Hund Espaviers schlug an; Peire rief ihn leise bei Namen, da kam er bestürzt ihm entgegengelaufen und betrachtete den nächtlichen Gast misstrauisch, aber nicht feindselig, da er am Morgen von ihm geliebkost worden war. Er folgte ihm jedoch auf der Ferse und rieb seine Nase an dem Bein des vorsichtig Schreitenden, wie um ihn zu warnen, daß er nicht durch einen breisten Streich das gute Einvernehmen stören möge. Peire aber war dicht an den Schäferkarren herangetreten, dessen Türl fest verschlossen war. Er drückte sein Ohr an die Bretterwand und hörte drinnen das ruhige Atmen des

schlafenden Mäggleins. In der Hürde wurden die schlummern-  
den Tiere unruhig und hoben ein wenig die Köpfe bei der un-  
gewohnten Störung. Der Hund aber ließ ein kurzes scharfes  
Knurren vernehmen, das sie verstichern sollte, er sei da und sie  
brauchten sich keine Sorge zu machen. Dann setzte er sich mit  
gespikten Ohren zwischen die Deichselstangen des Wägeleins, die  
auf die Erde gestützt waren, und sah starr auf die kleine Tür.

Peire aber, nachdem er eine Weile gewartet, entschloß sich  
endlich, sacht an das Häuschen zu pochen, worauf es sich im  
Innern zu regen begann. Doch erhielt er auf seinen Ruf und  
die Bitte, ein wenig herauszukommen, da er etwas Wichtiges  
zu verhandeln habe, keine Antwort. Er wußte indessen, daß  
man drinnen wach sei, und fing nun an, eine leidenschaftlich  
dringende Weiche zu stammeln, zu sagen, daß er keine Ruh  
und Rast mehr habe, seit er sie gesehen, und sich hoch und teuer  
zu verschwören, die Stille der Nacht und die einsame Stätte  
nicht zu missbrauchen, um ihr nur die kleinste Huld abzutrotzen,  
die sie ihm nicht gern gewährte. Diese flüsternde Beschwörung  
währte eine geruhsame Zeit, ohne daß man sie aus dem Innern  
des Kastens der geringsten Erwiderung würdigte. Der ver-  
wöhnte Herr, der bei weit vornehmeren Damen schwerlich so  
lange ohne Erhörung gefleht haben würde, geriet endlich in  
hellen Zorn, da er merkte, daß seine nächtliche Rolle noch weniger  
ehrenvoll abließ als seine morgendliche. Er ließ sich daher von  
seiner Beschämung verführen, einige Drohungen auszustoßen und  
den verschlossenen Starkopf vor seinem Grimm und etwaiger  
Rache zu warnen. Als bald klang ein schrilles Pfeifen aus dem  
stummen Kämmerchen heraus, und im selben Augenblicke sprang  
Esparviers von seinem Wachtposten hinweg, mit wütendem  
Gebell den erschrockenen Nachschwärmer anspringend, doch ohne  
noch seine scharfen Zähne zu brauchen. Peire sah wohl ein, daß  
es nicht ritterlich sein würde, das Jagdmesser, das er im Gürtel  
trug, gegen das treue Tier zu lehren, vielmehr ein Nutzug mit  
heiler Haut das einzige sei, was noch zu retten bliebe. Also  
sang er laut und lustig an zu singen, suchte das ungestüme Tier  
durch Roseworte zu besänftigen und machte sich mit unterdrück-  
tem Zingrimum, indem er der unsichtbaren Herrin eine gute

Nacht zurief, hinweg wie der Fuchs vom Taubenschlag, den er fest verwahrt gefunden hat.

Auch hütete er sich wohl, dies nächtliche Abenteuer in Reime zu bringen, zumal eine Pastorelle, in welcher die Hirtin auf alle Fragen und Bitten nicht ein armes Wort erwidert, etwas Unerhörtes gewesen wäre. Statt dessen machte er seinem miss-handelten Herzen in einigen Strophen Lust, in welchen er die grausame Sprödigkeit des Mägdeleins mit allem verglich, was in der toten und lebendigen Natur als rauh, hart und undurch-bringlich bekannt ist, vor allem aber mit dem Magnetstein, der sein ehernes, gegen alle Weiberlockung festumpanzertes Herz sich auf Schritt und Tritt nachzöge. Diese langentbehrte Übung der geliebten Dichtkunst goß ein wenig Balsam in seine Wunde und Schlaftau auf seine Augenlider. Doch als er am anderen Morgen das Blatt vor seinem Bette liegen sah, zerriss er es in heftiger Beschämung, daß ein geringes Landkind ihn so weit habe bringen können, und schwur sich feierlich zu, ihr nicht zum dritten Male nachzulaufen, sondern die schwarzen spießbülbischen Augen, die braune, mit blühendem Rot durchschossene Haut und den großen lachenden Mund mit all seinen blanken Zähnen ein für allemal sich aus dem Sinn zu schlagen.

Nun wollte es leider sein Unstern, daß er auf seinem Abend-gange, den er trozig und seines Eides eingedenk nach der ent-gegengesetzten Richtung unternahm, schon nach einer kurzen Weile auf eine Wiese zwischen wogenden Kornfeldern geriet, über welchen ein schwarzer Klumpen, scharf gegen den rötlischen Himmel abgezirkft, ihm schon von weitem entgegenragte. Wie er das Unwesen näher betrachtete, war es nichts Schlimmeres als ein Schäferkarren, und kein anderer, als der, an dem er in der letzten Nacht sich seinen harten Kopf vergebens wund gestoßen. Richtig saß auch die Eignerin dieses wandelnden Hauses in aller Unschuld auf einer der Deichselstangen, hatte ein Hemd auf den Knieen, das sie zu flicken bemüht war, und wirkte zuweilen ihrem getreuen Geparviers mit den Augen, wenn eines der Schafe sich zu küstern dem Weizenacker näherte. Peire blieb augenblicklich stehen und war noch Manns genug, der Gefahr ausweichen zu wollen. Als er aber sah, daß auch das Mägd-

lein ihn schon bemerkt hatte und in ein Lachen ausbrach, vermutlich weil es ihr drollig vorkam, daß sie beide einander der gestalt erst recht entgegengeslohen waren, deutete es ihn wenig ehrenvoll, ihr das Feld zu lassen, ohne einen Streich zu wagen; er näherte sich ihr also möglichst unbefangen und führte wieder ein Gespräch mit ihr, das ihn freilich um kein Haar weiter brachte. Da er dieses Geplauder nachher wieder auffschrieb, immer in der Meinung, für den reinen Wein, den sie ihm einschenkte, sei das Gefäß der Dichtung gerade edel genug, mag diese neue Pastorelle hier mitgeteilt werden, obwohl sie in der Verdeutschung einiges von ihrem Schmelz und Klang verloren hat.

Heut, da ich ging die Au entlang,  
Traf ich die Hirtin wiederum.  
Es pocht' ihr wohl das Herzchen bang,  
Da querkeldein ich zu ihr sprang,  
Doch sah sie hellen Blicks sich um.  
Es lachte keck ihr frischer Mund,  
Sie blickt' mir bis in Herzensgrund,  
Und als ich nahe vor ihr stand,  
Nicht allzulange blieb ich stumm.

Mägdelein, wie schließt du diese Nacht? —  
Dank, Herr! Wie alle Nacht fürwahr. —  
Doch sag, ein Liebster klopfte sacht;  
Was hast du ihm nicht aufgemacht? —  
Mir deutet, daß es der Wind nur war:  
Ein Wehn und Wispern her und hin,  
Ein Flehn und Drohn aus wind'gem Sinn;  
Ein armes Ding, wie ich es bin,  
Rinnit sich vorm Sausewind in acht. —

Mägdelein, die Windobraut wirfst dich um! —  
Herr, meine Hütte steht wohl fest. —  
Sag, lose Wetterhex', warum  
Du nicht von deinem Truhen läßt? —  
O Herr, ein Böglein warnte mich:  
Wohl scheint die Hand im Handschuh zahm  
Und kost und streichest wonnesam,  
Doch wenn sie erst den Dorn dir nahm,  
Dann, Heidenrose, bricht sie dich. —

Mägdelein, so treibst du mit mir Spott?  
Und soll ich ohne Hoffnung gehn? —

Herr, hofft auf den barmherz'gen Gott,  
 Der auch den Sünder will erhöhn. —  
 Wann wird's geschehn? — Am süngsten Tag. —  
 Der ist noch weit! — und ihr noch jung,  
 Und habt noch Zeit zur Besserung. —  
 So bin ich dir nicht gut genug? —  
 Herr, mehr verschwetg' ich, als ich sag'.

In diesem Tone ging es noch lange fort, da der Dichte jedes spähe Wort, das seiner schlagfertigen Liebsten entfahren sorgfältig in sein Herz gedrückt mit forttrug, wie ein weltliche Sankt Sebastian, der, mit goldenen Pfeilen gespickt, gleichwohl seines Martyriums froh war. Da es aber so ziemlich immer auf dasselbe hinausläuft, mag es mit obiger Probe sein Beenden haben.

Auch verzichten wir darauf, den Fortgang dieses unfruchtbaren Liebeshandels durch die sieben oder acht Tage, die er noch währete, mit umständlicher Chronistenfeder zu schildern oder gar die gereimten Beugnisse seiner wachsenden Verblendung hier einzuschalten, da dem klüheren Buschauer nicht jedes Härtchen Fältchen oder Muttermal in Biernettas bräunlichem Gesicht so wichtig sein kann, wie dem schwärzenden Poeten, der nun einmal glaubte, in diesem schlichten Kinde den Inbegriff aller dessen entdeckt zu haben, was dem Mann am Weibe reizend tröstlich und nötig ist: gesunde Jugend und Unmut, Chrbarkel und festen Sinn und dazu einen Mutterwitz, der das gleich Wesen täglich und stündlich als ein neues erscheinen lässt. Es wurde durch den Verkehr mit ihr je mehr und mehr entflamm und sogar nicht abgekühl, als sie ihn eines Tages, da Espaviers, im Kampfe mit einem großen Mezgerhund verwundet seitwärts hinter dem Karren lag und seine Herrin mit der verbundenen Pfote nicht beschützen konnte, ziemlich derb erfahre ließ, aus welchem Holz ihr Hirtenstab geschnitten sei. Denn verstohlenerweise waren seine Lippen ihrer runden Schulter zu nahe gekommen, die ein wenig aus dem Hemd hervorsah. Kaum aber hatte er nur flüchtig die verbotene Frucht berührt, so wurde ihm eine scharfe Busse zu teil. Das Mädchen blitze ihn an wie einen Missetäter, dem der Hals nicht mehr sicher auf den Schultern steht, schlug ihm heftig mit ihrem Stocken auf den Arm

der ihre Hülste umspannen wollte, und zog sich sofort in die feste Burg ihres Schäferkarrens zurück, obwohl der Mond eben erst aufgegangen und die Zeit noch nicht gekommen war, wo sie ihren vornehmen Gesellschafter unerbittlich heimzuschicken pflegte.

Nun versuchte es Peire, durch diesen tätlichen Beweis von der Tugend seiner Liebsten erst recht entzündet, auf eine andere Art, indem er sich an die Mutter wandte, die in einer der ärmsten Hütten des Dorfes ganz allein hauste und sich filimlerlich genug mit Spinnen und Weben durchbrachte. Da er sie an ihrem dürfstigen Herde bei einem Lichtspan überraschte und sie ihn als den Vogelsteller, der ihre wilde Taube ungeschickt, nicht zum freundlichsten empfing, rückte er sofort, als ob er der erfahrenen Alten gegenüber die Umschweife sparen könne, mit seinem Anerbieten heraus: er wolle die Tosa auf seiner Burg haben, als Beschließerin und Haushälterin über allem Gefinde, da er sie doch einmal seines ritterlichen Standes wegen nicht zu seiner Gemahlin erheben könne. Sie solle es gut haben und allezeit in Ehren bei ihm gehalten werden, und wenn er je, was nicht denkbar sei, eine Hausfrau heimführte, neben der sie keinen Raum haben würde, sollte sie ihr Leben lang versorgt werden, wie es keine Witwe eines Barons besser wünschen könne. Auch die Mutter werde nicht leer ausgehen, wessen zur Bekräftigung er sofort einen kleinen Haufen Goldes gleichsam zum Drangelde für den ehrenwerten Handel auf die Steine des Herdes legte.

Hier aber geriet es ihm noch schlechter als bei der Jungen. Denn nachdem die Alte, die ihn erst mit einem festen Kopfschütteln abzuweisen versucht, seine ganze hartnäckige Verantwortlichkeit in diesen Plan inne geworden war, erwachte in ihr eine solche Wut und Empörung, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, das Gold zusammenraffte und es dem Versucher ins Gesicht warf. Er mußte eilig den Rückzug antreten, denn die Alte, deren fluges und wohlgebildetes Antlitz sich unheimlich verzerrte, schien den Wocken, den sie gerade in Händen hielt, nichtträger zu schwingen als ihre Tochter den Hirtenstab, so daß in der Hütte nicht mehr Chr' und Gewinn zu hoffen war als auf dem freien Felde.

Um anderen Morgen aber klopfte ein kleiner Bub an Herrn Peires Tür, der hatte einen Korb am Arm, wie ihn die Kinder tragen, die auf den Landstrassen den verstreuten Hinswurf der Kinder und Schafe auffammeln. In diesem Korbe, den er vor den jungen Baron hinstellte, schickte ihm die Alte das Gold, das gestern in allen Winkeln ihrer Hütte herumgerollt war, und von dem nicht das kleinste Stück fehlte.

Peire rächte sich für diesen Schimpf, indem er den ganzen Inhalt des Korbes dem kleinen Boten schenkte. Es hatte ihn aber so tief gekränkt und gedemütigt, daß in der Tat ein Fieber bei ihm ausbrach und er mehrere Tage das Haus nicht verlassen konnte.

Zu dieser Zeit empfing er den Besuch eines Mönches, der im Lande auf und ab bekannt und überall gern gesehen war, da er mit dem Geschäft des Terminierens für sein Kloster noch ein einträglicheres und menschenfreundlicheres verband. Er suchte nämlich, was er selbst durch sein Gelübde verscherzt hatte, anderen Kindern Gottes zuzuwenden, indem er adeligen Jungfrauen zu Männern und ehescheuen Junggesellen zu Gattinnen verhalf. Da ihn sein geistliches Vagantentum von Burg zu Burg, von Rittersitz zu Edelhof führte, waren ihm alle mannbarren Töchter von sechzehn bis zu sechshunddreißig Jahren bekannt, wie auch die ledigen Kandidaten des anderen Geschlechts, und in seinem wohlmeinenden alten Kopf führte er gleichsam Buch über diese Geschäfte, indem er zwei Listen, einander gegenüber geordnet, beständig vor seinem inneren Auge hatte, wie nach seinem weltklugen Dafürhalten die Jungfrauen und Junggesellen am flüglichsten sich paaren sollten.

In diesem Register nun stand seit einiger Zeit der junge Herr von Maensac obenan und ihm gegenüber auf dem Ehrenplatz unter den Fräuleins eine gewisse Germonde von Lomagne, die Erbtochter eines alten, ehrenfesten Hauses, des einzigen, das Peire bei seinem Umritt in der Nachbarschaft geflissentlich übergangen hatte. Er wußte nämlich, daß sein Bruder Austore dort ein gern gesehener Guest sei, und wollte, ihrer Verabredung gemäß, nicht daran erinnern, daß es einst noch einen zweiten Troubadour gleichen Namens gegeben hatte.

Als nun der Mönch ihn in schwerer Mislaune, von seinem Fieber kaum genesen, auf dem einsamen Krankenzimmer antraf und sogleich mit seinem Universalmittel gegen alle krankhaften Anfechtungen des jungen Blutes herausdrückte, auch die schöne Germonde in allen Tonarten pries als einen Alsbund ihres Geschlechts, wies ihn der düstere junge Hagestolz zuerst heftig ab, indem er von seinem Bruder zu reden anfing. Der Mönch aber beruhigte ihn sofort: Alstors sei längst aus Lomagne weggeritten und werde sich schwerlich je wieder dort einfinden, da er inzwischen in Narbonne eine ansehnliche Stellung erlangt und seinen Sinn auf eine Gräfin von Poitiers gerichtet habe. Dessenungeachtet blieb Peire scheinbar taub für alles Bureden des Vermittlers. Sobald aber dieser achselzuckend sich entfernt hatte, fuhr es ihm durch den Kopf, dies sei vielleicht die beste und sicherste Art, die Verzauberung, in die ihn das Landkind verstrickt, abzuschütteln und von der ziellosen Narrheit zu genesen. Zugleich dünkte es ihn wohlgetan, der Viernetta zu beweisen, welch ein törichtes Gänsehähnchen sie gewesen, da sie ihren hochgeborenen Liebhaber so verstoßen und rauh von sich gewiesen, und wenn sie ihn zur Seite einer schönen Braut den Weg am Flusse hinsprengen und die Geigen und Flöten aus dem hochzeitlichen Schlosse herüberklingen höre, werde sie nachträglich doch wohl etwas wie Neue und Sehnsucht anwandeln.

Um diesen läblichen Vorsatz nicht wieder durch ein zufälliges Begegnen mit ihr zum Wanken zu bringen, ritt er gleich am nächsten Tage nach dem Schloß des Herrn von Lomagne hinüber, wurde dort von Vater und Mutter und dem schönen Fräulein selbst so artig empfangen, daß nicht einmal ein Wort über seine fröhliche Vernachlässigung fiel, und nicht so viel Tage, als er bei seiner Hirtin verloren, waren ins Land gegangen, als schon die Verlobnis zu Stande kam und auf Peires Dringen die Hochzeit auf den nächsten Sonntag über drei Wochen festgesetzt wurde.

Zu solcher Eile bewog den Bräutigam nicht sowohl die Ungeduld einer übergroßen Liebe, die er etwa zu seiner Braut gefaßt hatte, als vielmehr einzig und allein die Rücksicht, daß in der dritten Woche das alljährliche Wiedersehen mit seinem lieben

Bruder bevorstand, den er doch bei seiner Feier nicht entbehren wollte. Er hatte seitdem nichts wieder von ihm selbst vernommen, rechnete aber so sicher auf sein Kommen, daß er es nicht für nötig fand, ihm durch einen Boten, der ihn von Ort zu Ort hätte suchen müssen, die Nachricht von seiner Verlobung und die Einladung zur Hochzeit nachzuscheiden.

Die Zeit, die noch dazwischenlag, verging ihm durchaus nicht so schleichend und ungebüldig wie sonst einem Liebenden, der den Tag der Erfüllung all seiner Wünsche kaum erwarten kann. Vielmehr sah er mit wachsender Angst einen Abend nach dem anderen herandämmern und wieder einen Markstein auf dem Leidenswege verschwinden, den zu durchwandern er sich selbst verdammt hatte. Nicht daß seine Braut ihm unlieblich erschienen oder ihre Eltern nicht alles getan hätten, ihm ihre Genugtuung seine Wahl zu bezeigen. Obwohl aber alles so beschaffen selbst anspruchsvolleren Wünschen zu genügen, nistete und doch ein brennender Unmut in seiner Seele.

Denn das wohlgeborene und wohlerzogene schöne Fräulein, das sogar, wie wir heute sagen würden, einige literarische Bildung besaß, da sie etliche Namen und Dichtungen der gefeiertsten Troubadours kannte, vermochte das Bild des wild aufgewachsenen Liebchens nicht aus seinem Herzen zu verdrängen. Während ihm jedes flinke Wort, das von den Lippen der braunen Biernetta erßlang, so kostbar schien, als ob sie das arme Kind im Märchen wäre, dem Perlen und Edelsteine aus dem Munde fielen, sobald es ihn zum Sprechen öffnete, schien ihm das Zierlichste, was seine Braut vorbrachte, nicht besser als geschlissene Kiesel oder vergoldete Scheidemünze. Das schöne junge Geschöpf merkte bald, daß sein Freier zuweilen an ihrer Seite in eine böse Verstreutheit versank, und wenn er daraus geweckt wurde, ihr wie einer völlig fremden Person ins Gesicht starrte. Sie selbst schien zu Anfang nicht allzu froh über diese glänzende Bewerbung gewesen zu sein, nachher aber den besten Willen gefaßt zu haben, ihren Verlobten liebzugewinnen. Da er es ihr nun so unbillig erschwepte, fiel sie gleichfalls in ihre alte kühle Schen und Unfreude zurück, und so konnte das junge Paar oft halbe Stunden lang so steif und stumm wie zwei geschnitzte

Heiligenfiguren am Portale der Kirche nebeneinander sitzen, da es Herrn Peire kaum beim Kommen und Gehen einfiel, daß er das Recht und sogar die Pflicht erlangt, dieses schöne Mädelbild zu küssen, ohne daß ein tugendhafter Hirtenstab sich dazwischen drängen durfte.

Das Härteste däuchte ihn aber, daß er in der Nähe seiner Erwählten nie die leiseste Versuchung spürte, den Pakt mit seinem Bruder zu umgehen und sein Liebesglück und die Schönheit und Tugend seiner Braut in heimlichen Versen zu verherrlichen. Die Stelle in seinem Innern, wo ein klingender Quell auffspudelte, sobald er nur von fern Viernettas Kopftüchlein hatte flattern oder gar nur den Schwanz des guten Sparviers im Grase hin und her wedeln sehen, schien urplötzlich für immer eingetrocknet und mit Nesseln und Dornen überwuchert zu sein.

Doch zeigte er, als wenige Tage vor der Hochzeit sein Bruder Lustore wieder in der alten Burg sich einsand, dem Heimgelahrten ein fröhlich Gesicht, das auch nur zur Hälfte erheuchelt war, da das Wiedersehen ihm seit langer Zeit den ersten warmen Sonnenschein ins Herz leuchten ließ. Auch Lustore, auf dessen Stirn eine trübe Falte sich eingegraben hatte, war sichtlich von Freude bewegt, als er den Bruder umarmte. Er kam in einem stattlichen Aufzuge auf einem Prachtpony angeritten, da er von jeher auf Glanz der Erscheinung viel gehalten hatte, und erwiderte auf die Frage nach seinen Umständen, daß er alle Ursache habe, mit denselben zufrieden zu sein. Nun denn, versetzte Peire mit erzwungenem Lächeln, so ist der Handel uns beiden nach Wunsch gedichen. Und er erzählte, daß er in dreien Tagen Hochzeit machen wolle und nur auf den Bruder dazu gewartet habe. Dieser wünschte ihm mit aufrichtiger Freude Glück; als er aber nach dem Namen der Braut fragte und vernahm, Germonde von Lomagne werde in Schloß Maensac als Herrin einziehen, erblasste er plötzlich und mühte sich umsonst, seine Erschütterung zu beherrschen, indem er zugleich verworrene Entschuldigungen stammelte, daß er an der Feier nicht teilnehmen könne, da ihn ein festes Versprechen schon am nächsten Tage wieder zu scheiden zwinge. Er täuschte aber das Auge des Bruders nicht, der nicht eher ruhte, bis er den wahren Grund

dieser plötzlichen Unstete erfahren hatte. Er könne unmöglich den Buschauer machen, gestand der peinlich Befragte, wenn ein anderer, und wäre es auch sein liebster Bruder, ein Weib heimführte, daß er selbst vergebens umworben, aber noch immer nicht verschmerzt habe. Und nun erzählte er, daß er etliche Monate lang dem Fräulein von Lomagne aufs inständigste den Hof gemacht, auch ihre Neigung gewonnen habe, vom Vater aber, der sein einziges Kind seinem hab- und hauslosen höfischen Sänger geben wolle, entschieden und ohne jede Hoffnung abgewiesen worden sei.

Dies hörte Peire in tiefen Gedanken mit an, ohne sogleich etwas zu erwidern. Auch als sein Bruder eifrig beteuerte, er gönne ihm von Herzen das Glück, daß ihm selbst versagt geblieben, und werde vielleicht übers Jahr so völlig geheilt sein, daß es ihn kein Herzblut mehr kosten würde, seiner Schwägerin die Hand zu reichen und ihren Erstgeborenen auf den Knieen zu schaukeln, verharrte der Jüngere noch immer in seinem Brüten. Endlich aber, statt hiervon weiter zu reden, tat er ganz aus dem Blauen die Frage, wie Rustore es mit seiner Sängerschaft ergangen sei, und ob er in dieser nicht Trost und Erfolg für die verlorene Hoffnung gefunden habe. O Bruder, versetzte Rustore, Gesang ist wie ein Pug, in welchem ein wohlbeleideter Mensch sich gefallen mag, der aber zum Hohne wird, wenn man der notdürftigsten Gewande entbehrt. Ich kam mir in meiner Blöße so armselig vor, daß ich mich am liebsten in die Erde verkrochen hätte, statt mich an Höfen zu zeigen und den Kunststichen zu spielen, da es mir an der Notdurft meiner armen Seele gebrach. Wäre ich nicht zum Grafen von Narbonne geraten, der unsern Vater gelannt und hoch gehalten und auch von unserem früheren Singen wußte, wer weiß, welch ein Ende es noch genommen hätte. Nun hat man mich dort gefüttert, gefleidet und geehrt, immer in Hoffnung, daß die Zeit der Stummheit ein Ende nehmen werde. Auch habe ich das verrostete Saitenspiel längst wieder hervorgesucht, um es zu probieren, bin aber erschrocken, wie rauh und unhold es Klingt, und Gott mag wissen, ob ich ihm noch jemals wieder einen vollen Ton entlocke. Dies aber soll dir dein junges Glück nicht trüben,

Bruderherz. Laß mich ziehen und grüß mir die Frau Schwägerin und sag ihr nicht, daß ich dir einiges vorgewisfelt habe. Das Los hat über uns entschieden, nun muß jeder das Seine hinnehmen.

Bruder, sagte Peire und hielt ihn am Arme fest, und wenn das Los nun ein blinder dummer Spuk oder ein boshafter Teufel gewesen wäre, der in den ehrlichen alten Hund gefahren, um uns beide zum Narren zu halten? Was unter redlichen Kaufleuten und Geschäftsfreunden geschieht, daß ein Handel, der beide Teile reut, rückgängig gemacht wird, das sollte unter Brüdern nicht möglich werden? — Da sah ihn Aulstorc be troffen an. Peire aber fuhr fort und setzte ihm auseinander, daß er selbst zum leidhaften Burgherrn so wenig tauge, wie Aulstorc am fahrenden Poetentum bisher Geschmack gefunden, und daß er ihm einen ehrlichen Handel anbiete: er wolle ihm seinen Gesang wieder abkaufen gegen Schloß und Herrschaft Maensac nebst allen Steuern, Gaben und Vorteilen, die daran hingen.

O Bruder, seufzte der Ältere, was ist mir jetzt die Burg unserer Väter? Eine Muß, aus der man den Kern herausgebrochen, da ich als ein lediger Mann hier meine öden Tage zubringen soll. Du aber, wie du magst denken, wenn du die Herrschaft verloren, die Braut zu behalten, die man, wie ich dir ja gesagt, seinem Landfahrer gönnen will?

Hierauf umarmte Peire seinen Bruder lachend und bat ihn, er möge dies seine Sorge sein lassen, überhaupt sich alles weiteren Nachdenkens entschlagen und nur geloben, die nächsten drei Tage noch auf der Burg auszuharren. Als Aulstorc sich dem gefügt, verging den Brüdern der Rest des Tages in großer Herzlichkeit bei einem guten Trunk und traulichen Gesprächen.

Am anderen Morgen aber, da der Ältere sich spät erhob und nach dem Hausherrn fragte, erfuhr er, daß Peire schon fröhlich hinweggeritten sei. Doch hatte er niemand gesagt, wohin. Er kam aber diesen ganzen Tag nicht wieder, denn der Weg nach Lomagne war eine halbe Tagereise weit, und er hatte dort die Braut abzuholen, die sich mit Eltern und Brautjungfern,

Knechten und Mägden und der ganzen Ausstattung nicht so im Handumdrehen aufs Pferd setzen ließ.

Ehe es aber so weit kam, wollte der Bräutigam noch einmal die Herzen prüfen. Er nahm eine verlegene Miene an und erzählte mit niedergeschlagenen Augen seinen Schwiegereltern in Gegenwart ihrer Tochter, daß sein Bruder zur Hochzeit gekommen und ihn daran erinnert habe, wie sie durch einen brüderlichen Vertrag sich verbunden, abwechselnd Jahr um Jahr sich den Besitz der Burg wieder abzutreten. Es sei ihm dies ganz aus dem Gedächtnis geschwunden und er nun genötigt, seine junge Frau gleich nach der Hochzeit mit auf die Wanderung zu nehmen, was ihr aber hoffentlich nicht unlieb sein werde, da es die lustigste Lebensart von der Welt und für junge Leute erfreulicher sei, als von Anfang an in dem gleichen alten Familienstil zu hocken.

Er sah an der Wirkung dieser Rede, sowohl auf die Eltern als auf seine Verlobte, daß es allen Teilen weit mehr um das Schloß und die Herrschaft Maensac, als um den Besitzer derselben zu tun sei, ja an den Tränen, die schon im Begriff waren, aus Germondes blauen Augen vorzubrechen, daß diese, selbst wenn alles gleich gestanden, dem früheren Bewerber bei weitem den Vorzug gegeben hätte und jetzt dem bitteren Gedanken nachhing, Aufstöre abgewiesen zu haben, ohne dadurch zu einer standesgemäßen Versorgung gelangt zu sein. Da dies alles war, was Peire zu wissen begehrte, ließ er die betroffene Familie nicht lange in der peinlichen Lage, sondern erklärte mit lachendem Munde, es sei alles nur ein Scherz gewesen, Maensac werde hinsicht nicht mehr den Herrn wechseln und jedenfalls die schöne Germonde nur des Schloßherrn Gattin werden, da sie viel zu gut und kostbar sei für einen singenden Vaganten, der nicht habe, wo er sein Haupt hinlege.

Was hierauf folgte, ist so leicht zu erraten, daß es mit wenigen Worten berichtet werden mag. Als der schimmernde Hochzeitszug der Burg sich nahte, wo Aufstöre einsam zwischen Bangen und Hossen zurückgeblieben war, gedachte dieser noch im letzten Augenblick sich davonzuschleichen. Aber gerade an der Schwelle des Tors stieß er auf die festliche Kavallade und

mußte nun stehen bleiben und sich geberden, als sei er zum Empfang des jungen Paares ihm so weit entgegengelommen. Peire sprang alsbald aus dem Sattel, führte das Pferd, das die Verlobte trug, dem Bruder entgegen und sagte so laut, daß alle es vernehmen konnten: Hier, lieber Bruder, bringe ich dir deine liebe Braut, bei der ich nur den Freiwerber für dich gemacht. Denn da du nun für alle Zeit der einzige erbgesessene Herr von Maensac sein wirst, die schöne Blume dieses Landes aber nur blühen kann, wenn sie in fester Erde eingepflanzt und von einem dauerhaften Sonnenschein erwärmt wird, so hast du allein dieses Glück verdient, welches ich dir aus brüderlichem Herzen gönne, nur bittend, daß ihr in der Halle unserer Väter ein warmes Bläschchen offen halten wollt, wenn ein umgetriebener Landstreicher einmal danach verlangt, an eurem Herde sich die Hände und das Herz zu wärmen.

Wir schweigen von dem frohen Aufsehen und Tumult, dem Lachen und Weinen, Kopfschütteln und Umhälzen, das diese Worte hervorriefen. Als der Sturm sich aber ein wenig gelegt hatte, sah man, daß er nichts in Verwirrung gebracht, vielmehr alles an seinen richtigen Platz gerückt hatte. Und so wurde unverzüglich, und ohne daß von irgend einer Seite Einsprache geschehen, die Trauung in der Schloßkapelle vollzogen, und als Peire bei der hochzeitlichen Tafel der Neuvermählten gegenüber saß, statt, wie sie noch gestern gedacht, an seiner Seite, grüßte ihn über den Rücken des gebratenen Pfauen hinüber ihr Blick so holdselig und warm, wie er sich's aus der ganzen Brautzeit nicht entsinnen konnte.

Er war auch selbst so guter Dinge wie lange nicht, trank mit Maßen von dem süßen Hochzeitswein, plauderte aber unaufhörlich, als wäre er in einem frühzeitigen Mausch besangen, und trug zum Nachtisch ein Brautlied vor, das er auf das Glück des jungen Paares erst über Tische gedichtet halte, wozu die Musikanten nach jeder Strophe einen lieblichen Refrain geigten. Als dann aber die Tafel aufgehoben war und der Tanz beginnen sollte, stahl er sich nach einem flüchtigen Händedruck von dem glückseligen Bruder fort, winkte einen der Knechte herbei, dem er einen heimlichen Auftrag gab, und wandte dann, nichts

mit hinwegnehmend als einen Beutel mit Gold, so viel vorm Jahre Lustore davongetragen, in den dämmерlichen Abend hinein, ohne jeden Kummer, daß er diese Stätten, die ihn als Herrn gesehen, hinfert nur als Gast wieder betreten sollte.

Auch besann er sich keinen Augenblick, wohin er seine Schritte wenden sollte. Da er zu Mittag den Brautzug nach dem Schlosse geführt hatte, war er an einem mageren Grasanger vorbeigekommen, fernab von den guten Weideplätzen des Dorfes. Hier stand unsfern von der Straße eine uralte Kapelle, die das Galgenkapellchen hieß, weil der Weg nach dem Nichtsplatz an ihr vorüberführte. Hatte man nun einen Armenländer abgetan und kehrte von der Exekution zurück, so pflegte man hier bei dem Heiligtum anzuhalten und ein paar stille Vaterunser für die Seele des soeben Gerichteten zu beten. Um dieses schlichte Gotteshäuschen herum hatte Peire die Schafe seiner geliebten Hirtin weiden sehen, ihren Schäferkarren aber und sie selbst konnte er nicht erspähen und vermutete nur, daß sie sich hinter dem wilden Lorbeerbusch, der den Rücken der Kapelle überwucherte, verborgen hielt, um den Zug zu sehen, ohne sich selber sehen zu lassen. Auch war ein Laut von daher gedrungen, wie eines knurrenden Hundes, dem man das Maul zuhält, um ihn still zu machen. Desto lauter hatten die Schafe, die mit sichtbarem Missvergnügen das saure Gras abnagten, die prachtvollen Menschen und Pferde angeblökt.

Nun sank die Nacht schon herein, und im nahen Busch singt eine Nachtigall an so weich und schmachtend zu schlagen, daß dem einsamen Ritter das Herz vor Sehnsucht und stiller Wonne schwoll. Zugleich aber war es ihm nicht ganz geheuer dabei, daß er jetzt vor das schlichte Kind hintreten und es auf Tod und Leben befragen sollte, wie es zu ihm gesinnt sei. Denn es stand ihm in seinen Gedanken so hoch wie das vornehmste Edelfräulein, und viel weniger hatte er sich vor einem Korb gefürchtet, als er bei der schönen Germonde sein Gewerbe anbrachte, denn jetzt, da er Hand und Herz der Hirtin anzubieten kam. Wie er aber dem Kapellchen ganz nahe gekommen war, sah er Biernetta auf der kleinen Bank davor eingeschlafen, und sie schien ihm jetzt, obwohl er von all den hochzeitlich geschnüchten

Damen kam, noch tausendmal lieblicher als je zuvor. Sie hatte ein Stück schwarzes Brot in der Hand, in welches sie eben eingebissen zu haben schien, ehe sie, von kummervollen Gedanken abgelenkt, darüber einschlief. Denn auf ihren bräunlichen Wangen schimmerte es wie ein leichter Tau, und im Schlaf erschütterte dann und wann ein Schluchzen ihre junge Brust, und das Hemd, das sie verhüllte, schien naß geweint. Espaviers hatte sich webend herangeschlichen, als ob er seinen wohlbekannten alten Freund fragen wollte, was der Herrin denn so das Herz abdrücke. Der aber betrachtete gerührt das gute Wesen und wagte nicht gleich, sie zu wecken. Als er sich aber sacht neben sie auf die Bank setzte, fuhr sie erschrocken auf und wollte, da sie ihn erkannte, hinwegeilen. Er hielt sie aber sanft und nötigte sie, wieder neben ihm niederzusitzen, worauf eine gute Weile keines ein Wort sprach. Er sah wohl, daß ihre Augen trübe waren, und ihre alte Munterkeit hatte sie ganz verlassen.

Herr, sagte sie endlich, was suchet Ihr hier außen?

Meine Frau! versetzte er.

Da müßt Ihr ins Hochzeitshaus zurückkehren.

Das will ich auch, Biernetta. Du aber sollst mich begleiten; denn es ist kein Hochzeitshaus, worin die Braut fehlt.

Herr, sie ist droben auf dem Schloß und wird Euch vermissen.

Nein, Kind, sie ist hier beim Galgenkapellchen, und ich merke freilich, daß sie mich ein wenig vermisst hat, da ihre Augen noch rot sind vom Weinen.

Ihr spottet meiner, sagte die Hirtin, das Gesicht ganz in Glut getaucht, und stand hastig auf. Komm, Espaviers, hier ist nicht unseres Bleibens. Man verfolgt uns selbst an diesem armen Ort.

Und wird euch bis ans Ende der Welt verfolgen, wenn ihr nicht stille haltet und dem Saufewind erlaubt, euch die Wange zu streicheln. So wahr mir Gott helfe, Biernetta, ich bin hier, um dich zu fragen, ob du mich zum Manne willst!

Sie blickte ihn zornig an. Denkt, was Ihr vor wenig Stunden eine andere gefragt habt, sagte sie. Lasset mich gehen!

Er lachte übermütig und haschte ihre Hand. Die andere hat mich nicht gewollt, sagte er, weil mein Bruder ihr lieber war. Wirst du nun einem armen Verstoßenen, der Hab' und Haus verloren hat, deine Tür weisen, oder willst ihm aus christlichem Erbarmen einen Unterschlupf gönnen in deinem Herzen und deine Hirtenstreu mit ihm teilen?

Sie war totenbleich geworden und stand sprachlos vor ihm. Auch hatte sie nicht Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen, denn eben jetzt kam der Abt des nahen Bisterzienserklosters, der die Trauung des Herrn Lustore mit der schönen Germonde vollzogen, auf seinem kleinen Pferdchen dahergetracht, einen Knaben hinter sich auf der Kruppe, der ihm als Ministrant gedient hatte. Er pflegte von allen Hochzeiten sich zu entfernen, sobald die Musik den ersten Neigen zu spielen begann. Nun war er sehr erstaunt, sich plötzlich anrufen zu hören, und noch mehr, als er Herrn Peire erkannte, der, das ländliche Mädchen in der Hand, vor der Kapelle stehend also zu ihm sagte: Hochwürdiger Herr, ich bitte Euch, daß Ihr, eh' Ihr weiterzit, noch ein anderes junges Paar zusammengebt: mich, den jüngeren Herrn von Maensac, einen fahrenden Poeten seines Beichens, und dies Euch wohlbekannte Mägdelein, dem Ihr oft genug die Beichte abgenommen habt, um zu wissen, daß sie eines weit besseren Mannes wert wäre. Da nun aber keiner zur Stelle ist und gegenwärtiger Peire von Maensac sie so herzlich liebt, wie er von ihr wiedergeliebt wird, so waltet Eures heiligen Amtes und macht aus uns zweien eine Kreatur und sprechet Euren Segen über uns. Amen!

Der Abt, der anfangs glaubte, Herr Peire rede in der Weinlaune und wolle seiner Vermittelung sich zu unehrbarer Posse bedienen, suchte Klärslichte, die jedoch der Liebende mit festem Betragen zu Schanden machte. Der kleine geistliche Knabe und ein Dorfmädchen, das zufällig des Weges kam, mußten als Zeugen dienen, und so wurde vor dem hölzernen Bilde des Gefreuzigten in dem Galgenkapellchen der edle Herr von Maensac mit seiner Schäferin, wie sie ging und stand, unauflöslich verbunden.

Ich dank' Euch, hochwürdiger Herr, sagte der junge Ehe-

mann, nachdem er seine Braut umarmt und dem Abt die Hand geküßt hatte. Und hier habt Ihr eine Gabe für die Armen Eures Klosters, so gut ein fahrender Mann es hat und vermag. Jetzt aber wollen wir uns noch einen anderen Segen holen.

Er beschenkte auch den Knaben und Biernettas Brautjungfer, der diese die Sorge für ihre Herde übertrug, nahm dann seine junge Frau unter den Arm und wanderte mit ihr über die Wiesen und durch den Wald dem Häuschen zu, das Biernettas Mutter bewohnte. Als sie aber dort eintraten, fanden sie die alte Frau vor einem Tische stehend, auf dem ein reiches Mahl aufgetragen war in silbernen Schlüsseln, von Kerzen erleuchtet, die in silbernen Armleuchtern brannten. Dies alles hatte der Diener auf Peires Befehl heimlich nach der Hütte geschafft und der Alten kein Wort dazu sagen dürfen, so daß diese noch von ihrem Staunen sich nicht hatte erholen können. Wie nun das junge Paar bei ihr eintrat und sie alles begriff, wurde sie durch das unverhoffte Glück ihres Kindes völlig verjüngt und floß unerschöpflich von munteren Reden über, während die Tochter ihren Mutterwitz plötzlich eingebüßt zu haben schien. Auch war die junge Frau kaum zu bewegen, etwas von den Speisen anzurühren oder aus einem Becher zu nippen, während die Mutter ihrem Eidam zu beweisen suchte, daß sie sich wohl auf Lebensart verstände, wenn sie ihn auch bei seinem ersten Besuch so unhöflich abgewiesen. Also blieben die drei einträchtig beisammen bis es nahe an Mitternacht ging. Dann stand Herr Peire auf, und die Alte fragte, wo sie denn zu nächtigen gedächten; in der Hütte sei schwerlich ein schickliches Brautbett zu rüsten.

Wir gehen nach Hause, versetzte Peire lachend. Meine liebe Frau hat ja ein eigenes Dach, unter dem wird wohl auch Platz für ihren Gatten sein.

Damit verabschiedete er sich von der Schwiegermutter, umfaßte seine Liebste und wandelte mit ihr zum Dorf hinaus unter allerlei halblauten, scherzenden Reden, auf welche sie die Antwort schuldig blieb. Die Sterne slackerten hoch am Himmel wie hunderttausend Hochzeitsfackeln, und der Wind, der über

ende Land hinstrich, harsie ein Brautlied in den hohen  
Horch! sagte Peire, klingt es nicht lustiger und feier-  
; alle Flöten und Geigen auf Schloß Maensac? —  
er schwieg und drückte sich zitternd an ihn. Dann ver-  
...ten sie die Nacht in dem Schäferkarren, der einsam auf  
dem Hügel stehen geblieben war; denn selbst der treue Espar-  
viers konnte sie dort nicht bewillkommen, da er die Herde nicht  
verlassen hatte. Sie wohnten aber in dem engen Häuschen  
drei Tage und drei Nächte, und es deuchte ihnen, als ob sie es  
mit keinem Schlosse vertauschen möchten. Als dann eine andere  
Hirtin gefunden war, zog Peire mit seinem jungen Weibe, das  
nun die Sprache und das Lachen und ihren Gesang wieder-  
gefunden hatte, aus der Gegend hinweg, wo nach und nach  
seine Heirat ruchbar geworden war und Neugierige kamen, daß  
seltsame Schäferglück zu begaffen. So lange der Sommer noch  
währte, dachte er nicht daran, sich irgendwo festhaft zu machen.  
Er wollte seiner Frau Liebsten, die nie über das nächste Weide-  
land hinausgekommen war, erst ein Stück Welt zeigen, und so  
ward er der Erfinder der sogenannten Hochzeitsreise, die dazu-  
mal noch durchaus nicht im Brauche war. Er war dabei so guter  
Dinge, daß er fast immer im Wandern dichtete und sang. Die  
Schlösser der Vornehmen aber vermied er, hielt sich dafür in  
den Herbergen, wenn er gute Gesellen dort traf, nicht für zu  
lostbar, ihnen ein Lied zum besten zu geben, das neueste, das  
ihm unterwegs eingefallen war, und erwarb sich überall große  
Kunst. Damit aber auch Viernetta ihre Kunst zeigen könne,  
hatte er ein paar Gesäylein gedichtet, bei denen sie die zweite  
Stimme sang und den Refrain dazwischen, der in nichts an-  
derem als in Vogelstimmen bestand. Das klang nun folgender-  
maßen:

Wenn Busch und Hain von Liedern klingt,  
Vierwitt! Kuku! Vierli!  
Die Nachtigall im Fleder singt,  
Ejo hoi! Blüm! Blüm!  
Wer da noch hockt und Grillen fängt,  
Sein Hütlein nicht ins Blaue schweift,  
Der ist ein Narr, daß Gott erbarmt!  
Die Drossel spottet: Narr' wie arm!

Der Häher höhnt ihn spät und fröhlich:  
Hehe! Tiriwitt! Biflüh!

Ich ging des Morgens durch den Hain,  
Tiriwitt! Kukul! Tiriwitt!  
Da saß und sang ein Mägdelein,  
Tjo tho! Biflüh! Biflüh!  
Ich frug sie: Holde Schäferin,  
Bist du mir gut, wie ich dir bin? —  
Und sie: Du Narr, daß Gott erbarm'!  
Bist mir zu schlecht, bist mir zu arm,  
Die Drossel spottet spät und fröhlich —  
Hoho! Tiriwitt! Biflüh!

Da rief ich einen Priester an:  
Tiriwitt! Kukul! Tiriwitt!  
D hilf mir, heil'ger Gottesmann!  
Tjo tho! Biflüh! Biflüh!  
Er sprach: Du Narr, daß Gott erbarm'!  
Nimm flugs das Mägdelein in den Arm,  
Mein Segen macht aus euch ein Paar,  
Und niemand spottet mehr! Du Narr;  
Nun herze sie so spät wie fröhlich!  
Hehe! Tiriwitt! Biflüh!

In diesem harmlosen Schelmenliedchen haben wir zugleich eine Probe gegeben von Herrn Peires Dichtungsart, mit welcher er sich die Kunst der guten Bürger und kleinen Leute eroberte, so daß seine Reise durch das Land ihm so viel Freuden und Ehren brachte, wie er als ein höfischer Sänger zuvor nie erlangt hatte. Als aber der Winter kam und sein Weib überdies nicht mehr so leichtfüßig neben ihm her schritt, auch daß Neisegeld auf die Neige zu gehen drohte, mietete er mit dem Neste seiner Bartschaft ein Häuschen in einer kleinen Stadt und sandte der Schwiegermutter Botschaft, daß sie kommen und Tochter und Enkelkind pflegen möge. Er selbst begann wieder beim Adel des Landes als richtiger Troubadour zu erscheinen, der um der wunderlichen Abenteuer willen, die von ihm verlauteten, eher besser als übler aufgenommen wurde. Denn viele von den Edeldamen, Gräfinnen und Bischöfinnen sahen es als eine Ehrensache an, den edlen Herrn von Maenpac seiner niedrigen Gefährtin abspenstig zu machen. Nun ließ sich Peire zwar alle

Gunst und zuvorkommende Güte wohl gefallen, zeigte sich dankbar dafür, indem er im besten Stil der Courtoisie Kanzonen dichtete, die den schönen Frauen alles Süße und Chreibietige nachsagten, hütete sich aber wohl, sich mit seinem Herzen und seiner Person in eines der Mäge verlocken zu lassen, die ihm zahlreich gestellt wurden. Vielmehr, sobald der Frühling wiederfam, verschwand er plötzlich, auch wo ihm am sanftesten gebettet war, und erschien in dem bescheidenen Hause seiner Biernetta, der er die reichen Gaben seiner vornehmen Gönnner in den Schoß schüttete. Er wußte, daß sie ihn immer in gleicher Lieb' und Treue erwartete und die Kinder, die sie ihm geboren, so wachsam behütete, wie vorzeiten die Schafe auf ihrer heimatlichen Flur. Und als er endlich in hohen Jahren starb und seine alte Frau ihm die Augen zudrückte, lag ein lächelnder Frieden auf seinem Gesicht, zum Beugnis dafür, daß er es lebenslang nicht bereut hatte, ein ritterliches Schloß und eine stolze Braut hingegeben zu haben, um ein treues Herz und einen freien Gesang dafür einzutauschen.

---



# Die Dichterin von Carcassonne

(1880)

**A**nweit von der Stadt Carcassonne in der schönen Provence lag die Burg Miraval, die seit Menschengedenken im Besitz desselben ritterlichen Geschlechtes geblieben war. Gege-  
Neige des zwölften Jahrhunderts aber sahen ihre Mauern nur  
mehr so fröhliche Feste und sorgenfreie Bewohner, wie sonst.  
Ihr letzter Herr wurde durch einen schier allzureichen Kinder-  
segen genötigt, sein Hab und Gut zu zersplittern, so daß auf  
den einzelnen kaum so viel kam, um ihn vor Not zu schützen,  
geschweige ihm ein Leben zu gewähren, in welchem er der  
Standesehrö überall Genüge tun konnte. Mit der Zeit  
minderte sich freilich diese Enge und Bedrängnis, da einige von  
den Töchtern Männer fanden, andere den Schleier nahmen  
und von den Söhnen etliche frühzeitig wegstarben. Als aber  
der alte Herr selbst die Augen schloß, waren immerhin noch  
vier Söhne übrig, die sich in den Besitz der Burg zu teilen  
hatten.

Sie taten dies nicht ganz ohne Murren und Streit, bis auf  
den jüngsten Bruder, Naimon von Miraval. Dieser hatte  
zum Erfaz für ein reiches Erbgut von der freigebigen Natur  
eine Mitgift empfangen, die er wohl auszubeuten verstand: die  
Gabe des Gesanges und mit dieser die Gunst hoher Herren,  
also daß er nicht an der väterlichen Scholle zu kleben und ihren  
kargen Ertrag an seinem Teil zu schmälern brauchte. Er war  
frühzeitig an den Hof seines Oberherrn getommen, des Grafen  
Naimon VI. von Toulouse, der an seinem Singen und  
seiner Person so großes Wohlgefallen fand, daß er ihn beständig  
in seiner Nähe haben wollte und ihn so vertraulich hegte und  
pflegte, wie einen jüngeren Bruder. Sie hatten sich nach der

Sitte der Zeit sogar einen gemeinsamen Dichternamen erwählt, unter welchem sie sich in ihren Kanzonen wechselweise ansangten, und wenn diese überschwengliche Freundschaft auch hin und wieder ins Wanken kam, sorgten doch später die schweren Zeitschläge dafür, daß einer des andern sich in herzlicher Treue erinnern sollte.

So führte denn der junge Raimon, während seine Brüder dürlig und missgelaunt sich nebeneinander hindrückten, ein freies und vergnügliches Dichterleben, von seinem brüderlichen Gönner in Waffen und Kleidern höfisch gehalten und durch seine Lieder überall wohlempföhlt, wo ritterliche Sitte geübt und Sänger geehrt wurden. Gleichwohl verfolgte ihn ein eigener Unstern, gegen den er vergebens ankämpfte, da die Quelle dieses unholden Geschickes aus seiner eigenen Gemütsart entsprang. Mehr als einmal wurde er von schönen Frauen, die seine dichterischen Huldigungen eine Zeitlang aufmunternd entgegengenommen hatten, auf eine empfindlich beschämende Weise hinters Licht geführt und sah, wenn er aus dem Spiele Ernst machen und seinen lang erhofften und verheissenem Lohn endlich einfordern wollte, irgend einen heimlich Begünstigten, ganz ungereimten Liebhaber sich vorgezogen, so daß ihm nichts übrig blieb, als dieselbe schöne Dame, die er vorher als ein Musterbild edler Sitte in seinen Versen gefeiert, nun in heftigen Trügliedern vor aller Welt als schändliche Verräterin und gleißende Schlange zu brandmarken. Ein gewisser geckenhafter Zug in seinem Wesen, ein bedenklicher Hang, auf äußerem Glanz und höfische Ehren mehr Gewicht zu legen, als einem aufrichtig Liebenden geziemt, scheint ihn den Frauen verbächtig gemacht zu haben, da selbst die Höfhaftigste und Kaltstimmigste um ihrer selbst willen geliebt zu werden wünscht und einem Liebhaber nicht über den Weg traut, der ihrer Kunst nachtrachtet, nur um sie wie einen Halsschmuck von aller Welt bewundern zu lassen.

So hatte er es sich selber zuzuschreiben, daß ihm Gleicher mit Gleichen vergolten ward, indem schöne und kluge Frauen ihn an sich heranzogen, um durch seine Kunst verherrlicht zu werden, dann aber, sobald dieser Zweck erreicht war, ihn bei Seite schoben, nicht besser als ein leeres Schminktöpfchen oder

eine herabgebrannte Kerze. Wie blind er in solche Fällen ging, beweist statt vieler andern ein wohlbeglaubigtes Geschichtchen, daß ihm mit der schönen Adalasia, der Gattin Bernhards von Voisseson, Herrn des Schlosses Lombers im Albigensischen, begegnete. Dieser vornehmen Dame hatte er längere Zeit auf alle Weise gehuldet und in hochtönenden Liedern ihre Gaben und Tugenden an Leib und Seele gepriesen, die noch in stetem Aufblühen begriffen seien, wie die Schönheit der Rose und Schwertlilie zur Sommerszeit. Die kluge Frau, die ihren Vor teil verstand, war es sehr zufrieden, daß ihr Ruhm sich weit über die Nachbarschaft verbreitete und Fürsten und Barone sich herzudrängten, ihr den Hof zu machen. Sie wußte, indem sie mit der einen Hand wieder nahm, was sie mit der andern gab, ihren törichten Anbeter immer stärker zu entflammen und die anderen Bewerber zugleich in so schicklicher Ferne zu halten, daß Raimon, obwohl er immer nur mit Hoffnungen gespeist wurde, sich für den allein Begünstigten hielt und sich nicht scheute, sein Glück auf die gefährlichste Probe zu stellen. Er war wohl an geschrieben bei dem ritterlichsten Fürsten seiner Zeit, Petrus II. von Aragon. An diesen richtete er ein Lied, in welchem er ihn einlud, die Bekanntschaft seiner holden Freundin zu machen. Wenn der König zu Lombers erscheint, — rief er darin aus — so wird er Freude davontragen für immerdar, und wiewohl er hoch erhaben ist, wird doch sein Glück sich verdoppeln; denn die Güte und Freundlichkeit der schönen Adalasia, ihre frische Farbe und ihr blondes Haar entzücken alle Welt. — Bei dieser Einladung hegte er die geheime Hoffnung, seine eigene Sache durch den königlichen Besuch gefördert zu sehen. Die Schöne sollte erkennen, was sie an einem Freunde habe, der eines solchen Fürsten Kunst und Gnade genoß; ja er rechnete darauf, der König werde selbst ein Fürwort für ihn einlegen und endlich das Eis zwischen ihnen zum Schmelzen bringen. Ganz anders kam es. Zwar ließ sich der Aragonese gern bewegen, Schloß Lombers zu besuchen, wo er mit Freunden und Ehren empfangen ward. Raum aber sah er die reizende junge Wirtin, so ward er selbst von einer raschen Neigung zu ihr ergriffen, und statt für den Dichter, führte er in eigener Sache das Wort, das ein

nur zu williges Gehör fand. Damals nicht minder als in späteren Zeiten und bis in die jüngste Gegenwart hinab schien vornehmen Schönen ein Liebeshandel mit einem königlichen Herrn eine allzu große Ehre, um sich dagegen im Panzer einer unanfechtbaren Tugend zu verwahren. Petrus erreichte alles, was er wünschte und erbat, und schon am nächsten Tage war der Sieg des Fürsten und die Niederlage des Dichters so offenkundig, daß Miraval von Scham und Gram glühend das Schloß verließ und, eine Zeitlang allen Minnedienst verschwörend, sein unmutiges Herz in Stille und Einsamkeit vergrub.

Diese Wunde war noch kaum vernarbt, als er eines Abends in schlachtem Kleide durch die Straßen der Stadt Carcassonne schlenderte, müßig und ruhelos und an nichts weniger denkend, als an neue Abenteuer. Da hörte er aus einem geringen Hause, an welchem ein Rosenstock sich in die Höhe zweigte, eine liebliche, nicht gar laute Stimme ein Tanzliedchen singen, dessen zärtlich schallhafte Worte ihm überaus gefielen. Die Weise war ihm unbekannt, aber der etwas umflorete, helldunkle Ton der Sängerin schien ihm süßer als Laute und Flötenspiel.

Dies Tanzliedchen nun klang so:

Hört den Kuckuck schreien,  
Hörtet das Schallmeien  
Der Böglein im Wald!  
Kommt und schlingt den Netzen,  
Singt und springt im Freien,  
Die Jugend schwindet bald!  
Hei trallalei!  
Mein Herz ist frei —  
Lieblich tanzt es sich im Maien.

Eine geht alleine,  
Ach, die Süße, Feine,  
Führt keiner sie zum Tanz?  
Gehst du Sternenscheine  
Still einher am Mäne —  
Wem windet sie den Kranz?  
Hei trallalei!  
Mein Herz ist frei —  
Lieblich träumt es sich im Maien.

Wie im Bach, dem hellen,  
Munter gehn die Wellen,  
So rieselt junges Blut.  
Wem von all den schnellen,  
Schmucken Junggesellen  
Ist wohl das Mägdlein gut?  
Hei trallalei!  
Mein Herz ist frei —  
Lieblich liebt es sich im Malen.

Er war mitten auf der Straße stehen geblieben, dem Fenster gegenüber, hinter welchem die Sängerin saß. Nur bis zum Gürtel hinab konnte er sie sehen, sie kauerte auf einem Schemel und hatte ein Spinnrad zwischen den Knieen, das sie fleißig drehte, während sie vor sich hin sang. Sie war jung und im ersten Aufblühen ihrer schlichten Schönheit: lichtbraune Haare und sanfte schwarze Augen, dazu eine Wange wie Samt, und wenn im Singen sich die Lippe ein wenig zurückzog, schimmerten ihre kleinen weißen Zähne, daß man es für eine Wonne halten mußte, ein wenig von ihnen gebissen zu werden.

Unwillkürlich, da daß Liebchen zu Ende war, trat Raimon ein paar Schritte auf das Fenster zu. Das Mädchen aber, da sie den Fremden sich nähern sah, erhob sich rasch, ihr Gesicht nahm einen ruhig stolzen Ausdruck an, und indem sie sich hinausbeugend ihm ihre schöne schlanke Gestalt zu schauen gab, schloß sie den Laden und deutete mit einem leichten Blick dem betroffenen Hinaufstarrenden an, daß sie für müßige Gaffer nicht zu singen pflege.

Raimon säunte nicht, bei dem nächsten guten Bürger, der des Weges kam, sich zu erkundigen, wer das Häuschen bewohne. Er hörte den Namen eines ehrfamen Handwerkers, der ehemals ein Schwertfegerlädchen gehalten, seit Jahren aber mit seinen von der Wicht gekrümmten Händen das Werkzeug nicht mehr zu regieren vermöge und nun seine letzten Lebenstage mit der einzigen Tochter, die ihm geblieben, hier in unbescholtener Stille und fast dürtig verbringe. Doch könne manch ein reicherer Vater ihn um dies Kind beneiden, da er an ihm einen wahren Schatz an pflegsamer Liebe und Treue besitze und sie sein kümmerliches Alter auf alle Weise ehre und erheitere.

Gaudairença sei ihr Name, in der Stadt aber heiße sie nur die Dichterin. Denn sie habe eine absonderliche Gabe, allerlei Tanzlieder, Koblaś, Rundgesänge und Kanzonetten zu dichten und sie nach eigenen Weisen zu singen, so daß sie, wenn sie sich ja einmal unter junge Leute mische und an einer ehrbaren Festlichkeit teilnehme, immer um ein neues Lied bestürmt werde und nie darum verlegen sei. Was sie gedichtet, falle gleich ins Ohr und werde nicht so bald wieder vergessen; dazu komme ihre züchtige Unnütz, die jedem das Herz abgewinne, so daß sie trotz ihrer ermangelnden Mitgift schon oft eine vorteilhafte Heirat hätte machen können. Doch wolle sie ihren Vater nicht verlassen, der ein grülliger alter Knabe sei, so daß ein Eridam, der ihn mit in seine junge Wirtschaft bekäme, keine kleine Last an ihm zu tragen hätte.

Dieser Bericht war Öl in die rasche Flamme, die in Herrn Raimons Brust durch den Anblick und Gesang seiner jungen Kunstgenossin entfacht worden war. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, ohne daß ein mutwilliger Traum das dichtende und singende holde Geschöpf an ihm vorüberfährte, immer nur im Fluge, so daß der Ärger, daß sie ihm aus den Händen schlüpfte, ihn alsbald wieder erwachen ließ. Kaum war es Tag geworden, so umschlich er von neuem das Haus mit dem Rosenstock, dessen Läden der frischen Sonne geöffnet waren; doch nichts anderes zeigte sich im Innern, als ein grauer Haarbüschel auf einer vielgefurchten Stirn, hinter welcher der alte Schwertfeger seine unwirschen Morgengebäuse ausbrütete. In der Tat war der Vater des dichtenden Mägdleins mehr einem Schuhu als einem ehemals buntgesiederten alten Singvogel ähnlich und zwinkerte, während er ab und zu einen Zug aus der zimmernen Kanne tat, so unheimlich blöde und giftig zugleich mit den geröteten Augenlidern, daß er jeden fremden Gast von seiner Schwelle zurückföhren mußte.

Herr Raimon indessen kümmerte sich wenig um diese Vogelschnecke, sondern schlug sich durch ein Seitengäßlein nach dem Flusse hinab, bis zu welchem das Gärtchen hinter dem kleinen Hause sich erstreckte. Sein ahnendes Gemüt hatte ihn nicht getäuscht. Über den niederen Zaun hinweg sah er die schlanke

Gestalt seiner jungen Kollegin durch die grünen Büsche wandeln, ein rotes Tüchlein lose ums Haupt geschlungen, unter dem ihre Augen und Wangen noch einmal so blühend hervorleuchteten. Sie sang nicht, schien auch nicht ganz leichten und heiteren Gemütes, wie ein noch unerfahrenes Kind, das in der Morgenluft die Schatten ängstlicher Träume umflattern. Mit ihren Händen, die nicht eben geschont, aber von schlanker Form und leicht gebräunt waren, wund sie eine lose Girlande aus Lorbeer- und Granatzweigen, die sie im Gehen von den nächsten Sträuchern brach, und blieb mit heftigem Erschrecken mitten im Wege stehen, als Herr Raimon ihr über den Baum zurief, ob sie da einen Kranz winde für ihren eigenen Scheitel, sich damit zu schmücken, wie es einer berühmten jungen Dichterin gezieme.

Sie hatte sich rasch gefaßt und sah ihm jetzt mit ihren schwarzen Augen ruhig ins Gesicht.

Ich habe mir nichts dabei gedacht, sagte sie, als ich die Zweige pflückte, aber nun ich es bedenke, ist es mir lieb, daß der Kranz wie von selber zu stande gekommen ist. Denn wenn er nicht zu schmucklos ist für eine Dichterstirn, mögt Ihr ihn tragen, Herr Raimon von Miraval.

Damit verband sie die Spicen der Lorbeerzweige, schläng den Faden herum, und indem sie mit leichter Befangenheit an den Baum herantrat, überreichte sie das blühende Gewinde dem Mitter, der eine Weile zauderte, danach zu greifen, da er ganz in den Anblick des schönen Wesens versunken war.

Ich dank' Euch, Gaudairença, sagte er endlich. Aber wie wißt Ihr meinen Namen?

Ich sollte eher fragen, wer Euch den meinen gesagt hat. Euch kenn' ich wohl. Als ihr mit dem Grafen Raimon von Toulouse vor zwei Jahren durch Carcassonne geritten kamt, zeigten die Leute auf Euch als den Dichter der schönen Kanzonen, die man hie und da singen hört, und da sie mir sehr gefallen hatten, betrachtete ich Euch aufmerksam und behielt Euch wohl im Gedächtnis, als den ersten berühmten Sänger, den ich je gesehen. Gebt Euren Hut her, Herr Raimon; ich will Euch den Kranz herumheften.

Er tat, was sie von ihm verlangte. Ihn deutete, er habe

nie einen holderen Dank für sein Singen erhalten, nicht an den reichsten Fürstenhöfen, noch von hochgeborenen Frauen.

Und doch, da ich gestern abend mich Eurem Fenster näherte, fuhr er fort, verschlossenet Ihr vor mir den Laden, als ob ein greulicher Drache Euch angestarrt hätte.

Das tat ich, weil ich mich schämte, versegte sie errötend. Ihr hattet mich flügen hören, und es war ein einfältiges Lied, ohne Kunst und Sinn und Verstand; Ihr aber seid ein Meister, der die schönsten Reime findet und die trefflichsten Gedanken. — Da habt Ihr den Hut zurück, und nun geleit' Euch unser Heiland! Ich muß ins Haus!

Gaudairença! rief er und hielt die Hand fest, die ihm den bekränzten Hut überreichte, das schlichteste Wort, das deine roten Lippen sprechen oder singen, ist kostlicher, als die gepriesensten Lieder des Herrn Bernard von Ventabour, oder Peirols, oder sonst eines berühmten Sängers, und seit ich jenes Tanzliedchen gehört, ist mir mein eigenes Singen so verleidet wie Pfauenschrei neben dem Schlag der Amsel oder Kerche. Du hast es mir so wundersam angetan, daß ich meine, ich müsse auf ewig verstummen, wenn ich deine Stimme nicht mehr höre.

Sie lachte ein wenig, indem sie immer tiefer errötete. Das wäre mir ewig leid um Euch und die Welt und mich selbst, da ich Eure Lieder liebe. Aber wenn Ihr dies nicht sagt, um eines ungelehrten Mädchens zu spotten, — die Straße vor unserem Hause ist frei, Herr Raimon, und ich singe immer, wenn ich arbeite, und da es mir an Arbeit nicht fehlt, ist auch an meinem Singen Überfluss. Nur freilich, wenn ich denken soll, es hört mir einer zu mit so feinen Ohren, wie die Euren, werde ich noch ungeschickter singen als sonst. Mein Vater schilt ohnehin oft genug, daß ihm das ewige Tirelieren Kopfweh mache. Horcht! da ruft er nach mir. Lebt wohl und habet Dank!

Sie riß sich hastig vom Baum hinweg, und er sah sie das Gärtnchen durchheilen, daß ihr die langen Böpfe im Winde slogen. Dann nahm er in tiefen Gedanken den Hut ab und drückte eine der dunkelroten Granatblüten an seinen Mund. Daß es deine Lippen wären, Gaudairença! murmelte er vor sich hin. Darauf schritt er langsam, das Haupt zur Brust geneigt, seiner Herberge zu.

Desselbigen Abends fand er sich wieder vor dem Hause mit dem Rosenstock ein, den Kranz feidlich um den Hut gewunden, so daß die Nachbarn auf ihn zeigten und sich zuraunten, es müsse unter diesem Hute nicht ganz richtig stehen. Bald aber erfuhren sie, wer der wunderliche Fremde sei, der Abend für Abend auf einem steinernen Bänklein dem Schwertfegerhaus gegenüber saß und an nichts zu denken schien, als dem leisen Singen zuzuhören, das von drüben erklang; und da sie nicht wenig stolz waren auf die „Dichterin“, die ihr Stadtkind war, hüteten sie sich, ihn zu stören mit neugierigem Hinzutreten und Unreden. So dauerte das eine Woche, ohne daß die Sängerin sich viel hätte blicken lassen, da sie darauf bedacht war, ihren Ruf zu hüten. Auch das Gärtchen hatte sie gemieden, sobald ihre scharfen Augen ihr anzeigen, daß der höfische Freund den Raum umschlich, um wieder eine Zwiesprach mit ihr anzuknüpfen. Dies alles tat sie ganz ohne Arglist, nicht etwa um ihn durch ihr Fernhalten nur fester anzuziehen, da sie so bescheiden war wie klug und im Traum nicht daran dachte, es könne dem ritterlichen Herrn im Ernst an ihr gelegen sein. Sie wußte ja auch, daß er in Fürsten- und Grafenschlössern ein gern gesehener Guest war, und was von seinem Liebesunstern verlautete, konnte ihr seinen Wert nicht schmälern, da sie es nicht zu fassen vermochte, wie ein Weib einem so vornehmen und trefflichen Manne mit Unglimpf begegnen könne, wenn es nicht ein Herz im Busen trüge, daß taub sei für den Zauber süßer Gesänge.

Darum erschrak sie in allem Ernst, als eines Abends Herr Raimon in das kahle und ärmliche Zimmer ihres Vaters trat und mit schlichten, aber nachdrücklichen Worten seine Tochter von ihm zum Weibe begehrte. Der grüllige alte Mann, den Gicht und Armut und die eigensinnige Zurückgezogenheit von der Welt misstrauisch und menschenfeindlich gemacht hatten, glaubte nicht anders, als man wolle ein frevelhaftes Spiel mit ihm treiben, und erhob in blindem Zorn den Stecken, an dem er durchs Haus zu schleichen pflegte, wie um einen bösen Buben abzuwehren. Auch er kannte den Ritter dem Rufe nach, und obwohl Miraval sein reicher Besitz war, schien ihm doch die Werbung des höfischen Mannes um ein geringes Stadtkind ein

u Schimpf und Schmach ersonnen. Als aber  
redliche Absicht beteuerte, seine eigene Armut  
... Märtre, ihm tue eine wirtlich und prunklos er-  
... ausfrau not, da er des Herumschweifens fett sei und  
hrbarer Stille auf der väterlichen Burg zu leben gedenke,  
auf welcher auch für den Schwiegervater Platz sei, blickte der  
alte, ohne ein Wort zu sagen, seine Tochter an, die regungslos  
an einem Türpfosten lehnte und röter glühte als die Granat-  
blüten in ihrem Garten. So schwiegen die drei eine kleine  
Weile. Dann kam plötzlich Leben in die junge Gestalt. Ein  
schlichternes Lächeln ging über ihr zartes Gesicht, sie schlug die  
Augen mit einem strahlenden Blick zu dem teuren Manne auf  
und nickte ihm kaum merklich mit dem Haupte zu. Er aber, der  
trotz seiner Geburt und des Bewußtseins von seinem Dichter-  
ruhm verlernt hatte, an Glück zu glauben, stürzte mit einem  
Ausschrei des höchsten Jubels zu ihr hin und umfaßte die rei-  
zende Geliebte, die in verworrenem Taumel ihm in die Arme  
fank und ihm zuflüsterte: Wenn ich Euch nicht unwert erscheine,  
nehmt mich hin; ich hab' Euch geliebt vom ersten Augenblick!

Nun wurde in kurzem eine stille, aber fröhliche Hochzeit gehalten, bei welcher das alte Schwertfegerhaus in ein grünendes, blühendes Zauberchloßchen verwandelt erschien, da die Braut alle Sträucher und Beete ihres Gartens geplündert hatte und Freunde und Nachbarn, die geladen waren, es sich angelegen sein ließen, durch zierliche Hochzeitsgaben aller Art sich dankbar zu zeigen für die seltene Ehre, die ihrer jungen Mitbürgerin geschehen. Herr Raimon trug das Haupt hoch, als er an der Seite seines jungen Weibes aus der Kirche schritt. Er mußte in all seiner Hochzeitswonne mit stiller Schadenfreude daran denken, wie manche hochgeborene Frau bei der Nachricht von dieser Vermählung sich fränken würde, daß der Sänger, der ihren Bräutigam hätte verbreiten können, ihr nun aus dem Neß gegangen und in einem bescheidenen, aber neideswerten Glück vor den Türen höfischer Schönen geschützt sei. Als die junge Frau bei Tische von den Gästen gebeten wurde, zum Abschiede noch einmal eines ihrer Lieder zu singen, und nun mit einem schalkhaft flüzen Blick auf Raimon jenes Tanzliedchen anhob,

das ihn zuerst an ihr Haus gefesselt hatte, kam es ihm vor, als sei aller Glanz des höfischen Kunstgesanges ein blässer künstlicher Schein gegen die reine Flamme, die hier alle Herzen hell und heiter mache, und er verschwore sich heimlich, keine Stunde seines Lebens mehr an diesen eitlen Land zu vergeuden.

Auch hielt er dies Gelübde redlich die erste Zeit, die er mit seiner lieben Frau auf Miraval zubrachte. Zu ihrem Glücke fanden sie dort von den drei Brüdern, die gemeinsam die Burg bewohnt, nur noch den ältesten, einen harmlosen, gutherzigen Mann, der das Pflegeramt verwaltete, nachdem die beiden anderen, des ewigen Bankens und Missgönnens müde, in fremdem Herrendienst ein reichlicheres Auskommen gesucht hatten. Der Zurückgebliebene, Gaucelm mit Namen, empfing die schöne junge Schwägerin mit brüderlicher Herzlichkeit und ließ sich auch die Zugabe des alten Schuhus gefallen, für den in einem Turmgemach ein ganz wohnliches Nest eingerichtet wurde. Nicht lange, so hatte die neue Herrin das verstaubte, verwahrloste alte Gebäude mit geringem Aufwande so sauber wiederhergestellt, daß die Gäste, die sich hin und wieder einfanden, es kaum noch zu erkennen vermochten. Auch sorgte sie dafür, daß die Felder ordentlich bestellt, der Wald nicht töricht verwüstet, der Garten in gutem und einträglichem Stand erhalten wurde und es ihrem Naimon in Küche und Keller an nichts Wünschenswertem gebrach. Nur verlernte sie über diesem scharfen Wirtschaften und Haushalten ihr Singen, und erst als sie ein Kind in der Wiege zu schaukeln hatte, ein Mägdelein mit goldhellem Haar und den schwarzen Augen der Mutter, sing sie an Schlafliedchen zu summen, die sie von niemand gelernt hatte als von ihrem eigenen Mutterherzen.

Auch ihre alten Tanzlieder fielen ihr wieder ein, als sie die Kleine die ersten Schritte machen lehrte, aber sie sang sie ihr nur, wenn sie mit dem Kinde allein war. Denn es war etwas in ihr, das sie warnte, ihren Gatten nicht an alte Zeiten und seine alten Künste zu erinnern, die er über seinem ruhigen Hausvaterberuf glücklich vergessen zu haben schien. Das hatte nun etliche Jahre gewährt, und wer Herrn Naimon von Miraval heimsuchte und ihn auf dem Felde die Knechte anweisen

oder im Obstgarten Edelreisner pfropfen oder mit dem Falken auf der Faust, seinen Bruder Gaucalm neben sich, auf die Jagd reiten sah, hätte sich schwerlich träumen lassen, dieser wettergebräunte, schlicht gekleidete Biedermann sei der nämliche Naimon, der zu den Füßen schöner Damen geschmachtet und einem Könige den Weg zu seiner eigenen Liebsten gewiesen hatte.

Da kam eines schlimmen Tages ein Brief vom Grafen von Toulouse, der in scherzenden Worten anfragte, ob über dem Honigtrank der Liebe der edle Wein der Freundschaft denn ganz vergessen oder verachtet werde. Der Brief war in Steinchen abgefasst, und das Geleit (wie das kürzere Ströphchen am Schlusse genannt wurde) wandte sich an die Frau Dichterin mit der Bitte, ihrem Ehemann die Bügel ein wenig zu lockern, daß alte Freunde sich einmal wieder seiner freuen könnten.

Gaudairena erschraf bis ins innerste Herz, als ihr Gatte ihr diese Botschaft mitteilte, ohne selbst ein Wort hinzuzufügen. Als ein kluges Weib aber, wie sie war, redete sie eifrig zu, sich nicht störrig und unhöflich zu erzeigen, sondern der Ladung des erlauchten Freundes zu folgen. Erst da sie Naimon vom Söller aus nachsah, wie er hastig hinwegtritt, als ob er fürchte, doch noch zurückgehalten zu werden, entlud sich ihr schweres Herz in bangen Tropfen, die auf das blonde Häuptlein ihres Kindes niedersielen, und sie drückte die kleine Konstanze so fest an ihre Brust, daß auch sie zu weinen anfing und der gute Schwager, der wohl begriff, was den Himmel über Miraval so jählings trübte, genug an Mutter und Kind zu trösten hatte.

Leider wollte sich auch die Luft nicht wieder klären. Gaudairenas kummervolle Ahnung traf allzu bald und allzu gründlich ein, Naimon schien am Hofe von Toulouse den alten Adam, den auszuziehen er gelobt, sofort wieder angezogen zu haben, und wenn er auch an Weib und Kind zurückdenken möchte, er ließ nie ein Wort von ihnen verlauten, so daß auch die Scherzreden, mit denen er empfangen worden war wegen seiner dichtenden Gattin aus bürgerlichem Hause, bald für immer verstummen. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß ein Troubadour im geheimen eine unhöfische Verbindung schloß, die ihm zwar nicht vor Gott, aber vor den Menschen völlige

Freiheit ließ, standesgemäße Abenteuer zu suchen und um Frauengunst zu werben. Also trieb er, nachdem er den Rost von seiner Leier ein wenig abgeschliffen, sein ungebundenes Wesen ganz wie vorzeiten und als säke nicht daheim auf der Burg seiner Väter eine schöne junge Frau in bitterer Verlassenheit und Sehnsucht, und begnügte sich nur in großen Pausen, wenn ein Bote gerade in jene Gegend gesandt wurde, mit einem kurzen Gruß seiner Hausfrau sagen zu lassen, es gehe ihm wohl und er hoffe, auch ihr fehle es an nichts, worauf regelmäßig die Antwort kam, es stehe unter Gottes und Schwager Gaucelms Schutz alles wohl im Hause, und die kleine Konstanze blühe und gedeihe und lasse dem Vater gute Tage wünschen.

Bon ihrem eigenen Zustande erwähnte sie nie ein Wort, teils aus Bescheidenheit und teils aus Stolz. Sie hatte es nicht vergessen, daß sie aus geringem Hause war und nicht den Anspruch erheben durfte, ihrem ritterlichen Geliebten seine ganze höfische Welt aufzuwiegen. Umsoweniger aber wollte sie von seinem Mitleiden erbetteln, was seine Liebe ihr nicht aus freien Säcken gewährte, zumal sie ihres Frauenwertes sich gar wohl bewußt war und sich getraut hätte, wenn er sie mit zu Hof genommen, neben den hochgeborenen Schönen, die ihr gleißendes Spiel mit ihm trieben, aufgerichteten Hauptes und hellen Auges einherzugehen und von keiner überglänzt zu werden.

Herr Raimon, als ein eitler Mann und Poet und durch den neuen Ruhm, den er sich ersang, verblendet, verstand den schlichten, niemals klagenden oder flehenden Ton ihrer kurzen Briefe unrecht; vielmehr kam es ihm gerade gelegen, daß herauszulesen, was ihn berechtigen konnte, noch länger fernzubleiben. Wenn er zurückkam, wie sie ihm ihre Liebe und ihr jungfräuliches Selbst zu eigen gegeben und die ersten Jahre ihn beglückt hatte, konnte er sie freilich nicht der Herzenskälte zeihen. Er redete sich aber ein, wie so manchem Weibe sei auch ihr die Liebe zu dem Kinde vor die Sehnsucht nach anderem Liebesglück getreten und fülle ihr Herz so gänzlich aus, daß sie kummerlos den Gatten entbehre und ihr Strohwitwentum nicht als eine Last empfinde. Das nahm er ihr nun nicht wenig übel, da er sich als ein so trefflicher und hochverdienstlicher Mann erschien,

und er beschloß bei sich, wenn sie es denn nicht besser haben wolle, seine Gedanken ohne jeden Skrupel ganz von ihr abzuwenden und einzig und allein seiner Kunst zu leben und dem Dank vornehmer Frauen nachzutrachten, der seinem törichten Chrgeiz verlockender schien, als ein Lächeln seiner holden Frau und ein Lallen seines jungen Kindes.

So war er schon in das zweite Jahr von Hause weggeblieben, als er in die Nähe einer gefährlichen Dame fiel, Er mengarde von Castres im Albigensischen, der reizenden Gemahlin eines greisen ritterlichen Barons, der ihr bald genug den Gefallen tat, das Zeitliche zu segnen und sie als unumschränkte Herrin seiner Güter und ihrer Person zurückzulassen. Diese Frau, die man gewöhnlich nur die schöne Albigenserin nannte, zog in der unbequemen Muße ihres Trauerjahres, daß sie von geräuschvollen Festen ausschloß, unseren Dichter an sich und ließ sich von ihm in allen Tonarten besingen, ohne freilich ihm einen besonderen Lohn zu gönnen. Denn heimlich hatte sie schon aus den Jahren ihrer Ehe ein zärtliches Einverständnis mit einem gewissen Olivier von Saissac, der ein herabgekommener Junker, aber von verwegenum Mut und schöner Gestalt war und die lebensfrohe junge Witwe besser zu trösten wußte, als der in seinen Ruhm verliebte Sänger mit seinen schmachtenden Kanzonen. Sie war aber verschlagenen Sinnes und wollte neben dem heimlichen Feuer, daß ihre fröstelnden Witwentage erwärme, auch des Lichts nicht entbehren, daß ihre Kleize weit hin sichtbar mache, munterte daher Herrn Naimon mit süßen, vielverheißenden Blicken und verstohlenen Gebärden unverdrossen auf, ihr seinen singenden Hof zu machen, und verbreitete die Lieder zu ihrem Preise in vielen Abschriften, die Olivier von Saissac mit eigener Hand anfertigte, heimlich ins Fäustchen lachend, daß der Schreiberlohn freigebiger sei als der Sängerlohn.

Herr Naimon, als ein gebranntes Kind, hätte nun billig das Feuer scheuen und Verdacht schöpfen sollen, ob es mit der tugendhaften Zurückhaltung der trauernden jungen Witwe auch ganz richtig bestellt sei. Wie eine wahrhaft liebende edle Frauenseele beschaffen sein müsse, konnte er überdies aus bester Er-

fahrung gelernt haben. Aber der Hochmütsteufel machte ihn blind und taub gegen so manche Zeichen und Winke, die ihn hätten warnen können, und wie ein Knabe, der eine reife und süße Frucht wegwirft, um einen Baum zu erkletern, aus dessen Wipfel ihm ein wurmstichiger Apfel winkt, trieb er es immer eifriger in seinem närrischen Minnedienst und hatte darüber seit vielen Morden versäumt, auch nur das dünne Fädchen fortzuspinnen, das ihn noch mit seinem eigenen Hause verknüpfte.

Doch mußte er endlich, widerwillig genug, der Rede eines guten Freundes Gehör geben, der ihm mit Gewalt die Augen zu öffnen suchte und ihn erinnerte, wie schmählich es ihm vorzeiten ergangen sei. Selbst von dem Handel mit Olivier erfuhr er nun das erste Wort, ohne doch daran glauben zu wollen, und nur so viel fruchtete die Ermahnung, daß er beschloß, sich nicht länger mit schönen Worten hinhalten zu lassen, sondern, da das Trauerjahr mit nächstem zu Ende ging, seinen Dienst aufzukündigen, wenn der Lohn ihm auch ferner vorenthalten werden sollte.

Die schöne Albigenserin hörte den Dichter, der mit leidenschaftlicher Erregung vor sie hin trat und seine Sache auf Biegen oder Brechen stellte, mit scheinbarer Bestürzung über seine kühnen Wünsche an, ließ dann ihre zärtlichen Augen bittend und bemühtig wie ein gescholtenes Kind auf ihm ruhen und entgegnete mit verstellter Beklommenheit: das alles komme ihr so unerwartet, da sie bisher sein Werben nur für eine Dichterlaune genommen habe, daß sie sich nicht sogleich darein finden könne, an seinen Ernst zu glauben. Sie selbst habe noch nie daran gedacht, ihren Stand zu verändern, gestehe aber gern, daß sie gegen seine Vorzüge nicht blind sei und keinen wünschenswerteren Freund sich denten könne. Nur mache gerade das, was ihn vor anderen Männern auszeichne, sie wieder bedenklich, da man die Falternatur der Poeten kenne, die jede Kerze umflatterten. Sie aber könne sich nicht entschließen, den Besitz eines Mannes mit irgend einer Frau zu teilen.

Hier unterbrach sie Raimon mit stürmischen Beteuerungen, daß er ihr ganz und für ewige Zeit ergeben sein und ihre Kunst mit einer Treue vergelten werde, die jede Probe herausfordere.

Nun denn, Herr Maimon, fuhr sie lächelnd fort, indem sie mit den Licken des vor ihr Knieenden spielte, so beweist es mir, indem Ihr eine sehr geringe und leichte Sache vollbringt, die ich von Euch fordern muß, eh' ich die Eure werde. Man sagt, Ihr seiet vermählt, mit einem bürgerlichen Weibe, von dem der Ruf geht, sie sei in der Dichtkunst wohl erfahren. Wüßt Ihr, daß ich manches Mal, wenn ich Eure Verse hörte, im stillen dachte: ob seine Frau ihm dabei geholfen hat? Wenigstens waren die Gedanken oft so zart und blumenhaft, daß sie eher aus einem Frauenkopf, als aus einem männlichen Geist entsprungen zu sein schienen. Nun denn, einen Liebhaber zu besitzen, der hin und wieder nach Hause reitet, um, wenn ihm selbst nichts mehr einfällt, was er zu meinem Preise sagen könnte, die Gedichte seiner Gattin zu bestehlen, würde mir schimpflich dünken. Und überhaupt geht es mir gegen den Sinn, ein loses Band zu knüpfen, das jede Laune einer bösen Stunde zerreißen mag. Einen Gatten will ich mir nehmen, bei dem ich bis an mein Ende wohl aufgehoben wäre. Wenn Ihr mich also ernstlich und heiß genug liebt, um jede Probe zu bestehen, so eilt heim in Eure Burg und trennt Euch für immer von Eurer dichtenden Hausfrau, dann kommt zurück zu mir, und ich schwöre Euch bei meinem irdischen und himmlischen Heil, daß hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden soll.

So sagte die Listige, und als sie ihn betroffen verstummen sah, erhob sie sich und fügte noch hinzu: Ich sehe, daß Eure Treue und Sehnsucht nur ein Gedicht war. Gut denn! So nehmt auch meine Worte für nichts Besseres und lasset uns als Freunde scheiden.

Da haschte er nach ihrer Hand, drückte seine Lippen darauf, und indem er sich mutiger und entschlossener stellte, als ihm ums Herz war, rief er: Küsstet nur immer die Hochzeit, holde Gebieterin; denn bei den sieben Wunden der Gnadenmutter, der Bräutigam wird nicht auf sich warten lassen!

Sie nickte ihm mit einem triumphierenden Lächeln zu und flüsterte: Geht! Ihr seid ein Dichter, Herr Maimon! — dann eilte er von ihr hinweg, schwang sich mit brennendem Kopf und verstörtem Herzen auf sein Pferd und sprengte die Straße dahin, die nach Miraval führte.

Zwei scharfe Tagesritte hatte er zunächst zulegen, Zeit genug, den Kopf verlöhnen zu lassen und den Aufruhr in seiner Brust zu stillen. Es wollte ihm aber nicht gelingen. Am ersten Tage freilich wirkte der Zauber der schönen Hexe noch genugsam nach, daß er jede Einrede der Vernunft und jede Klagesstimme des Gewissens zum Schweigen brachte, wenn auch nicht ohne steten Kampf mit seinem besseren Selbst. Was verliere sein Weib, wenn sie ihn freigebe? Mehr nicht, als sie in den letzten Jahren schon entbehrt habe, ohne es sonderlich zu vermissen. Habe sie nicht hinlänglichen Ersatz an dem Kinde und ein reichliches Leben dazu, da er ihr auf Miraval zu wohnen auch ferner gestatten wolle? Und sei nicht Bruder Gauelrn da, sie in allen Fährlichkeiten, denen ein einsames Weib sich ausgesetzt sehe, zu schützen? Für den sei sie die rechte Frau, und wer könnte wissen, ob er es nicht sei, der ihr die Trennung von dem Gatten so leicht gemacht habe! So möge er sie denn ganz hinnehmen, der wackere Hausvogt die gute Haushälterin! Er aber, Raimon, — ein Höllengeist müsse ihn verblendet haben, daß er das Carcassonne Schwertfegerkind zu seinem Weibe gemacht. Gleich zu gleich, sage die Weisheit aller Völker und Zeiten. Als Gemahl eines stolzen adeligen Weibes, wie Grangarde, — wie anders könnte er seine ritterliche Kunst pflegen, daß er die berühmtesten Troubadours der ganzen Provence überstrahlte! Und liebe sie ihn nicht auch? Sei er es ihr nicht schuldig, zu beweisen, daß seine Huldigungen mehr gewesen als Gedichte? Jetzt endlich sei es in seine Hand gelegt, alle neidischen Kläffer, die ihm alte Geschichten aufmachten, zu beschämen, und er könne noch Bedenken tragen, ein so geringes Hindernis aus dem Wege zu räumen?

So sprach er am ersten Tage in tausendsachen Wiederholungen zu seinem anklagenden Herzen. Am zweiten aber wurden die aufmunternden Stimmen immer kleiner und verstummen endlich ganz. Eine öde, unheimliche Stille war in seinem Innern, und nur von Zeit zu Zeit summte ihm die Weise des Tanzliedchens vor den Ohren, mit welchem sich Gaudrencia ihm ins Herz gesungen hatte. Dann stieß er dem Falben, den er ritt, die Sporenstacheln tief ins Fleisch und

war froh, wenn der klirrende Hufschlag ihm die seltsam süsse Melodie überkölte.

Als er dann am Abend die Zinnen von Miraval über den Wipfeln der hohen Ulmen und Nussbäume, die den Wall umstanden, herüberwinken sah, hielt er unwillkürlich den Bügel an. Ihm schwindelte der Kopf, und das Wiedersehen der alten Mauern, in denen er eine so schöne, stille Zeit verlebt hatte, gab ihm einen Stich ins Herz. Auch war die ganze lange Reise, die er sich seinem Weibe zu halten vorgenommen, bis auf das letzte Wort aus seinem Gedächtnis verslogen. Dann aber schämte er sich, daß ein Weib, welches sich zwei Jahre ohne ihn zu behelfen vermocht, ihm solche Furcht einjagen könne, und sprengte in desto wilderer Hast den steilen Schloßberg hinan.

Das gute Ross strauchelte, als es über die lückenhaften Balken der Bugbrücke trabte; Herr Naimon aber, ohne des Vorzeichens zu achten, riß es mit Gewalt in die Höhe und: Wo ist die Frau? herrschte er dem Knechte zu, der eilig herbeigerannt kam und den unverhofft heimgekehrten Herrn mit lebhafter Freude begrüßte.

Sie sei mit dem Kinde ins Dorf hinabgegangen, eine Wöchnerin zu besuchen. Herr Gaucelm habe einen Mitwin die Stadt gemacht, da er einen Rechtsandel wegen eines Brückenzolls zu schlachten habe.

Und meiner Frauen Vater?

Ist vor vierzehn Tagen unter der Linde auf dem Gottesacker bestattet worden. Wir hätten die Kunde Herrn Naimon sofort zu wissen getan, aber niemand konnte sagen, wo ein Vate ihn zu suchen hätte.

Es ist gut! murmelte der Heimgelehrte zwischen den Zähnen, mit einem so scheuen, düstern Blick, daß der Knecht sich Sorge machte, sein Herr sei krank und nur darum nach Hause gekommen, um sich von seiner Hausfrau pflegen zu lassen. Auf die Frage aber, ob man Frau Gaudairena eilig herbescheiden solle, antwortete Naimon nur mit einem heftigen Kopfschütteln und trat, ohne nur einen von dem herzulaufenden Gesinde zu begrüßen, ins Haus.

Es war ihm lieb, daß ihm noch eine Frist gewährt war, sich

zu sammeln und seiner ersten weichen Bewegung beim Anblick der heimatlichen Stätten Herr zu werden. Den Hut auf dem Haupt, ohne den Kleinstaub von den Kleidern zu schütteln, wie einer, der an kein Nassen denkt, schritt er durch die wohlbekannten Gemächer, die in der letzten Tagesglut ihn heimlich anlachten. Hier stand jedes geordnet und gefestet an seinem Ort, während es in seinem Innern unwirtlich und verstört aussah, wie in einem sturm durchfegten Hause. An vielfachen Zeichen konnte er das liebliche Walten seiner Flügen und unsichtigen Hausfrau wahrnehmen: in der Halle drunter, wo die eichene Tafel stand und an den Wänden herum das blanke Zinngeschirr, die Becher und Schlüsseln, das Linnen reinlich über den Tisch gebreitet zu dem einsamen Nachtmahl, neben dem Gedeck der Mutter ein kleine Tellerlein mit winzigem Becher und einem Hornlöffelchen für das Kind. So waren auch die übrigen Kammern, in die er hineinblickte, musterhaft gehalten und aufgeräumt, und in den Wohnzimmern standen in einfachen Kerzigen große Sträuße aus den schönsten Blumen, die das Gärtchen am Zwinger zu tragen pflegte. Eine wirtliche Hausfrau ist sie! musste er sich eingestehen. Aber was ist sie mehr? — Er wappnete sich gegen die wohlige Empfindung, die ihn zu beschleichen suchte. So stieg er ins obere Geschoss hinauf, da war ihre eigene Kammer, daneben das Schlafgemach, wo das Chebett stand, das kleine Bett des Kindes zur Seite. Hier aber warf er nur einen flüchtigen Blick hinein, er fürchtete, es möchte ein Geist ihm an der Schwelle entgegentreten, der ihn mit Gaudairens schwarzen Augen anblieke und ihn vollends entmanne. Mit einem schweren Seufzer schritt er zu dem kleinen viereckigen Fenster des Wohnstübchens, neben welchem ihr Sessel stand, das Spinnrad und ein Rahmen, an dem sie allerlei künstliche Stickereien zu machen pflegte. Das Fensterchen war geöffnet, von den Bäumen draußen drang der wulrzige Geruch des Rüsslaubes herein, und tiefer unten lag das weite Land mit kleinen Häusern, Kornfeldern und rauchenden Meilern friedlich in der Abendsonne.

Der friedlose Mann wandte die Augen ab, als ob dieses sanfte Bild ihm Schmerz mache. Ohne zu wissen, was er

wollte und suchte, öffnete er einen Schrank, der in der holzgetäfelten Fensternische stand und allerlei beschädigten Frauenpus verschloß. Mechanisch zog er ein Lädchen nach dem anderen auf und betrachtete die Nadeln und Spangen, die Gold- und Seidenfäden, die Hals- und Nasstüchlein, die hier schön geordnet beisammen lagen. Im untersten Fach aber, das sich nur öffnete, wenn man auf eine verborgene Feder drückte, sah er etwas, das ihn plötzlich aus seinem ziellosen Sinnenscheit herausriß.

Ein ziemlich starkes Heft lag darin, aus verben Blättern, wie sie in gebundenen Büchern vorn und hinten eingefügt zu sein pflegen, sorgfältig zusammengenäht. Als er es herausnahm, erkannte er sofort die zierliche Handschrift Gaudairecas und sah auf den ersten Blick, daß es Gedichte waren. Es fuhr ihm durch den Kopf, ob es etwa seine eigenen seien, die sie gesammelt und zu einem Bande für ihre eigene Erbauung vereinigt habe. Aber schon nach den ersten Zeilen mußte er diese eitle Vermutung aufgeben. Minnelieder waren es freilich und in den Strophen und mit der kunstvollen Reimordnung, die er selbst anzuwenden pflegte. Aber nicht Liebesklagen eines Mannes und ritterlichen Sängers, sondern einer Frau, die nicht müde wurde, ihr sehnstichtiges Gemüth in diese fliegenden Zeilen zu ergießen, jetzt das Glück zweier järtlich verbundenen Herzen preisend, jetzt das harte Los beseufzend, den einzigen Mann, der ihr Tag und Nacht im Sinne liege, nicht in ihre Arme schließen zu können, weil böse Menschen und feindliche Sterne zwischen ihnen stünden, dann wieder den Entschluß aussprechend, sich aufzumachen, und wenn sie barfuss gehen müßte über scharfe Kiesel und spitzige Dornen, um den Geliebten nur einmal mit Augen zu sehen und von ferne mit der Hand ihm eine gute Nacht zuzuwünschen.

Es war kein Zweifel, all diese Blätter hatte die einsame „Dichterin“ beschrieben, sich mühend, nachdem sie in ihrer Mädelzeit einfältige Volksweisen erfunden, jetzt die höfische Dichtersprache ihres Gatten zu reden und ihm alles abzulernen was ihn selbst berühmt gemacht hatte. Nur das schien minder klar, ob diese Blätter mehr zu bedeuten hatten, als Übungsheft.

einer gelehrigen Schülerin. Es war in jener Zeit so völlig unerhört, daß ein noch so zärtlicher Chemann, und wäre er zehnmal ein warmherziger Poet gewesen, auf seine eigene Frau Liebste Gedichte machte, daß die Voraussetzung, ein eheliches Weib könne Liebeslieder an ihren eigenen Gatten richten, ein schier lächerlicher und gänzlich unsinniger Gedanke schien. Höfische Reime entsprangen einzig und allein im Verkehr der Geschlechter untereinander, die durch kein festes und geweihtes Band miteinander verknüpft waren. Wohl hatte man adelige Frauen gesehen, die auf das Werben eines Troubadours eine leidenschaftliche Erwilderung in zierliche Strophen gezwängt hatten. Warum sollte Frau Gaudairença in der langen unbewachten Verlassenheit ihres Lebens nicht gleichfalls ihr Herz einem der vielen abenteuernden Gesellen zugewendet haben, die von Burg zu Burg schwärmt und die Besten und Schönsten für gerade gut genug ansahen, ihre verwegenen Wünsche zu erfüllen? Nirgend war Raimons Name genannt, nirgend von der Gatten-treue gesprochen, die der ersehnte ferne Freund allzulange schon gering achtet. Nur die herzliche Trauer, mit dem Geliebten nicht nach Wunsch vereinigt zu sein, die Bitte, kein Hindernis zu achten, um zu ihr zu eilen und ihre Sehnsucht zu stillen, klang sanfter oder stürmischer aus diesen Blättern, durchaus nicht anders als eine Frau sich auszubrüllen pflegte, die vom eifersüchtigen Gatten behütet ihren Liebsten ermahnt, um jeden Preis sich zu ihr zu stehlen. Wie, wenn Schwager Gaucelm von der heimlichen Liebschaft erfahren, dem gefährlichen Gast das Haus verboten und den Zutritt zu seiner schönen Schwägerin ihm erschwert hätte? Wohl klang hin und wieder auch ein Ton des Argwohns mit durch, daß eine andere den Geliebten fessele und ihr entfremde. Aber passte das nicht auf einen Liebhaber so gut wie auf den eigenen Mann, ja tausendmal besser, da nach der Sitte der Zeit die Untreue eines Liebenden, der seinen Lohn erst noch zu erwarten hatte, viel schwerer geahndet wurde, als der Wanfelmut des eigenen Mannes?

In solchen Zweifeln, die ihm das Blut sieden machten, hatte er das Heft, die Strophen hastig überfliegend, zu Ende geblättert. Da fiel sein Auge auf die letzte Seite, die erst vor

kurzem beschrieben sein mußte, denn über dem letzten Bilde stand mit kleinerer Schrift: Dies obitus patris dilectissimi, dahinter das Datum. Dann folgte eine lange Kanzone, in der ein schweres, von Kummer bedrücktes Herz sich zu erleichtern gesucht hatte.

Die letzte Strophe aber mit dem Geleit lautete so:

Ich armes Weib, so jung und Witwe schon,  
Da mein Gemahl, obwohl er lebt, mir starb,  
Weh mir, daß Lust und Lachen mir entlohn  
Und Weinen meiner Wangen Flor verbarr!  
Du wirst mich finden bleich und aschesfarb,  
Mein süßer Freund, und dann erschräbst du sehr.  
Ach, wärest du geschieden nimmermehr,  
Wer weiß, ob ich nicht besres Glück erwarb!

Zieh hin, mein Leb, zu meinem blonden Freund!  
Sag ihm, ihn wiedersehn sei all mein Glück,  
Und seh' ich, wie er liebend mir erscheint,  
Bringt er wohl Lust und Lachen mir zurück.

Das Blut schoß Raimon in die Augen, daß die Beile vor seinem Blick verschwammen. Er drückte die Faust gegen das Heft, als ob er einen Verräter erwürgen wollte. Ein wunderlicher Kampf entbrannte in seinem Innern: die Freude, daß er eine blutige Anklage gegen die Frau zu erheben hatte, die ohne Ursache zu verstoßen ihm ein nagender Vorwurf gewesen wäre, rang in ihm mit dem Fähdorn über die erlittene Schmach und dem heimlichen bitteren Schmerz, daß ihr Herz sich von ihm gewendet hatte. Noch schwankte die Wage, welches Gefühl ob siegen würde, da hörte er ihren Schritt draußen vor der Kammer; er hatte nur noch Zeit, dem Tische, vor dem er stand, den Rücken zuzukehren, daß jenes Heft hinter ihm verborgen war, da wurde die Tür aufgestoßen, und Gaudairenca, das kleine Mädchen an der Hand nachziehend, trat mit glühenden Wangen, Augen und Lippen, von zärtlicher Freude leuchtend, in das Gemach.

Raimon! rief sie. Du bist es! Lauf zu ihm, Kind, heiß den Vater willkommen! Raimon — endlich!

Sie hatte die kleine vierjährige, die sich schluchtern an die

Falten ihres Kleides schmiegte, losgelassen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den lang Entbehrten zu. Der aber stand, die Arme fest über der Brust geschlossen, mit finster gefürchter Stirn und flammenden Augen unbeweglich ihr gegenüber. Da stockte ihr Schritt, ihre Arme sanken wie gelähmt herab, der helle Schein in ihrem Gesicht erlosch. Barmherziger Christ! rief sie, was ist geschehen? Naimon — bist du frank — verwundet —

Führe das Kind hinaus! unterbrach er sie rauh. Ich habe mit dir zu reden.

In tödlicher Angst, da seine Stimme so fremd und böse klang, wandte sich die Arme, beugte sich zu dem Kinde hinab und flüsterte: Geh zu Tiburge, mein Liebling. Die Mutter holt dich, sobald der Vater es erlaubt.

Die Kleine heftete einen großen Blick auf den fremden Mann, der ihr Vater sein sollte und sie nicht sehen wollte. Mutter, sagte sie leise, er hat uns nicht lieb, es ist nicht der Vater. Komm du mit mir!

Die Frau drängte, keines Wortes mächtig, das zarte kleine Geschöpf von sich fort, rief nach der Dienerin, die neugierig herangeschlichen draußen auf der Stiege horchte, und übergab ihr das Kind. Dann schloß sie die Türe und trat wieder vor ihren Gatten.

Naimon, sagte sie mit einer Stimme, in der all ihre Liebe und Angst zitterte, welch ein Wiedersehen! So lange getrennt — und dies dein Empfang! O, daß ich so dich wiederfinden muß! Aber nicht wahr, du leidest — du bist frank —

Er sammelte mühsam seine Gedanken. Ich leide, sagte er dumpf; frank bin ich nicht. Ich habe gefunden, was ich nicht gesucht und erwartet hatte. Kennst du diese Schrift?

Er hatte sich umgewendet und das Heft ergriffen. Nun hielt er es ihr entgegen, seine Hand bebte, seine Augen waren starr auf ihr Antlitz gerichtet. Das aber versärbte sich nicht. Vielmehr erschien wieder ein leichter Schimmer von Heiterkeit auf ihren bangen Zügen.

Ist es das? hauchte sie in einer lieblichen Verwirrung. Gelobt sei Gott, daß es nichts Schlimmeres ist! Wie hast

du mich erschreckt, lieber Mann! Mich und das unschuldige Kind!

Wer hat diese Blätter beschrieben? forschte er weiter, indem er das Heft zwischen ihnen zu Boden warf.

Sie sah ihn wieder befremdet an. Ich denke, die Handschrift ist dir bekannt, erwiderete sie ruhig. Hast du nicht manches Brieflein empfangen, das dieselbe Hand dir geschrieben hatte? Naimon, ich beschwöre dich, was hat dich angewandelt? Nun ja, es war ein mitsiges Spiel, das ich trieb, mir die Weile zu kürzen, und es sind wertlose Verse. Eine gute Hausfrau, wenn sie auch in ihren Mädhentagen die Dichterin hieß, sollte keine Zeit verderben mit Künsten, die sie nur halb gelernt hat. Aber sieh dich um im Hause und betrachte unser Kind und frage im Felde nach, ob ich wirklich über diesem armen Steinwerk etwas versäumt habe von meinen Pflichten, und wenn dein Bruder zurückkehrt, forsch' auch bei ihm, ob er glaubt —

Es war, als höre er nicht, was sie sagte. Seine Blicke bohrten sich in die offenen Blätter, die ihm zu Füßen lagen.

An wen sind diese Lieder gedichtet und gesandt worden? Antwort mir, doch hülte dich zu lügen.

Lügen, Naimon? — und eine dunkle Röte stieg ihr in die Wangen. Es wäre meine erste Lüge gegen dich. Und warum sollte ich mein Herz verleugnen, daß aus diesen ungeschickten Zeilen spricht? Ich weiß, daß es lächerlich erscheinen mag, wenn eine einsame Frau die Sprache höfischer Sänger nachstammt, deine Sprache, Naimon. Verzeih, wenn ich etwas getan habe, was deinen Unwillen erregt. Nie will ich es wieder tun, an dir ist es, mir alle Lust und Versuchung dazu für immer zu entziehen, daß ich einer solchen törichten Trösteinsamkeit nie mehr bedarf. Aber wenn du keinen anderen Fehler je an mir erfindest, als daß ich meine sehnslüchtigen Gedanken an dich in Reime gebracht habe —

An mich! lachte er ingrimig. Er blickte sich rasch, hob das Heft wieder vom Boden, und indem er die letzte Seite ihr dicht vor's Gesicht hielt, knirschte er: An mich! Hat mein Haar sich verwandelt, seit ich von dir ging? Willst du,

daß ich einen Maler rufen lasse, der sich auf Farben versteht und mir ein Zeugnis ausstellt, daß ich nicht dazu angetan bin, dein blonder Freund zu heißen? Antworte! — sprich! — was verstummt du? Nun, ich will dir Zeit lassen, ein Märchen auszusinnen. Sie nannten dich nicht umsonst die Dichterin.

Er warf das Heft auf den Tisch und tat einen Schritt von ihr weg, dem Fenster zu. Die Sonne war indessen untergegangen, das weite Land draußen lag totenstill in der ersten grauen Dämmerung; eine Fledermaus flatterte herein, schwirrte ängstlich unter der niederen Decke hin und her und huschte endlich pfeifend wieder hinaus.

Raimon wandte sich um, er sah seine Frau regungslos mitten in der Kammer stehen, ihr feines Gesicht war ein wenig bleicher als sonst, ihre Augen, von einem feuchten Flor verschleiert, sahen still gegen den weißen Abendhimmel.

Nun? sagte er. Hast du dich besonnen?

Ich sinne noch immer, erwiderte sie langsam. Ich sinne darüber nach, warum du mir diese großen Schmerzen machst. Du liebst mich nicht mehr, Raimon. Du willst mir wehtun, darum bist du hergekommen. Was dein Herz so verwandelt hat — ich weiß es nicht, doch ahnt mir, ein Weib müsse im Spiele sein. Ich könnte mich hinter meine Frauenehre verschanzen und dir sagen: verkenne mich, wenn du es übers Herz bringst! Aber ich bin keine höfische Dame, die weiß, mit welchen Künsten man euch fesselt und betrügt. Ich bin selbst so töricht, daß ich dir Wahrheit gebe, auch wo sie nicht wahr erscheinen wird, statt eine kluge Illusrede zu ersinnen, wie eine „Dichterin“ wohl könnte. Denn du hast mich schon einmal im Verdacht der Lüge gehabt und sollst nicht recht damit behalten, selbst auf die Gefahr, daß du meinem redlichen Worte nicht glaubst. Freilich aber klingt es nach einem Märchen, daß ich einen blonden Bruder habe, der seit Jahren verschollen war, als du um mich warbst. Nun ist er plötzlich wieder aufgetaucht — er hat sein Glück gemacht in fernen Ländern mit der Handelschaft — von Mailand aus hat er mir einen Boten geschickt, daß er unterwegs sei nach Carcassonne, — es war die letzte irdische Freude, die mein armer Vater —

Genug! unterbrach er sie heftig. Er mußte sich Gewalt antun, sich von der schlichten Kraft der Wahrheit, die aus ihrer Stimme sprach, nicht überwinden zu lassen. Aber daß er beschämt vor ihr stand, seines argen Vorsahes sich bewußt, machte ihn taub gegen alle Warnungen seines guten Geistes.

Ein Bruder! höhnte er; ich wünsche dir Glück zu diesem blonden Freunde, der jetzt deine Witwenschaft dir erleichtern und deine einsamen Stunden trösten wird, denn wir zwei haben hinfert nichts mehr miteinander gemein. An einem Troubadour ist es genug in einem Hause, und deine Lehrzeit bei mir hast du so gut benutzt, daß du nun ohne mich die „fröhliche Kunst“ betreiben kannst. Ich werde dafür sorgen, daß du keine Not leidest, die Hälfte von allem, was ich besitze, soll dir verbleiben. Wenn du auf Miraval ferner zu hausen wünschest und Gaucelm deinen blonden Freund dulden will, so geschehe nach deinem Willen. Ich werde den Staub der Heimat von meinen Schuhen schütteln und nie wieder zurückkehren. Und somit lebe wohl — und ich wünsche dir, daß es nicht lange dauere, bis „Lust und Lachen“ wieder bei dir einzieht! —

Er wollte an ihr vorbei zur Tür hinaus, sie aber vertrat ihm den Weg mit einer so hoheitsvollen Gebärde, daß er ihren Blick nicht ertragen konnte.

Bleibt! sagte sie mit einem herben Ton, den er nie von ihr gehört. Ihr seid der Herr von Miraval, und wenn Ihr Grund zu haben glaubt, Euer getreues Weib zu verstossen, so ist es an diesem, aus Eurem Hause hinwegzugehen. Nichts von allem, was ich als Burgfrau besessen und hinzuerworben, nehme ich in mein einsames Leben mit, als mein gutes Gewissen und mein liebes Kind, das ihr nicht einmal eines Blickes wert gehalten. Sorgt nicht darum, Herr Alainon, wie ich es erhalten und aufzischen werde. Sorgt um Euch und Euer Frieden, der, wie mir ahnt, schwer gefährdet ist. Denn wenn es einen gerechten Richter über den Sternen gibt — nein, kein Wort mehr zwischen uns! Gott sei mit Euch und — mit mir!

Sie wankte, da sie die letzten Worte mühsam hervorstieß. Als sie aber sah, daß er hinzutreten und ihre Hand ergreifen wollte, nahm sie ihre letzte Kraft zusammen und schritt mit einem Blick des Grams, der ihn in die Seele traf, über die Schwelle.

Er fühlte einen jähnen Trieb, ihr nachzustürzen, sie zurückzuholen, alles zu widerrufen, was er in seiner wahnwitzigen Selbstverhärtung ihr gesagt hatte. Über eine zwiefache Scham, vor ihr als ein jammervoller Schächer dazustehen und den Hohn jener schönen Schlange, die ihn umstrickt hatte, herauszufordern, bannte ihn fest an die Stelle, wo sie ihn verlassen hatte. Im Hause blieb alles still. Nur einmal hörte er das Stimmenchen des Kindes von fern, das irgend eine Frage tat, aber sofort beschwichtigt wurde. Er empfand plötzlich ein großes Verlangen, den lockigen Kopf der Kleinen zwischen seine Hände zu nehmen und die großen Augen, die ihn so vorwurfsvoll angestrahlt, recht mit Muße zu betrachten. Dann hörte er drunter im Hof den Hufschlag eines Pferdes, und in der Meinung, sein Bruder kehre zurück, trat er rasch ans Fenster. Da sah er unten einen alten Ackergaul mit einem schlechten Sattel versehen, der eben aus dem Stall geführt worden war. Einige vom Gesinde standen herum, sie mußten aber nicht wissen, was geschehen sollte, denn keines zeigte eine verwandelte Miene, weder der Trauer noch des Staunens, als Frau Gaudairença das Pferd bestieg und die Kleine zu sich hinaufheben ließ, wo sie ihr einen bequemen Platz vorn am Sattelknauf zurechtmachte. Es schien sich um nichts Größeres zu handeln als um einen Mitt in der Abendkühle auf die Felder hinaus, auch wurde keinerlei Gepäck dem Klepper aufgebunden. Gelassen zurückwinkend, als werde sie bald wiederlehren, ritt die Herrin durch das hohe Tor, und als der Hufschlag über die Zugbrücke klaperte, fehrten Knechte und Mägde ins Haus zurück; nur der Mann oben am Fenster stierte unverwandt der Reiterin und ihrer kleinen Gefährtin nach, bis sie im Schatten des nahen Waldes verschwunden waren.

Dann tat er einen tiefen Seufzer, der fast wie das Stöhnen

eines zu Tode Verwundeten Gang. In wilder Flucht jagten ihm die Gedanken durch das Hirn, er war in den Sessel niedergesunken, wo sein verstoßenes Weib zu sitzen und wohl manchen Tag hinauszuspähen pflegte, ob immer noch ihr Glück nicht wieder auftauchen und die alte Straße daherziehen wollte. Aber der Zauber über ihr wirkte noch so stark, daß er den dumpfen Unmut über sein eigenes Vertragen bald genug abschüttelte. Sie hat es hingenommen, sagte er bei sich selbst, als käm' es ihr wahrlich eher erwünscht als unlieb. Im stillen mag sie frohlockt haben, so leichten Kaufs davongekommen zu sein. Das Märchen, traum, war so ungeschickt ersonnen, und hätt' ich sie schärfer verhört, sie wäre mit Schimpf und Schmach bestanden. Nun mag es so gut sein. Ich neide ihr wahrlich ihre Freuden nicht, möge sie mir die meinen lassen, uns beiden ist dann geholfen. Nur das Kind — aber wer weiß, ob nicht auch das — woher nahm es sein blondes Haar? O Schlangenlist der Weiber! Und ich, der ich drauf und dran war, mich anzuklagen, daß ich zu hart an ihr getan! — —

So wogte es in ihm auf und ab. Der alte Burgpfleger pochte endlich an die Tür und fragte, ob er dem Herrn einen Trunk Wein heraufbringen solle, bis die Herrin zurückkehre zum Nachtmahl. Raimon schüttelte finster das Haupt. Er befahl, sein Pferd wieder zu satteln und vorzuführen, er könne diese Nacht nicht da bleiben. Er fürchtete, keine Ruhe zu finden unter diesem Dach, aus welchem Glück und Ehre geflohen, zumal seinem Bruder scheute er sich wieder unter die Augen zu treten. So trug er dem Alten einen Gruß an Herrn Gaucelin auf und ritt unter dem Kopfschütteln, Staunen und Staunen des ganzen Gefindes davon, in die mond- und sternenlose Nacht hinein.

---

Erst da die Mitternacht vorüber war, mahnte ihn der lahme Gang seines Tieres, daß es wohl Zeit zu rasten wäre. Er hielt bei einem Hirtenhaus am Wege an, klopfte den Besitzer heraus, ließ dem Pferde einen Armvoll Futter vorwerfen und streckte sich am Herde auf ein unsanftes Lager, das der Mann

ihm in der Eile bereitet hatte. Doch fand er erst gegen Morgen ein wenig Schlaf. Wie er dann auf dem ausgeruhten Gaul in den frischen Morgen hineinsprengte, suchte er sich einzureden: was ihn gestern gebrüllt und geängstigt hatte, sei wie nächtliche Schwäden vom reisen Korn in der Sonne von ihm weggeweht. Er bemühte sich, das Glück sich vorzustellen, das seiner wartete. Es war aber seltsam, daß vor das glatte, lächelnde Antlitz der schönen Albigenserin alshald sich das stille Gesicht der Verstoßenen stellte, das ihn mit dunklem Blick warnend und trauernd ansah. Im Lauf der Stunden indessen stumpfte sich der Stachel dieses Unmuts ein wenig ab. Er fand allerlei weise Beschönigungen für sein häßliches Tun. Wer ein frakes Glied sich habe vom Leibe abtrennen müssen, spüre freilich den Schmerz noch am gesunden Fleisch. Er habe dieser Frau ein paar gute Jahre, die sie ihm beschert, zur Genüge gedankt. Wenn sie jetzt einander fern blieben, habe er ihr nicht das Kind unbestritten überlassen? Auch das rechnete er sich nun zu einem großmütigen Verdienst. Und dann, sie sei jung und noch in ihrer Blüte. Es werde ihr an einem neuen Gatten nicht fehlen, ob es nun der blonde Freund sei, Herr Gaucelm oder irgend ein anderer.

Mit solchen spinnwebdlinnen Betrachtungen stellte er notdürftig die blutende Wunde seines Gewissens. Die nächste Nacht schlief er tief und sanft, und als er am zweiten Tage sich dem Schloß Ermengardes näherte, konnte er wieder aus so lecken, leuchtenden Augen um sich blicken, wie nur je ein Bräutigam dem Hochzeitshause entgegengesah.

Es war später Abend geworden, als er Castres erreichte. Das Witwenschlößchen lag so von waldfigen Wipfeln versteckt, daß er es erst sehen konnte, als er nur einen Speerwurf vom Tor entfernt war. Da aber erstaunte er und erschrak fast und hielt die Bügel an, um seiner bangen Überraschung Herr zu werden. Aus allen Fenstern schimmerten ihm Lichter entgegen, und der Schall von Flöten und Geigen wehte tanzlustig zu ihm herüber. Sie hatte ihm freilich gelobt, wenn er wiederkehre, werde hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden. Wie aber konnte sie Tag und Stunde so pünktlich vorauswissen? Er hatte ihr keinen Boten gesandt. Daß sein widriges Geschäft zu

Hause so rasch und glatt sich werde abtun lassen, er selbst hatte es nicht zu glauben gewagt.

Nachdenklich und zögernd ritt er in den Burghof ein. Das Tor war unverschlossen, auch der Pförtner schien der hochzeitlichen Musik nachgeschlichen zu sein und für verspätete Gäste den Eutritt offen gelassen zu haben. Nur ein uraltes Weib, das für keine Arbeit taugte und hulstelnd neben der Hundehütte lauerte, fuhr in die Höhe, da es den reisigen Herrn erblickte, und humpelte am Stecken herbei, ihn zu bewillkommen.

„Ihr habt auf Euch warten lassen, Herr Naimon von Mira-val, rief sie ihm zu, während er sich aus dem Sattel schwang. Aber das Beste habt Ihr noch nicht versäumt. Sie gehen eben zu Tische, dann beginnt der Neigen. Wo bleibt unser Herr Naimon? hab' ich den Bräutigam selber sagen hören, als er heut früh am Hochzeitsmorgen mit seiner schönen Braut über den Hof schritt, sich draußen im Walde zu ergehen, eh' sie zur Trauung sich fertig machen. Und Frau Ermengarde: Er hat Geschäfte zu Hause! — und lachte dabei. Aber seid ohne Sorgen, sagte sie, er bleibt nicht aus, und zu spät kommt er ja auf jeden Fall. Und da neigte sich Herr Olivier zu ihr herab und küsste sie auf die Augen, und sie lachten beide — ein schöneres Paar haben meine alten Augen nie gesehen. Nun werdet Ihr Freude machen, wenn Ihr plötzlich in den Saal tretet und ihnen ein Hochzeitslied singt. Ihr habt doch eins mitgebracht?

Kein Wort kam von den Lippen des bleichen Mannes, der wie in einem bösen Traum die Augen auf die hellen Fenster gerichtet hielt. Er hatte die eine Faust aufs Herz gepreßt, als fürchte er, es springe ihm in Stücke. Mit der andern hielt er den Sattelknauf umkrampft, er lehnte an dem starken Pferde, seine Kniee drohten einzuknicken. Endlich warf er der Alten den Zügel zu und bedeutete ihr mit einer stummen Gebärde, ihm das Tier zu halten, bis er wiederkomme.

Er schritt aber nicht nach dem Haupteingang. Ein Seiten-pförtchen führte zu dem Gemach, das er hier manche Woche lang bewohnt hatte. Da stürmte er die Stufen hinauf und trat in seine Kammer, wo alles lag und stand, wie er es verlassen.

Er wählte in wahnspinner Haßt in einer Trühe, die neben seinem Bett stand. Als er das Schwert, das er gesucht, endlich hervorzog und die scharfe Klinge aus der Scheide riß, überkam ihn plötzlich der ganze höhnische Jammer seiner Lage. Was sollte es ihm frommen, wenn er jetzt in die Hochzeitshalle stürmte und den glücklichen Rivalen, der ihm die Braut geraubt, oder das arglistige Weib, das ihn so schändlich betrogen, vor allen Gästen niederkriß? Gewann er sich damit sein verschierztes Glück, seinen zerstörten Seelenfrieden zurück? Konnte er den Schimpf, den er seinem edlen Weibe angetan, mit diesem Blute wegwaschen, oder auch nur eine der Tränen aufwiegeln, die Gaudairence um ihn geweint?

Er sank auf das Lager und drückte das Gesicht gegen das Kissen, die Ströme der Wut und Scham, die ihm aus den Augen brachen, zurückzudämmen. So lag er eine geraume Zeit, dann glaubte er Schritte zu vernehmen, und die Angst, einem Zeugen seiner Schmach ins Gesicht sehen zu müssen, riß ihn endlich in die Höhe. Das Schwert glühte er um, von den andern Sachen nahm er nichts an sich. So schllich er die Wendelstufen wieder hinab, ohne irgend jemand zu begegnen, und fand unten noch die Alte, wie er sie verlassen hatte. Mit schweren Drohungen schärzte er ihr ein, gegen niemand verlauten zu lassen, daß sie ihn gesehen. Die Alte gelobte es unter hohen Beteuerungen und steckte das Goldstück, das er ihr zuwarf, eifertig ein. Deine Seele soll in ewigem Höllenfeuer brennen, wie die der schwärzesten Hexe, wo du schwatzest! rief er ihr noch zu, als er schon im Sattel saß und dem milden Tiere die Sporen gab. Sie hob ihre Schwurfinger auf und legte die andere dürre Hand auf ihre Brust. Er aber war schon aus dem Tor und ritt wie von Nachgeistern gejagt ziellos in die weite Welt.

---

So blieb er verschollen über Jahr und Tag. Die Kunde verbreitete sich, Herr Raimon von Miraval habe sich in Marseille eingeschifft; man erfuhr aber nicht, wohin, ob nach dem heiligen Grabe zu einer Bussfahrt, oder um ein Land zu suchen, wo man seine Geschichte nicht wisse, und wo die Frauen sich

gegen edle Sänger holder und redlicher erzeugten. Denn trotz ihres Gelöbnisses hatte die Alte, als sie ihn für immer entfernt glaubte, sein spätes Erscheinen im Hochzeitshause ausgeplaudert, und Herr Olivier, im schadenfrohen Übermut, kein Geheimnis seinen guten Freunden daraus gemacht, mit welch feingestricktem Netz seine schöne Frau den gelüstigen Vogel betört hatte. Darüber war ein großes Hohngelächter erschollen; noch bitterer jedoch und erbarmungsloser klang die Rede, die wegen seiner Verstossung des eigenen Weibes durch die Provence lief. Herr Gaucelm nämlich, als er seine teure Schwägerin samt dem Nichtchen vermisst und endlich in Carcassonne wieder aufgefunden hatte und von ihr hörte, um wie nichtiger Vorwände willen ihr Gatte sich von ihr geschieden, schonte den eigenen Bruder nicht, und bald erzählte man sich in der ganzen Gegend, daß die Dichterin von Carcassonne von ihrem Gemahl aus dem Hause getrieben worden sei, weil er sie auf heimlichem Dichten ergrapt und ihre schöne Kunst ihr zum Verbrechen gemacht habe. Da ihm nun seit lange seine Brüder in Apoll aufsässig und neidig waren, weil er es ihnen vielfach an schönen Stichen und zierlichen Gedanken zuvortat, ergriffen sie mit Begierde diese treffliche Gelegenheit, ihr Mätschen an ihm zu fühlen. Mehr als ein Spott- und Trutzgedicht ging von Hand zu Hand, das ihn aufs heftigste anklagte wegen dieses groben Verstosses gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie. Vor allem ward ein Sirventes von Peire Duran herumgetragen, daß von Hohn und Vorwürfen überflossen, und bis an den Hof seines alten Gönners, des Königs von Aragon, schallte das Mügegeschrei, also daß auch ein spanischer Troubadour, Uc von Mataplana, der einen alten Span mit ihm hatte, die Sache Gaudairecas mit Eifer ergriff und auf den blöden Toren, der ein artiges Weib um ihrer Gaben und Künste willen — vielleicht aus Neid und Eifersucht — verstossen, die Nachte des Himmels und die Verachtung der Welt herabbeschwor.

Was dem Verfemten und Geächteten von all diesen gereimten Bannslichten zu Ohren kam, ist nie bekannt geworden. Man weiß überhaupt nicht genau, in welchem Schlupfwinkel der schwergetroffene Mann seine Dual verborgen hat; doch ist

es das Wahrscheinlichste, daß er, nachdem er einige Zeit in wilden Gebirgstälern umhergeirrt, — wohl oft mit dem Vorwurf ringend, sein verlorenes Leben in irgend einem tiefen Abgrund zur Ruhe zu bringen, — als die Wunde ein wenig zu vernarben begann, sich in ein Kloster geflüchtet und dort, in harten Bußübungen und Kasteiungen seines Leibes, Sühne der schweren Schuld zu erlangen gesucht habe. Die erste Nachricht wenigstens, die ihn uns wieder nahe bringt, zeigt ihn im Mönchsgewande mit geschorenem Haupt und tief über die Brust herabhängendem Bart, die Wangen so vom Fasten abgezehrt und die Augen so schau in ihre Höhlen gesunken, daß, als er eines Abends durch das Tor von Carcassonne schritt, niemand in dem bleichen, schäbigen Rittenträger den ritterlichen Sänger wieder erkannt hätte, der einst hoch zu Rossen neben seinem gräflichen Gönner hier eingeritten war.

Auch schritt er, als ob er dieser Welt nicht mehr angehöre, ohne weder rechts noch links zu schauen tiefstinnig vor sich hin, keinen Gruß erwidern, den etwa eine fromme Bürgerin oder ein Kind ihm darbot. Als er aber zu dem Schwertfegerhause kam, an welchem der Rosenstrauch freilich, da es Spätherbst war, nicht mehr mit roten Blumen ihn anlachte, hielt er an und stellte sich steif wie eine Schildwache neben den Torpfosten des gegenüberliegenden Hauses. Wieder stand das Fenster offen. Er konnte aber, da es dunkel war, nicht erkennen, wer drinnen war und von wem die zarten Geigentöne ausgingen, die ihm die Seele so wunderlich bewegten. Es war eine unschuldig süße Volksweise, die ihm aber lieblicher deuchte, als die künstlichste Spielmannsmusik. Er lehnte das Haupt in der Kapuze zurück gegen den kühlen Stein und schloß eine Weile die Augen. Ihm war, als höre er sein verlorenes Glück von drüben herüberlocken und ihn wehmüdig anrufen. Als er endlich wieder aufblickte, war das Zimmerchen drüben erleuchtet. Ein kleines Mädchen stand am Tische, auf welchem ein Notenblatt lag. Es hatte eine halbwüchsige Viola im Arm und führte den leichten Bogen auf und ab mit großer Behendigkeit, und die blonden Härchen fielen ihm frei auf den Steg und das braune Holz herab, daß der Bogen zuweilen sich in die Löckchen

verirrte, worauf die Spielerin dann den Kopf zurückwarf und in der Melodie ein kleiner Anstoß entstand. Ihr gegenüber am Tische saß eine schöne, ernsthafte Frau mit einer Näharbeit, und nach einer Weile fing sie an, das Geigenpiel mit leisem Gesang zu begleiten, während ein schlanker Mann, dessen starles blondes Haar rund überm Nacken und über der Stirne abgeschnitten war, hinter dem Tische auf und nieder ging und mit einer Papierrolle facht den Tatt schlug. Es war eine richtige Geigenlektion, die der blonde Mann in der Kutte drüben beaufsichtete, und Spiel und Gesang hielten ihn so fest an diese Stelle, daß er sich nicht eher rührte, als bis das Mägglein die letzte Kadenz gespielt hatte und nun das Instrument in einen Kasten schloß, der auf dem Tische stand. Die Mutter sagte ihm ein Wort. Da ging es zu dem blonden Lehrmeister hin, der es unter die Arme fasste, zu sich hinaufhob und auf die Stirn küßte. Darauf erhob sich auch die Mutter, nahm die Hand des Kindes und führte es hinaus, wohl um es zu Bett zu bringen.

Ein altes Mütterchen kam des Weges, das erschrocken ein wenig, als aus dem Schatten der Haustür eine Mönchsgestalt sie antrat und mit dumpfer, von langem Schweigen heiserer Stimme sie fragte, wer da drüben wohne.

Die Alte maß den Fragenden mit einem verwunderten Blick. Ob er denn nicht wisse, daß dies das Haus der Frau Gaudairença sei, die man die Dichterin nenne? Sie habe freilich kein Glück durch ihre schönen Verse erlangt, vielmehr das schwerste Unglück, daß einer guten Frau begegnen könne, da ihr Gatte sie um ihrer Kunst willen, auf die er neidisch gewesen, verstoßen habe. Denn er habe gesagt, an einem Troubadour sei es genug in einem Hause. Nun lebe sie hier ihre stillen Tage, den Mann aber habe die Strafe des Himmels ereilt, und er dulde sich nirgends mehr blicken lassen.

Und der andere? brach es mühsam von den Lippen des Vermummten, der mit dem blonden Haar?

Das ist der Bruder der wackeren jungen Frau, der hat sie zu sich genommen und sorgt, daß es ihr und ihrem Linde an nichts fehlt, da er reich geworden ist auf seinen Handelsfahrten. Er ist noch immer so erboxt auf den Herrn von Miraval, daß

er geschworen hat, er solle es mit dem Leben büßen, was er seiner Schwester getan, wenn er ihm je vor die Augen trete. Den aber haben wohl längst die Wölfe im Gebirge zerrissen, und es war immerhin schade um ihn, daß er ein großer Sänger war; aber Gott sieht nicht auf die Kunst, sondern auf das Gemüth, und wenn er ein elendes Ende genommen, ist ihm Recht geschehen. Christ sei seiner armen Seele gnädig!

Die Alte schlug ein Kreuz und setzte ihren Weg fort. Der in der Kutte aber stand noch eine Weile und starrte das Häuschen an. Als das Licht darin erlosch, verschwand auch er.

Um andern Morgen aber, als die guten Bürger von Carcassonne zur Messe gingen, da ein Sonntag war, sah man unter den Klippen und Bettelleuten, die eine lebendige Hölle dem Münster Unserer lieben Frauen bildeten, eine hohe Gestalt in einer braunen Kutte, die so tief in die Stirn gezogen war, daß kaum die Augen darunter hervorleuchteten. Diese Augen musterten scharf die andächtige Menge, die in die Pforte hineinströmte und der fremden Gestalt nicht achtete. Endlich kam eine schöne Frau in schlichtem, aber anständigem Kleide, das Messbuch in der einen Hand, an der andern ein Glücksferchen fühlend, das nicht über sechs Jahr sein konnte, ein munteres schlankes Ding, mit so schwarzen Augen, wie die Mutter hatte, nur daß die des Kindes beständig hin und her funkelten und alles neugierig betrachteten, was in ihren Kreis trat. An der andern Seite der Frau schritt ein stattlicher Mann noch in jugendlichen Jahren, reich, aber ohne Brunk gekleidet, die Züge seines Gesichts dem seiner Begleiterin so ähnlich, daß ihre Geschwisterschaft unverkennbar war. Wie nun diese drei dem fremden Mönch nahe kamen, stieß die Kleine ihre Mutter heimlich an, wie wenn sie etwas Spülhaftes sähe. Da hob die Frau, die ruhig zu Boden geblickt hatte, ihre Augen auf und spähte nach dem Fremden, und plötzlich erblasste sie, ihre Hand, die das Bischlein hielt, zitterte, ihr Fuß stockte einen Augenblick. Als aber ihr Bruder fragte, was ihr sei, schüttelte sie hastig den Kopf, zog das Kind näher an sich und eilte mit rascheren Schritten an der Erscheinung vorüber in die offene Kirche hinein, auch auf der Schwelle keinen Blick zurücksendend.

Herr Naimon wartete draußen auf derselben Stelle, bis das Amt vorüber war. Als aber die Gemeinde wieder herauswollte, suchten seine Augen vergebens nach den drei Gestalten. Er trat endlich ins Innere der Kirche, ob sie hier etwa noch verjögen, von irgend einer besonderen Andacht festgehalten. Er fand aber niemand, als ein paar uralte Kirchenschläferinnen, und mußte sich sagen, daß sie das Münster wohl längst durch eine Seitenpforte verlassen haben würden.

Er wußte nun, daß er nichts zu hoffen hatte. Auch hatte er an der festen und fühligen Miene des Bruders wohl abnehmen können, daß dessen Drohung nicht in den Wind geredet war. Gleichwohl zog es ihn am Nachmittag nach jenem Gartenzaun, an welchem er zuerst ein holdes Wort von seiner verlorenen Liebsten empfangen hatte. Es wäre ihm fast erwünscht gewesen, dem Bruder zu begegnen, daß dieser sein Wort wahr machen und ihn des elenden Lebens überheben könnte. Er spähte aber lange umsonst in das Gärtnchen hinein, in welchem jetzt keine Sommerblüte mehr an den Zweigen hing, gelbe Blätter die Pfade überrieselt hatten und nur das immergrüne Lorbeer- und Granatlaub dunkel zwischen den fahlen Beeten stand.

Auf einmal öffnete sich die Tür, die aus dem Hause in den Garten führte, und das Kind trat heraus, in einem sauberen Hausröcklein, die Haare in zwei Flechten um das schlanke Köpfchen gewunden. Sie hatte ein Gießkännchen in der Hand, das sie aus dem fließenden Brunnen füllte, um ein paar Beete zu begießen, auf denen irgend ein spätblühendes Gewächs angepflanzt war. Bierlich wie eine Bachstelze ging sie die schmalen Pfade hin und her, das Kleid mit der Hand aufnehmend, um es nicht zu benetzen. Als sie in die Nähe des Zaunes kam, wo Naimon herüberspähte, erblickte sie plötzlich die dunkle Gestalt und ließ erschrocken das Gefäß fallen. Er aber machte ihr ein bittendes Zeichen, daß sie nicht schreien und davonlaufen sollte, und hob eine kleine goldene Kette mit einem Kreuzchen, die er auf alle Fälle zu sich gesteckt hatte, in die Höhe. Die Kleine begriff, daß der Fremde nichts Böses im Sinne haben konnte, und als er sie immer freundlicher heranwinkte, tat sie endlich ein paar zögernde Schritte ihm entgegen.

Konstanze, hörte sie ihn rufen, warum fürchtest du dich vor mir? Ich bringe dir einen Gruß von deinem Vater, und das Kettlein sollst du zu seinem Andenken tragen. Komm, daß ich es dir selber umhänge, und wenn du ein liebes Kind bist, gib mir dafür einen Zweig von jenem Granatstrauch, daß dein Vater ihn sich aufheben mag als etwas, das von seinem geliebten Kinde kommt.

Mein Vater? erwiderte die Kleine mit einem ernsthaften Zug um die feinen Brauen. Ich habe keinen Vater mehr. Er ist gestorben, nachdem er meiner Mutter sehr weh getan. Wer aber seid Ihr, daß Ihr so von ihm sprecht? Ich sah Euch schon heute früh vor der Kirche. Die Mutter erschraf sehr, da sie Euch bemerkte.

Sage deiner Mutter, erwiderte er — da wurde ihm das Wort am Munde durchgeschnitten. In der Tür des Hauses erschien Gaudairenca, sie warf nur einen einzigen Blick über das Gärtchen, gleich darauf hörte man sie den Namen des Kindes rufen, scharf und laut, doch ohne daß sie selbst sich von der Stelle rührte.

Es darf nicht sein! flüsterte die Kleine, indem sie sich eilig umwandte. Ich darf Eure schöne Kette nicht annehmen — ich nehme von keinem Fremden etwas — was mir der Oheim nicht gibt, darf ich nicht tragen — lebt wohl! — Damit huschte sie von ihm fort, ergriff ihr Gießkännchen und flog auf die Mutter zu, die beide Arme um sie schläng, wie wenn sie dies kleine Leben vor einer großen Gefahr zu schützen hätte. Dann traten die zwei ins Haus, und der ausgestoßene Flüchtling draußen am Baum zog die Kette tief über das Gesicht, daß niemand sehen sollte, wie die Tränen ihm über die eingesunkenen Wangen strömten.

---

Er ward in Carcassonne nicht mehr gesehen. Es währte aber nicht lange, so ging durch die ganze Stadt das Gerücht, Herr Raimon von Miraval sei von den Toten auferstanden und in Toulouse am Hofe seines brüderlichen Gönners, des Grafen Raimon VI., erschienen, um diesem in seinen kriegerischen Nöten beizustehen.

Zu jener Zeit nämlich war die wilde Fehde zwischen der päpstlichen Macht und den von ihr gefürchteten Fürsten und Grafen entbrannt, die nach der Landschaft Albigois, in welcher die neuen Lehren zuerst gepredigt worden waren, der Albigenserkrieg genannt wird. Das zuchtlose Leben der Geistlichen und allerlei Missbräuche der römischen Kirche hatten einen gärenden Unwillen erzeugt, der zumal in den Städten und Schlössern der Provence immer lauter und heftiger nach einer Reinigung der katholischen Lehre und Abstellung der Ungernisse verlangte. Die gelinberen Mittel, die Papst Innocenz III. zur Beilegung des gefährlichen Zwistes versuchte, Absendung von Legaten und Mahnbriefe, Gegenpredigten und öffentliche Religionsgespräche, erwiesen sich ohnmächtig; da befahl er, den Kreuzzug gegen die Reyer zu predigen, deren Bändigung und Ausrottung ein eben so verdienstliches Werk sei, als der Kampf um das heilige Grab, und da es nicht an mächtigen Herren fehlte, denen der geistliche Vorwand gelegen kam, im Trüben fischend ihre sehr weltlichen Absichten durchzusehen, waren die gesegneten Fluren Aquitanien bald der Schauplatz erbarmungsloser Kämpfe, die mehrere Jahre von beiden Seiten mit der ganzen Hölle und Blutgier eines Glaubenskrieges geführt wurden.

Der mächtigste Vorlämpfer für die Partei der Abtrünnigen war Graf Raimon von Toulouse. Ihn hatte gleich zu Anfang der Bannfluch der Kirche getroffen, und der gewaltigste Kriegermann jener Zeit, Graf Simon von Montfort, zog, nachdem er das Gebiet des Bizzgrafen von Carcassonne verheert und die wohlbefestigte Stadt mit Sturm genommen, gegen Toulouse, um das Strafgericht der Kirche auch an dem streitbaren Haupt der fehlerischen Seite zu vollziehen.

Bei diesem war, sobald der Kirchenbann über ihn ausgesprochen worden, ein bleicher Mann mit geschorenem Haupt und langem Bart erschienen, in einer schlichten Waffenrüstung auf einem Maultier reitend, und hatte sich vor ihn hingestellt mit der Frage, ob Graf Raimon einen Kriegermann brauchen könne. Die Stimme deutete diesem bekannt. Es währte aber lange, bis er in dem abgezehrten Gesicht des Fragenden die Blüte seines alten Freundes und dichterischen Genossen wieder-

fand. Die Zeit war zu ernst, um alter Torheiten und Sünden zu gedenken, und der Dichter sorgte dafür, daß niemand, auch nicht im Übermut der Weinlaune, ihm an die alte Wunde röhren möchte. Er focht mit so wilder Tapferkeit, daß nicht nur der Graf, der ihn um seiner Treue willen hoch hielt, sondern alle anderen Herren und Barone sich eingestanden, kein höfischer Mann habe jemals die Verirrungen seiner Jugend manhaft gesühnt. Nur Raimon selbst blieb düster und freudlos, wie zuvor. Ein einziger Wunsch schien ihn zu beseelen, daß er mit dem Schwert in der Hand den Tod finden möchte. Immer entging er dem Getilmmel wie durch ein Wunder unversehrt oder nur mit geringer Verwundung.

Und nicht nur mit den Waffen stand er für den Freund ein. In leidenschaftlichen Rügeliedern rief er die benachbarten Fürsten und Ritter auf, sich zu den Vorkämpfern für die reine Lehre zu gesellen, und schürte mit dem Hauch seiner Verse die Flammen, die von allen Seiten aufloderten. Eines seiner Sirventese mahnte Petrus von Aragon, der mit einer Schwester des Grafen von Toulouse verheiratet war, seiner Verwandtenpflicht zu gedenken und dem bedrängten Schwager zu Hilfe zu ziehen. Und Petrus ließ ein starkes Heer über die Pyrenäen vordringen und erschien selbst in Toulouse, sich öffentlich los sagend von Rom. Einen Augenblick lebten die Hoffnungen der Albigenser auf. Aber die Schlacht von Muret (1213) schlug sie grausam nieder. Die letzten Streitkräfte der Albigenser wurden zugleich mit dem spanischen Hilfsheer vernichtet oder zerstreut, der König selbst fand seinen Tod. Graf Raimon flüchtete mit genauer Not über Gebirge nach Aragon zu seiner Schwester; die Sache, die er verfochten hatte, lag unheilbar getroffen daneben, um sich nie wieder aufzurichten.

Aus vielen Wunden blutend war Raimon von Miraval dem grimmen Sieger in die Hände gefallen. Der führte ihn samt anderen Gefangenen mit sich fort, und da er in dem eroberten Toulouse zunächst seinen Sitz aufschlug, ließ er den Dichter in den Turm des Schlosses werfen, ihn aussparend für ein feierliches Hochgericht, bei welchem die vornehmsten Rezehäupter fallen sollten, sobald der päpstliche Sendbote von anderen

Händeln sich abgemügt hätte und Zeuge dieses dem Himmel wohlgefälligen Schauspiels sein könnte.

Ein dumpfes Entsetzen lag über der Provence. Man wußte, daß von dem furchtbaren Gottesfreiter, der in der Magdalenenkirche des erstürmten Beziers siebentausend Menschen verbrannt hatte, keine Gnade zu hoffen war. Hatte doch auch der Abt von Citeaux, als das Morden dort in den Gassen der Stadt kein Ende nahm, auf die Frage, woran man die Unschuldigen von den Reizern unterscheiden sollte, die gelassene Antwort gegeben: Schlägt nur immer tot, der Herr kennt die Seinen!

Und dieser selbe Priester, der aus einem Hirten zum Schlächter der Herde geworden war, erschien nun in Toulouse und wurde von dem furchtbaren Grafen mit großen Ehren empfangen. Die beiden Würgengel hatten ein langes geheimes Gespräch miteinander. Dann traten sie auf den lustigen Alstan des Schlosses hinaus, wo eine Tafel gerichtet war, an der außer ihnen nur einige vornehme Ritter und der Bischof mit zwei seiner vertrauten Diakonen Platz nahmen. Man sah hier weit in die vom Kriege verheerten Lande, über zerstampfte Saatfelber und verbrannte Dörfer hinaus, während nach der anderen Seite der Blick den Turm erreichen konnte, in welchem die Opfer der grausen Fehde ihrem nahen Gericht entgegenschmachteten.

Als aber der edle Wein der Garonne die Herzen selbst dieser finsternen Blutrüchter zu besänftigen anfing, wurde dem Grafen gemeldet, eine Sängerin sei unten im Hofe angelangt und bitte um die Gunst, den Herren ein Lied vortragen zu dürfen. Sie sei von Not und Kummer abgezehrt, aber noch eine schöne Frau, setzte der Diener, der seinen Herrn kannte, leiser hinzu, und ein halbwüchsiges Mädchen begleite sie, das lieblich sei wie ein Engel.

Montfort, ohne erst bei seinen Gästen anzufragen, winkte, daß man die fahrende Frau heraufführe, und gleich darauf trat in Trauerkleidern, das Gesicht mit einem durchsichtigen Flor verhängt, Gaudairena auf den Söller, ihre Tochter Konstanze an der Hand, die ihre Geige schlüchtern unterm Arm trug und den Blick zu dem gefürchteten Kriegshelden nicht zu erheben

wagte. Das Kind war schlank und zart aufgeschossen, in der Tat einem Engel gleich an Gesicht und Gebärde, die Mutter nicht mehr jene blühende Gestalt, die auch nach ihrer Verstossung in der Stadt Carcassonne die Augen aller Fremden auf sich zog; aber das bleiche Antlitz, da sie jetzt den Schleier zurückschlug, lebte mit seiner schmerzlichen Höhe einen umso tieferen Zauber auf alle aus, die am Tische saßen, und aus ihrem schwarzen Auge schlug eine unwiderstehliche Flamme, als sie die Lippen öffnete und zu dem leisen Spiel des Kindes, dem der Bogen freilich in den schmalen Händchen zitterte, die folgenden Strophen sang:

Um Gott, Graf Montfort, hört mich an  
Und neigt Euch gnädig meinem Flehn!  
Er, dessen Thron in Himmelshöhn,  
Dem auch die größten untertan,  
Will den geringsten nicht verschmähn,  
Denn wer vor ihm ist klein und groß?  
Drun denkt des Tags, da nackt und bloß  
Ihr müsst vor seinem Antlitz stehn.

Ihr schwangt Euch auf, ein stolzer Star,  
Dass rauschend Euer Hittich kläng.  
Der scharfen Klauen Macht bezwang,  
Was weit und breit Euch feindlich war.  
Dem lecken Sperber wurde bang,  
Der Falke schreiend slog zu Nest,  
Ihr aber packtet beide fest  
Und wärget Euren stolzen Fang.

Gott hat Euch solche Macht verliehn,  
Dass Euch der Sieg ward überall.  
Beziers, Toulouse kam zu Fall,  
Ihr Troh ist ihnen schlecht gediehn.  
Doch, nun vor Eures Schlachtrüff Schall  
Verstummt der Läste wilde Brut,  
Warum verfolgt mit Rachewut  
Der Adler noch die Nachtigall?

Wohl slog sie mit im dichten Schwarm,  
Die sonst im Walde friedlich schlug,  
Da sie der Sturm ins Freie trug,  
Und weh' ihr Schnäblein — Gott erbarm'!  
Doch ward sie nicht bestraft genug,  
Da Sang und Freiheit sie verlor?

Herr, öffnet ihres Käfigs Tor,  
Und preisen wird man Euch mit Zug.

Simon von Montfort, hört mir zu  
Und nehmt des eignen Helles wahr:  
Nicht ziemt es dem gewalt'gen War,  
Dass er dem Sänger Leidet tu'.  
Durch Gnade mach er's offenbar,  
Dass ihm gebürt das Herrscheramt,  
Und der ihn feindlich erst verdammt,  
Wird ihn nun erhmen immerdar.

Kind, spielse deinen Welchsten Ton,  
Du spielst um deines Vaters Glück,  
Denn sieh, des edlen Grafen Blick  
Erglänzt von Gnad' und Milde schon

Während der letzten Strophe hatte die Stimme sich kaum  
durch die mühsam zurückgedrängten Tränen durchgekämpft. Jetzt  
brachen sie unaufhaltsam vor, die unglückliche Frau warf sich  
vor dem Gewaltherrn nieder und zog das spielende Mägdelein  
mit sich auf die Kniee, so dass das Nitornell auf der Geige von  
einem schrillen Misslaut durchschnitten wurde. Da lagen Mutter  
und Kind mit gesenkten Häuptern vor dem, der ihr Geschick in  
seiner Hand hatte, stumm und ergeben, als wären sie selber  
des Todesstreichs gewärtig.

Der finstere Abt hatte mit gesuchten Brauen zugehört;  
Graf Simon aber, der in jüngeren Jahren ritterlicher Sitte  
gepflogen und noch jetzt nicht allen Regungen der Courtoisie  
abgestorben war, hob die still fortweinende Frau alsbald vom  
Estrich auf, beschwichtigte mit tröstendem Wort ihre heftige  
Angst und fragte dann nach ihren Schicksalen, von denen er  
wohl gehört, scherzte, warum sie bei ihrer Jugend und Schön-  
heit nicht längst ein neues Eheband geschlossen, ob sie es auch  
in Zukunft nicht zu tun gewillt sei, und wer sie die schönen  
Verse gelehrt habe und ihre Tochter das liebliche Geigenspiel.  
Er hatte inzwischen einen Diener herangewinkt und ihm einen  
leisen Auftrag erteilt. Während die Sängerin nun auf alle  
Fragen schicklich und mit ruhigem Ernst antwortete, zog Herr  
Simon das schlanke Mägdelein auf seinen Schoß, ließ sie aus  
seinem Becher trinken und steckte ihr von dem Konfekt und den

süßem Trauben eigenhändig in den Mund, sich an der Verwirrung des holden Kindes ergötzend. Auch schlug er einen scherhaftem Ton an, der dem Abt ein Ärgernis war, indem er fragte, ob das Fräulein wohl Lust habe, seine Frau zu werden, er sei zwar nicht mehr der Jüngste, aber da ihre Mutter dem Manne, der ihr Schmach und Undank zugefügt, so eifrig die Treue halte, werde wohl auch sie eine gute und getreue kleine Hausfrau werden, mit anderen Neden mehr, die das Kind nicht verstand, die aber der Mutter das Blut in die Wangen trieben.

Während dies alles droben auf dem Altan sich zutrug, hatte Herr Raimon in seinem Kerkerturm einsam vor sich hingekrümmt. Er wußte, daß Ende seiner Buße stehe nahe bevor, und da das Leben ihm längst entkleidet, seine besten Freunde mit ihm gefangen oder getötet waren, sah er der letzten Stunde mit weltabgewandter Ungeduld entgegen.

Das Herz in der Brust war schon vor ihm selber hingestorben, wie er meinte, da er weder Freude noch Schmerz, weder Hoffen noch Bangen mehr empfand. Warum durchzuckte es dennoch ein so heftiger Schlag, als plötzlich von weit herüber aus der Höhe, wie wenn eine überirdische Musik schon jetzt ihn begrüßte, ein leise flagender Gesang und das gedämpfte Klingen einer Viola zu ihm herunterwehte? Kein Wort verstand er, und auch die Melodie verschwamm dann und wann in ein undeutliches Seufzen und Summen. Und doch brannte ihm das Herz von Sehnsucht und Erinnerung, daß er selbst sich darüber wunderte und dachte, es müsse wohl ein Fiebertraum sein Spiel mit ihm treiben, daß er zu hören glaube, was doch in Wahrheit nur viele Meilen fern von ihm singen und klingen könne.

Nicht lange aber war dieser wunderliche Spuk verstummt, da ward die feste Tür seiner Zelle aufgeriegelt, und der Turmvogt kam, im Auftrag des Grafen ihn hinauszuführen und ihm zu sagen, er könne gehen, wohin er wolle.

Es dauerte eine kleine Weile, bis er begriff, daß diese plötzliche Erlösung nicht etwa eine Fortsetzung seines Traumes sei. Erst als der finstere Alte auf sein heftiges Dringen ihm erklärte, wem er dies märchenhafte Glück zu danken habe, konnte

er sich zum Glauben bequemen. Es war aber kein Strahl der Freude, der über sein Gesicht ging. Ich wollte, Ihr hättet mich zum Tode geführt, statt in eine Freiheit, die schlimmer ist als Sterben von Henkershand! rief er in dumpfem Gram. War ich nicht beschämt genug? Hatt' ich nicht getan, was ich konnte, den Schimpf von meinem Schilde abzuwaschen? Nun wird eine neue Last mir aufgebürdet, die mich vollends erdrücken soll!

Er trat ins Freie mit wankenden Knieen, obwohl seine Wunden so gut wie vernarbt waren. Einen langen Blick sandte er nach dem Söller hinauf, von wo er die laute lachende Stimme seines großmütigen Feindes vernahm. Einen Augenblick war ihm, als sahe er den Glanz von blonden Locken über die Bekleidung des Altans auftauchen. Der Vogt aber ließ ihn nicht lange staunen und starren. Er hatte gemessenen Befehl, ihn sofort aus der Burg zu führen mit scharfer Ermahnung, nie wieder sein verfallenes Haupt dem gnädigen Richter vor die Augen zu bringen, der es ihm einzig und allein auf den Schultern lasse, um der Welt zu beweisen, daß er im Lärm der Schlachten nicht taub geworden sei für den Zauber silben Gesanges.

---

So wanderte der tief Gedemüttigte, dessen Buße immer noch nicht vollbracht sein sollte, von der Stadt Toulouse hinweg, ohne Weib und Kind wieder gesehen zu haben. Er dachte nicht mehr daran, sich vor den Augen der Welt zu verstecken. In jenem Turmverlies war alle irdische Eitelkeit von ihm abgefallen. Auch hatte die arme Menschheit in der Not dieser Zeit zu viel mit ihren eigenen Sorgen zu schaffen, um hämische Blicke auf einen armen Landsfahrer zu werfen, der, wenn er mehr gesündigt als manche, auch härter geziichtet worden war.

Nach vielen in der Irre durchwanderten Tagen fand er sich endlich in der Gegend von Miraval. Der Burg selbst sich zu nähern durste er nicht wagen. Er hörte, daß sie von den Scharen Simon von Montforts besetzt, sein Bruder Gauelrn, der sie zu behaupten gewagt, nach hartnäckigem Kampf gefallen sei. Der

alte Burgvogt habe sich mit schweren Wunden in eine Jagdhütte tief im Forst zurückgezogen.

Den suchte er nun auf und bat ihn um Herberge, die der treue Mann seinem müden, schweigsamen Herrn mit Freuden gewährte. Die Kunde erging bald auch nach Carcassonne, Herr Maimon wohne wie ein geheftes Wild im dichten Forst. Es kummerten sich aber nur wenige darum, denn auch in der Stadt, die schwer unter dem Zorn des grimmen Montfort gelitten, hatte jeder mit sich zu tun.

Graf Simon aber, nachdem er nun seinen Kreuzzug vollendet und die ganze Provence von der Pest der Keterei gesäubert hatte, wurde von Toulouse abgerufen durch Hader seiner eigenen Mittämpfer, die sich um die Beute stritten. Er war nicht gewillt, sie ihnen zu lassen, da er das Amt eines Streiters für die rechtgläubige katholische Kirche einzig und allein übernommen hatte, um sich selbst eine große Herrschaft zu gründen. So zog er nach Carcassonne, die Stadt einem der Barone wieder abzunehmen, dem er sie nicht anvertraut hatte, um sie für immer zu verschenken.

Die schwer heimgesuchte Bürgerschaft empfing den Gefürsteten mit großer Angst, beim Streite der beiden Wölfe werde das Lamm wieder Blut und Wolle hergeben müssen. Montfort aber, nachdem er den unbotmäßigen Vasallen schon durch sein bloßes Herannahen weggeschreckt hatte, erwies sich wider Erwarten blutscheu und menschenfreundlich, verhieß dem Rat und den Schöffen der Stadt ein mildes und gnädiges Regiment und versicherte, sie bei ihren alten Gerechtsamen erhalten zu wollen. Am Abend des ersten Tages aber, nachdem er die drängendsten Geschäfte abgetan hatte, ließ er sich nach dem Hause führen, in welchem Frau Gaudairena wohnte. Er wußte selbst nicht, was er dort suchte, er fühlte nur einen dunklen Trieb, unter all dem Wüsten und Unholden, was zu seinem Handwerk gehörte, sich einmal wieder an einem reinenilde zu erquicken und die liebliche Frauenstimme wieder zu hören, die ihm lange im Ohr nachgellungen war. Während die dichte Menge des Volkes, die ihn staunend und bange bis zu dem Haus mit dem Rosenstock begleitet hatte, auf der Gasse stehen blieb, trat er

mit seinem gesichtslichsten Gesichte hinein und entschuldigte, da die Hausfrau ihm in ihrer stillen Art entgegentrat, die späte Störung. Er habe ihr den Besuch, den sie ihm in Toulouse gemacht, zurückgeben und sich auch erkundigen wollen, ob das junge Fräulein es sich inzwischen überlegt und den Mut gefasst habe, Gräfin von Montfort zu werden.

Dieses Scherzwort, das er mit einem Kuss auf die Stirne des elfjährigen Kindes begleitete, beschwichtigte alsbald jede Besorgniß, daß der Eintritt des Gebieters dem Schwertfegerhause Unheil bedeute. Auch fuhr der Herr, indem er sich in den Ledersessel niederließ, der den gichtfranken Alten jahrelang aufgenommen, in behaglichster Laune fort, mit den Insassen des bescheidenen Gemachs zu plaudern, fragte den Bruder, der sich ihm mit bescheidenem Ernst vorstelle, nach seinen Neisen, die Hausfrau nach ihren Plänen für die Zukunft und ob sie immer noch keinen stattlichen Bewerber erhören wolle, die unzweifelhaft sich's zur Wonne und Ehre rechnen wüden, die Dichterin von Carrasonne ihren ersten nichtsnutzigen Gemahl vergessen zu machen.

Gaudairença erwiederte auf all diese heiteren Reden mit einem zerstreuten Lächeln. Sie ging endlich hinaus, ihrem vornehmen Gast einen Imbiss und einen Trunk Wein, wie das Haus ihn vermochte, zuzurüsten, und brach aus dem Garten die ersten Blumen des Frühlings. Als sie damit wieder eintrat, fand sie die junge Konstanze wieder auf dem Schoß des Grafen sitzend, der das Kind mit nicht immer feinen Reden unterhielt, sich an ihrer Verwirrung ergötzend. Er schlug aber die Kollation mit artigem Danke aus, nur einige der Blumen nahm er und steckte sie, nachdem er das Näschen des Kindes damit gestreichelt, in sein Samtgewand.

Wenn Ihr mich bewirten wollt, lachte er, müsset Ihr mir aufstischen, was nirgend so gut zubereitet und angerichtet wird, wie im Hause einer Dichterin. Laßt mich noch einmal Euren Gesang vernehmen, und meine kleine spröde Braut da soll zeigen, ob sie über den Winter noch zugelernt hat auf der Viola. Ein solches Duett zu hören, tut meinem alten Haupte sanfter, als wenn die edelsten Weine mir zu Kopfe steigen.

Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf ihre Mutter

Als diese mit sinnendem Auge ihr zuwinkte, sprang sie rasch nach dem Schränkchen in der Ecke, wo ihre Gelge verwahrt lag, und stellte sich zum Spielen fertig. Frau Gaudairenca machte ihr ein Zeichen, das sie wohl verstand. Da begann sie ein zartes, schwermüttiges Vorspiel, und jetzt öffnete die edle Frau die Lippen und sang, mit einer leicht umflorten Stimme, die erst gegen das Ende des Liedes voller und mächtiger erklang, so daß man draußen auf der Gasse nicht nur die Melodie vernehmen, sondern in der großen Stille jedes einzelne Wort verstehen könnte.

Ich tret', o Herr, zum andern Mal  
Mit scheuer Bitte hin zu dir.  
Läß wieder leuchten über mir  
Wie damals deiner Gnade Strahl!  
Gedenkst du noch der Stunde,  
Da ich mit bangem Munde  
Lossbat von dir die Nachtigall?

Du gönntest ihr nach langer Qual,  
Zu flattern aus der engen Haft.  
Wohl hat sie frisch sich aufgerafft  
Und flog dahin durch Berg und Tal.  
Doch, da zum alten Neste  
Sie kam, gar wilde Gäste  
Fand sie im Schloß zu Miraval.

Kein schirmend Dach, kein häuslich Mahl  
Ward in der Heimat ihr gewährt!  
Da hat sie bang sich abgekehrt  
Und irrt nun unstet, krank und fahl.  
Wie soll es ihr gelingen,  
Dem Netter Dank zu singen,  
Wenn man das warne Nest ihr stahl?

Herr Graf von Monfort, ohne Zahl  
Sind Städ' und Burgen dir bereit  
Nicht wird der Adler sehn mit Neid  
Das arme Nest der Nachtigall.  
Läß dort sie wieder wohnen,  
Und hold wird sie dir's lohnen  
Mit silfsem Sang zu Miraval.

Beim Blute des Gelkreuzigten! rief Montfort, indem er in die Höhe sprang, der Vogelsteller hat sich in sein eigenes Netz verstrickt, und das Nachtigallenweibchen wird ihm noch die Augen auspicken, wenn er sich nicht schleunig den schnittenden Maschen entwindet. Ist das auch recht, Frau Hinterlist, einem arglosen Gast, statt ihm ein Gastgeschenk zu reichen, so hohen Zoll abzufordern?

Ich wäre zu Euch gegangen mit diesem Liebe, Herr Graf von Montfort, wenn Ihr mir nicht so gnädig zuvorgekommen wäret, versetzte die Frau, indem sie ihre dunklen Augen mit demütigem Ernst auf den seinen ruhen ließ. Ein hoher und gewaltiger Herr, der sich einer Bittenden zuneigt, wird sich nicht mit halber Gnade begnügen. Ich habe Euer hochsinniges Gemüth schon in Toulouse erkannt. Ihr werdet es unter meinem eigenen armen Dache nicht verleugnen, schon wegen des unschuldigen Kindes, das Ihr nicht verarmen lassen werdet um der Schuld seines Vaters willen.

Da lachte der furchtbare Graf so laut auf, daß die drei im Zimmer erschraken, denn sie wußten nicht, ob es Hohn sei oder gute Laune. Es war aber die letztere. Nun bei allen Teufeln und Heiligen! rief er, Ihr kennt mich wahrlich besser, als ich mich selbst. Was Ihr da von der Nachtigall gesungen, röhrt mich wenig. Denn dieser lose Vogel, der Klauen hat wie ein Sperber und eine kriegerische Stimme, gleich dem Schrei des Falken, der auf Beute stößt, — nach seinem Lobgesang läßt mich wenig, und wenn eine Eule im wilden Wald ihn zur Nacht verspeiste, geschähe ihm nach Verdienst. Aber das Weibchen des Sproßers hat mir's angetan, daß weiß die Listige nur zu gut, und dieser unsüßige Nestling, den ich auf meinen Knieen geschaukelt, sieht mich mit so lieblich gespiälttem Schnabel an, daß ich mir von ihm die reifste Beere aus dem Munde stehlen ließe. Schütze mich der Himmel davor, dieser gefährlichen Brut je wieder zu begegnen! Ich glaube, wenn sie mit ihrem Zwitschern es darauf anlegte, mir die halbe Provence abzubetteln, ich wäre Narr genug, mir's gefallen zu lassen. Für diesmal komm' ich noch glimpflich weg mit einer einzigen Burg, die der Kriegsbesen scharf genug ausgesegt hat. So mag es drum sein. Das ver-

schlagene Bettlergesindel aber, daß mich darum gebracht, soll erst noch meine Rauheit zu spüren bekommen.

Damit fasste er die tief erglühende Frau in seine Arme und küßte sie dreimal auf den Mund. Darauf ließ er sie los und ergriff die kleine Konstanze, deren Stirn und Wangen er mit seinem struppigen Bart sibel zurichtete. Dann setzte er sein Barett mit der wallenden Feder auf, nickte dem Bruder Gaudairencas einen Abschiedsgruß zu und verließ, heimlich vor sich hin murrend, doch nicht mit unfreundlicher Miene und Gebarde, das Haus.

Am nächsten Morgen hatte er die Stadt mit seinem Gefolge und einem Trupp Gewaffneter geräumt. Es war, als fürchte er sich vor einem neuen Liede der Dichterin von Carcassonne.

---

Drei Tage waren vergangen. In der Stadt hatte man von nichts anderem gesprochen, als von dem Besuch des furchtbaren Grafen in dem Schwertfegerhause und dem Gesang, den er dort zu hören bekommen. Da sahen die guten Bürger in der hellen Nachmittagssonne einen Mann zum Tore herein schleitzen, der ein Pferd am Zügel führte. Er trug ein schlichtes schwarzes Gewand, das Haupt unbedeckt und die Füße unbeschuhrt. Einige glaubten in der seltsamen Figur Herrn Naimon von Miraval zu erkennen, andere bestritten es, bis der Mann an dem Hause mit dem Rosenstock anhielt, das Pferd an einem Stabe des Spaliers festband und, nachdem er den Klopfer erschallen lassen, ohne Zögern über die Schwelle trat.

Er fand die drei Bewohner desselben in dem vorderen Zimmer beisammen, die Frau am Spinnrade, das Mädchen aus einem großen Buche ihr vorlesend, den blonden Bruder beschäftigt, ein Schwert von Rostflecken zu reinigen.

Als dieser letztere den Besucher ins Auge fasste, fuhr er mit gerunzelter Stirn in die Höhe, seine Hand suchte den Schwertgriff, es schien, daß ein feindseliger Gedanke ihm das Blut empörte. Der Fremde aber veränderte keine Miene, noch fuhr er zurück, um sich gegen einen jähnen Anfall zu decken.

Ich wage es hier einzutreten, sagte er mit ruhiger Stimme,  
Geyse, Novellen. V.

obwohl zu Anfang ein wenig stockend, als ob er seine Worte suchen müsse, — ich bitte nur um ein kurzes Gehör, da es nicht in eigener Sache ist, daß ich rede. Was hier geschehen ist vor wenigen Tagen, ist mir nicht blos durch das Gericht zu Ohren gekommen. Der siegreiche Feind hat mir selbst einen Boten geschickt, mir anzuseigen, daß seine Leute aus Miraval fortgezogen seien und die Burg mir wieder offen stehe. Ich habe es durch meine eigene Schuld und Torheit verschärft, darin zu wohnen. Da sie aber nicht herrenlos bleiben soll, habe ich mich aufgemacht, die rechte Herrin aufzusuchen und sie einzuladen, daß sie sich von mir dort wieder einführen lasse, von wo ich sie so schnöde vertrieben. Ich habe ein Pferd mitgebracht, und wenn es ihr gefällt, soll sie schon die nächste Nacht wieder unter dem Dache ruhen, das einst bessere Tage gesehen und nun mit Gottes Gnade wieder sehen soll, wenn auch der fröhliche Besitzer sie nicht mehr mit ihr teilen darf.

Er schwieg und wagte nicht auf dem Gesicht der Frau zu forschen, welchen Eindruck seine Rede gemacht habe. Da hörte er sie nach einer kleinen Weile sagen:

Es steht Euch wohl an, Herr Maimon, daß Ihr so denkt und redet. Ihr werdet aber verzeihen, wenn ich Eurer Einladung nicht zu folgen vermag. Die Welt soll nicht sagen, für mich selbst hätte ich die Burg erstanden, die Eurem Geschlechte gehört, von dem ich für immer ausgestossen bin. Erwägt es besser, und nehmet unbedenklich an, was der Himmel Euch zurückgegeben hat. Für den Rest meiner Tage habe ich ausgesorgt unter diesem schlichten Dach, das ich, wenn ich besser beraten gewesen wäre, nie hätte verlassen sollen. So geht mit Gott, Herr Maimon, und wenn Euch daran liegt, so wisset, daß ich ohne Feindseligkeit Eurer gedenke und den Himmel in meinem Gebet anslehe, Euch noch ein glückliches Los zu bescheren.

Es ahnte mir, daß Ihr so sprechen würdet, verachtete er dumpf. Ich habe es nicht um Euch verdient, daß Ihr meine Buße endet und die Last Eurer Großmut, die mich schier erdrückt, von meiner Seele nehmt. Aber wenn Ihr für Euch selbst jede Erinnerung an das verbannt, was wir einst einander gewesen sind,

Eurem Kinde seid Ihr es schuldig, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Erlaubt mir, daß ich Konstanze in die Burg ihrer Väter einföhre und sie dort als Herrin von Miraval vor dem ganzen Lande bestätige.

Die Frau wechselte einen Blick mit ihrem Bruder. Dann, nach einem kleinen Schweigen: Ihr habt recht hierin, Herr Raimon, sagte sie, und ich danke Euch, daß Ihr voraussichtiger und billiger handelt, als ich getan hätte. Das Kind soll sich fertig machen, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr es auf der Stelle mitnehmen.

Sie erhob sich nun, suchte einige Kleider und Weißzeug zusammen, das sie in ein Umlauf tat, und befahl dem Mädchen, das mit großen Augen in seltsamer Bestürzung halb Vater und halb die Mutter betrachtete, ihre Geige nicht zu vergessen. Als sie ihr dann auf das Pferd geholzen und den Packen hinter dem Sattel festgebunden hatte, wobei eine rasch anschwellende Volksmenge sie umgab, flüsterte sie ihr noch ein Wort ins Ohr, während sie sich selbst im Bügel erhob, das Kind zum Abschiede zu küssen. Dann nahm der Vater den Bügel wieder in die Hand und lenkte das Tier, das seine leichte Last willig trug, im Schritt durch die Gaffer hindurch, von denen mehr mitleidige als böse Blicke ihm nachfolgten.

Der Frühling blühte vor den Toren, und alle Vögel sangen. Vater und Tochter aber sprachen kein Wort. Das Mädchen hatte die Geige auf dem Schoße ruhen und sah mit roten Wangen vor sich hin, denn es schämte sich heimlich, daß es auf dem Pferde saß, während der Vater barfuß nebenher schritt. Gern hätte es ihn eingeladen, sich zu ihr in den Sattel zu setzen. Aber die Mutter hatte ihr eingeschärft, ihn gewähren zu lassen, was er auch tue. So waren sie eine halbe Stunde gezogen, da traten dem guten Kinde die Tränen in die Augen, indem sie das erbärmliche Schicksal ihres Vaters erwog, und alles, was sie je an Groß gegen ihn in der Brust getragen, schmolz in diesen weichen Fluten dahin. Da sie nun nicht wußte, wie sie ihren Kummer vor ihm verbergen sollte, und zugleich ihn gern hätte wissen lassen, daß sie nicht als ein fühlloses Blümchen da

oben thronte, während er die scharfen Steine des Wegs in nackten Sohlen trat, nahm sie plötzlich ihr Instrument zur Hand und spielte eine so wehmüttig sanfte Melodie, daß es dem Vat war, als finge die eigene Seele seines Kindes an zu klingen und er einen dankbar aufleuchtenden Blick zu ihr hinausschickte. Da lächelte sie mitten unter ihren Tränen, und die beiden sah sich unverwandt an und wußten ohne Worte, was jedes der andern gern gesagt hätte.

So waren sie endlich an den Fuß des Hügels gelommen von welchem die Burg mit zerschossenen Binnen und leer Fensterhöhlen traurig herniedersah. Das Mädchen hatte, durch den Anblick trübe gestimmt, ihre Geige abgesetzt und tat dann und wann mit den schlanken Fingern einen spielend Griff in die Saiten. Als sie aber jetzt die Höhe erreicht hatte, hob sie plötzlich wieder das Instrument an ihr Hälsschen, und nun strich sie mit dem Bogen einen so hellen Klang und fingerte so lustig die munterste Tanzweise, die sie wußte, daß Herr Naimon, der das Haupt wieder gesenkt hatte, verwund auffah, denn wohl erkannte er die Melodie, die an jenem ersten Abend ihn gebannt hatte. Und als er eben fragen wollte, was sein geliebtes Kind auf einmal so froh mache, sah er den Grund mit eigenen Augen und hielt in heftiger Bewegung den Zügel an.

Aus dem dunklen Torbogen trat Gaudairena ihnen entgegen. Sie hatte einen grünen Kranz von Lorbeerblättern und Gran zweigen in der Hand, mit dem sie leise den Nahenden will vollends heraufzukommen. Wie nun das Pferd, mutiger sein Herr, sich wieder in Bewegung setzte und endlich vor dem Bugbrüste hielt, ward auch die Gestalt des Bruders in den alten Gemäuer sichtbar, der den Hut schwenkend die Einzich den begrüßte.

Die schöne Frau aber, jetzt nicht mehr mit blassen Wangen sondern von Güte und Freude über und über erglühend wie eine Braut, rief ihrem Gatten zu:

Ihr seid langsam gereist, Herr Naimon. Wir haben ind auf einem Umweg uns getummelt, Euch den Vorsprung abzugewinnen. Denn wahrlich, es war ein törichtes Vi-

dass ich Euch erlaubte, das Kind hier allein als Herrin walten zu lassen. Wo die Tochter ist, muß auch die Mutter sein, zumal es eine erfahrene Hausfrau braucht, um die Schäden dieses alten Schlosses auszubessern und das Nest wieder wohnlich zu machen für die Nachtigall. Ihr braucht darum aber nicht zu fürchten, dass ich Zeit behalten werde zum Singen, und dass hinsort mehr als ein Troubadour unter diesem Dache hausen werde. Kommt also und ruhet aus, und lasst Euch die Füße waschen, die des steinigen Weges nicht gewohnt waren.

Gaudairenca! rief er mit ersticktem Laut — ist's möglich? — ist's abgeblüht?

O Naimon! flüsterte sie, indem sie sich an seinen Hals warf. Ich weiß nicht, du böser Mann, ob deine Buße lang genug war; die meine aber, da ich doch nichts verbrochen, hat mich fast das Leben gekostet: Nun sollst du mir, ob auch in grauen Haaren, Lust und Lachen wieder zurückbringen!

---



## Ehre über alles

(1881)

**A**lbert von Buicbot, Sohn eines Rastellans im Limousinischen, wurde schon als Knabe von seinem Vater in das Kloster zum heiligen Leonhard getan, um dort Wissenschaften zu lernen und sein Leben dem Dienst der Kirche zu widmen. Als er aber zu seinen Jahren gekommen war und schon im Begriff stand, die Weihe zu empfangen, lockte ihn ein schöner Stern, der plötzlich an seinem Klosterhimmel aufging, aus der Dämmerung seines geistlichen Lebens hinweg in den hellen Tag der Welt, wo er sein Heil suchte und sein Verderben finden sollte.

Es war dazumal einer der größten Barone Frankreichs, Herr Savarie von Mauléon, der im nördlichen Poitou große Güter und Herrschaften besaß und in den Kriegen zwischen Frankreich und England die Tapferkeit seines Armes ebenso glänzend bewährt hatte, wie in Friedenszeiten seine Milde, seine adeligen Sitten und die Neigung zu Gesang und höfischen Künsten aller Art, — dieser erlauchte Herr war auf einer seiner Reisen auch nach dem Kloster gekommen, in welchem der junge Albert erzogen wurde, und hatte seinen zahlreichen Hofstaat mit sich geführt, darunter ein schönes adeliges Fräulein, Audiaut genannt, das seine Gemahlin, da es eine arme Waise war, zu sich genommen hatte und fast wie eigenes Kind in ihrem Hause hielt. Dieses holde Gesicht erblickte der weltfremde Novize bei einem feierlichen Amt in der Klosterkirche und ward augenblicklich von so heftiger Liebe entzündet, daß er, als der Besuch sich wieder entfernte, im Kloster weder Rast noch Ruhe fand, die Klette, wie man zu sagen pflegt, in die Nesseln warf und, den Spuren des erlauchten Herrn folgend,

eines Tages vor seinem Angesicht erschien, um ihm zu Füßen zu stürzen und nach einer offenen Beichte ihn um Schutz und Hilfe in seinen Nöten anzuflehen.

Beides wurde ihm von Herrn Savarie, der den Klöstern abhold und den Neherien der Albigenser zugetan war, mit Freuden gewährt, der Flüchtling in die Zahl seines Hofgesindes aufgenommen und mit Gewand und Waffen versehen, in denen seine schmucke Jugend sich stattlicher ausnahm, als in der klösterlichen Vermummung. Von Stund an verlegte sich Aubert mit nicht minderem Eifer, als er die geistlichen Wissenschaften betrieben hatte, auf die „fröhliche Kunst“, Gesang und Lautenspiel, da sein Gönner, der selbst unter den Dichtern seiner Zeit nicht den leichten Rang einnahm, ihm riet, den Stand der fahrenden Sänger zu wählen, und ihn bereitwillig in der Dichtkunst unterwies. Auch machte Aubert, da er heimlich noch einen anderen, viel erfahreneren Lehrmeister hatte, die Liebe nämlich zu jenem schönen Fräulein, in kurzer Zeit gewaltige Fortschritte, ohne darum der Gunst der einen, an der ihm lag, sonderlich gefördert zu werden. Denn obwohl es der jungen Audiart sanft einging, sich in zierlichen und ehrerbietigen Versen gefeiert zu hören und zu wissen, daß sie allein die Umwandlung des Klosterjünglings in ein Weltkind bewirkt habe, stand ihr der Sinn doch höher hinauf, als die Frau eines hab- und heimatlosen Troubadours zu werden und etwa gar von Hof zu Hof mit ihm ihren Unterhalt zu ersetzen. Sie erklärte dem ungestüm Werbenden gerade heraus, daß sie nur eines Ritters Weib zu werden gedenke, und da sie trotz ihrer Jugend gar wohl wußte, was sie wollte, und fest auf ihrem eigenen Sinn beharrte, sah er freilich ein, daß aller Dichterruhm der Welt allein sie ihm nicht gewinnen könne, und verfiel darüber in eine tiefe Schwermut, weil er nicht hoffen konnte, ihren stolzen Wünschen mit seiner geringen Person jemals zu genügen.

Das erfuhr Herr Savarie nicht so bald, als er bei sich beschloß, den Jüngling, den er herzlich lieb gewonnen, aus seiner Niedrigkeit zu erheben und ihm zu dem zu verhelfen, was ihm als das einzige Glück des Lebens erschien. Also schlug er ihn an einem festlichen Tage, nachdem er mit seinem Gesang eine

große Gesellschaft edler Herren und Frauen ergötzt hatte, feierlich zum Ritter und belehnte ihn mit einem Schloßchen nebst

Lebiet, worauf dann nach kurzer Frist die Hochzeit mit ihm und dem geliebten Fräulein gefeiert wurde.

Zeitlang genoss Aubert seines Glückes in vollem Maße, so alte Wort, daß der Feind der Liebe sei, an eine Kraft verloren zu haben schien. Denn wie wenn ein ... ver ihm angetan wäre, hing er mit Seel' und Sinn an dem jungen Weibe und ward nicht müde, ihre Lieblichkeit alle Gaben und Tugenden, die er an ihr fand, in Liedern feiern, ganz dem Brauche der Zeit zuwider, der es den Dichtern ziemlich erscheinen ließ, ihr eigenes Eheleib zu bestingen. ... ante keine Stunde sich von ihr entfernen, ohne alle Pein armen Seele im Fegefeuer zu erdulden, und erschrak daher, eum es zum Sterben ginge, als eines Tages sein erlauchter er ihm anklindigte, er habe eine vertrauliche Botschaft an König von Aragon zu senden und wisse niemand, dem er Geschäft mit getrosterem Mut übertragen könne, als ihm, ... sich überdies bei jenem hohen Herrn, dem Freunde der Dichtkunst und ihrer Pfleger, des besten Empfanges zu gewärtigen habe.

So hart es dem jungen Chemann ankam, da er kaum ein Jahr mit dem geliebten Weibe verbunden war, sie auf Monate zu verlassen, konnte er sich der ihm zugeschuldeten Ehre doch nicht weigern, da es der erste Dienst war, den sein Wohltäter von ihm verlangte. Auch hoffte er, den Auftrag in noch kürzerer Frist, als Herr Savaric meinte, zu erledigen, rüstete sich in großer Eile und trat, von einem reisigen Diener begleitet, die Fahrt nach Spanien an, nach tausend Küszen und Tränen sein schönes Weib in der Hut ihrer Herrin, der Dame von Mauleon, zurücklassend.

Zu seinem großen Kummer fand er die Dinge am Hofe zu Aragon schwieriger und verworrenener, als er sich geträumt hatte, und der dritte Monat brach an, ohne daß ein erwünschtes Ende abzusehen war. Briefe gingen fleißig hin und her zwischen ihm und Herrn Savaric, der eben damals seitab von den streitenden Parteien stand und weltklug, wie er war, seinen Beitritt zu

der einen oder anderen um den möglichst hohen Preis zu verhandeln gedachte. Noch eifriger flogen die Blättlein über die böse Mauer der Pyrenäen der jungen Strohwitwe zu, die es ihrerseits an zierlichen Antworten nicht fehlen ließ, wenn sie auch die Kunst nicht verstand, ihre Seufzer in Steine zu bringen. Doch war, was sie auf die sehnslüchtigen Lieder ihres jungen Gatten erwiderete, immerhin lieb und hold genug, um die Flamme, die ruhelos in ihm brannte, zu schüren, so daß zuletzt das ungestillte Sehnen und die Dual hoffnungslosen Hinwärts ihm ein hitziges Fieber zuzog, das, von ungeschickten Ärzten misskannt, ihn auf ein hartes Siechenlager warf. Da es ging das Gerücht, sein Leben sei in Gefahr und er werde das schöne Frankreich nie wieder schauen.

In dieser Zeit, da Aubert bewußtlos viele Wochen hingerlag, geriet der schriftliche Verkehr zwischen ihm und seinen Leuten zu Hause völlig ins Stocken. Ihm war zu seinem Trost gesagt worden, man habe der jungen Frau die Kunde von seiner Krankheit verhehlt, sie nicht zu ängstigen, und eine weitere Reise vorgegeben, bis tief in das Herz Spaniens hinein, die es ihm verwehre, wie bisher seine Briefe und Lieder an sie gelangen zu lassen. Da man, als er endlich dem Leben zurückgegeben war, ihm noch die größte Schonung seiner Kräfte zur Pflicht machte, verging wiederum einige Zeit, bis er den ersten Brief mit der Nachricht von allem, was er ausgestanden, an seine Audiartschreiben durfte. Auf diese Botschaft, der er selbst zu folgen gedachte, sobald er völlig aus der ärztlichen Pflege entlassen sein würde, erfolgte Tag um Tag keine Erwiderung, und auch sein Herr und Gebieter blieb völlig stumm, so daß er in der Angst und der Unruhe seines Herzens Brief um Brief jenem ersten nachschickte und endlich mit heftiger Entschlossenheit beim König selbst darauf bestand, daß er ihm Urlaub gebe, um mit eigenen Augen zu sehen, was denn seine Liebsten und Nächsten auf der Welt so plötzlich stumm gemacht habe.

Da eröffnete ihm der König, nachdem er eingesehen, daß es vergebens wäre, ihn ferner hinzuhalten, wie traurig, während er Krank gelegen, sein Geschick zu Hause sich gewendet habe. Ein reicher engelländischer Baron, der zugleich in allen rittei-

lichen Künsten hochberühmt sei, habe sich am Hofe des Herrn Savaric eingefunden mit einer Botschaft des Prinzen Johann ohne Land, dem alles daran lag, den mächtigen französischen Herrn auf seine Seite zu ziehen, so daß er ihm die Würde eines Seneschalls von Aquitanien antragen ließ. Während dieser Handel noch schwebte, habe der Fremde seine überflüssige Mütze dazu benutzt, der schönen Audiart angelegenlich den Hof zu machen, doch so, daß die Herrin von Mauleon selbst nichts Arges daran gefunden, da sie sonst das törichte junge Weib wohl besser in ihre Hut genommen haben würde. Umso bestürzter habe sie eines Tages, da die Unterhandlungen eben zu einem günstigen Abschluß gediehen waren, die Nachricht vernommen, der fremde Herr sei ohne Abschied auf und davon geritten, und mit ihm sei die junge Frau verschwunden, ohne von ihrem Besitz an Kleidern und Geschmeide mehr mitzunehmen, als was sie auf dem Leibe getragen.

Unsonst habe man alles aufgeboten, die Flüchtige wieder einzufangen und zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Weit und breit im Lande habe sich von dem Ehrenräuber und seiner Beute keine Spur entdecken lassen.

Als Aubert diesen Bericht vernommen, schlittelte er ganz sanft mit einem ungläubigen Lächeln das Haupt. Man halte ihn noch für so schwach an Verstande, daß man glaube, ihm ein Märchen aufbinden zu können, oder wolle ihn prüfen, ob jeder Rest des Fiebers gewichen und er fähig sei, einen tollen Traum von der wachen Wahrheit zu scheiden. Also ging er getrosten Mutes von dem Könige hinweg, der vor der Stunde der Eröffnung sich gar sehr gefürchtet hatte, und verfaßte einen langen Brief an Herrn Savaric, in welchem er der Posse gedachte, die der König selbst mit ihm anzustellen geruht habe, die er aber klar durchschaue. Dem Schreiben war eine zärtliche Kanzzone an seine Audiart beigelegt, die mit der Versicherung schloß, daß er in kurzen Tagen zu ihren Füßen liegen und mit ihr über die einfältigen Toren lachen werde, die seine Audiart besser zu kennen vorgäben, als sein eigen Herz.

Dem Boten, der diesen Brief bestellen sollte, gedachte er in kurzen Tagereisen, wie es seine Genesungsschwäche forderte,

zu folgen. Der König aber weigerte ihm den Urlaub, bis wenigstens Herrn Savarics Antwort eingetroffen wäre, und so fest der Unglückliche bei seinem Wahnsinn zu verharren schien, daß man sich einen argen Scherz mit ihm erlaubt, konnte er doch der wachsenden Unruhe, mit der er der Entscheidung entgegenseh, immer weniger Meister werden. Da traf endlich ein Brief seines Herrn und Freundes ein, der mit furchtbarer Gewissheit alles bestätigte, was er bisher für ein höhnisches Blendwerk gehalten hatte. Hinzugefügt waren gläubige Freundesworte, den Unglücklichen zu ermuntern, daß er sein Geschick männlich ertrage und in der Liebe und Huld seines väterlichen Gönners Trost suche für das, was ein wankelmüttiges Weib ihm angetan.

Diese Nachschrift aber verfehlte ihres Zweckes, da der unselige Mann sie gar nicht las; denn sobald er den tödlichen Schlag empfangen hatte, schlug er ein wilde Lache auf und preßte das Blatt zu einem Ball zusammen, den er wiederholt in die Luft warf und wieder fing, als ob er aus seinem Grame sich ein Spiel zu machen gedenke.

Nachdem er es so eine gute Weile getrieben, auch den Zuspruch des Königs, der auf die Meldung von seinem wirren Wesen bestürzt herbeikam, völlig überhört hatte, brach er plötzlich zusammen, ein Blutstrom entstürzte seinen blassen Lippen, und es gelang nur der eifrigsten Bemühung seiner Ärzte, den Wundquell, der sich in seinem tiefsten Innern erschlossen, zu stauen und das entstehende Leben zurückzuhalten.

Wiederum lag er Wochen und Monde lang in dieser Dämmerung seines Bewußtseins, und selbst da das Fieber endlich gewichen war, schienen die Lebensgeister noch lange wie gelähmt, so daß es ungewiß war, ob er die Gegenstände erkenne, auf die sein irrander Blick sich richtete, und die Neden vernehme, die an sein Ohr drangen. Zu niemand sprach er ein Wort, oder gab sonst ein Zeichen des Anteils an dem, was um ihn her vorging. Doch wurde sein Gesicht nach und nach sanfter, und die Verstörung seines Geistes schien einer stillen Wehmuth zu weichen. Als endlich der Winter vergangen war und eines Morgens, beim Anbrechen eines strahlenden Sonnentages, die

Vögel vor seiner Kammer in ein überlautes Singen ausbrachen, füllten sich zum ersten Mal seine heißen, trockenen Augen mit langsam vorquellenden großen Tropfen; er barg sein Haupt in das Kissen und das wiedergewonnene Leben ergoss sich in einen unaufhaltsamen Strom, wie ein erstorbener Baum im Frühling durch vorbrechende Tränen anzeigt, daß der Saft in ihm wieder lebendig geworden ist.

Als dies dem König hinterbracht wurde, kam er in großer Freude in Alberths Kammer, setzte sich an sein Bett und wünschte ihm Glück zu seiner wunderbaren Errettung und Wiedergeburt. Das erste Wort, das der Kranke zu stammeln vermochte, war ein Dank für all die huldbreiche Fürsorge, die sein königlicher Wirt ihm bewiesen. Dann verstummte er wieder; seine Miene aber zeigte deutlich an, daß sein Sinn nicht mehr verschlossen war für menschliche Rede. Er hörte gebuldig alles an, was jener ihm sagte, daß er nun ein neues Leben beginnen werde, über welches die Schatten des früheren seine Gewalt mehr haben sollten. Was er verloren, habe seinen Unwert klar bewiesen, da es von ihm so töricht habe abfallen können. Ein ritterlicher Mann dürfe nichts teurer achten, als seine Ehre; die seine sei unverlebt, da er selbst keine Schuld daran trage, daß man ihn verraten und beraubt habe, und so müsse ihm auch in Zukunft die Ehre über alles gehen und er der Welt zeigen, indem er sein Haupt ungebeugt auf den Schultern trage, daß er höhere Ziele kenne, als einem falschen Glücke nachzuträumen, — und was der weisen und wohlgemeinten Sprüche mehr waren.

Auch schienen sie auf den siechen Mann, der mit still aufmerkender Miene ihnen ehrerbietig lauschte, den erwünschten Eindruck zu machen. Er erwiederte wenigstens kein Wort, das sie besprach, und dankte dem hohen Tröster, als er sich entfernte, mit einem matten Händedruck und warmen Blick des trüben Auges. Nunmehr genas er sichtlich von Tag zu Tage, und als wieder etliche Wochen verstrichen waren, erschien er eines Morgens in völliger Neiseristung vor seinem königlichen Pfleger, ihm nochmals für alle Guttat zu danken und sich alsbann zu beurlauben, da er entschlossen sei nach Frankreich zurückzufahren.

Ein dunkle Röte stieg in dem bleichen Gesichte auf, als der König ihn fragte, ob er an den Hof des Herrn Savaric zurückzukehren vorhabe. Vor denen, die ihn früher gekannt, versetzte er, habe er nicht das Herz sich blicken zu lassen, ehe das, was ihm zugestossen, völlig verschollen und vergessen sei. Zugem sei ihm seine Liederkunst während des siechen Winters abhanden gekommen und er auch sonst zu Hofdiensten nicht wohl tauglich. Vielleicht werde er noch eine Weile auf seiner kleinen Burg stillsijzen und warten, was die Zeit bringen möge, vielleicht das Kloster wieder aufzusuchen, in welchem er seine Jugend verbracht. Der König, der ihn mitleidig betrachtete: Ihr hättet vielleicht besser getan, erwiederte er, den Frieden jener heiligen Stätte nie zu verlassen. — Nein, sagte der blonde Mann, und in seinen Augen glühte ein dunkles Feuer, ich hätte dann das Beste, was mein armes Leben mir beschert, nie kennen gelernt. — Hieran erkannte der König, daß er die Ungetreue trotz ihres schweren Verrats noch nicht aus seinem Herzen verstoßen hatte und das kurze Glück, da sie ihn kosten lassen, um keinen Preis aus seiner Erinnerung verbannen wollte. So ließ er ihn mit Sorgen scheiden, nachdem er ihn reich beschenkt und seiner steten Huld und Gnade versichert hatte, und empfahl ihm herzlich dringend, vor allem Herrn Savaric wieder aufzusuchen, von dessen Klugheit er hoffte, daß er über die fernere Genesung des erst halb Geheilten wachen werde. Im stillen war er überzeugt, es liege dem Hinweigelenden nichts so am Herzen, als den Entführer seines Weibes aufzusuchen und seine gekränkte Ehre an ihm zu rächen.

Dieser Gedanke aber war, so seltsam es scheinen mag, selbst in seinen wildesten Fieberträumen dem Unglücklichen kaum einmal durch das Hirn gegangen. Denn der Feind, der ihm seinen Frieden zerrüttet, stand nicht in der Farbe eines Fremden vor ihm, den er nie geliebt und der ihm nichts schuldig gewesen war, sondern mit den geliebtesten Bürgen, die ihre Macht an ihm noch jetzt nicht verloren hatten. Sie blühten ihm freilich jetzt wie verwandelt und durch einen Flor geträumt entgegen. Sein Grimm und Gram aber kehrte sich nicht sowohl gegen den, der das vertrauteste Antlitz ihm so entfremdet hatte, als daß

er sich selber grosszte, da er es immer noch nicht über sich gewinnen konnte, die häflich zu finden, die er hassen musste. Dann wieder kam eine unsägliche Bitterkeit über ihn, daß er sich in dem, was ihm das Holdeste und Heiligste geschienen, so jammervoll betrogen haben sollte, und ein Schwindel ergriff sein Haupt, da er fühlte, daß der Grund und Boden, auf den er sein irdisches Heil gebaut, ihm unter den Füßen gewichen und in den Schlund, der sich an derselben Stätte geöffnet, alles, was das Leben ihm wert gemacht, versunken und verschlungen war.

So ritt er als ein Mann, den nichts Freudliches daheim erwartet und der kein Ziel im Herzen trägt, langsam über das Pyrenäengebirge und in die lachenden Fluren der Provence hinab; aber so wund und wüst es in seinem Innern aussah, konnte er doch dem milden Hauch seiner heimischen Lüfte nicht wehren, daß sie nach und nach die Spuren des leiblichen Siechthums von ihm hinwegnahmen.

Er hatte die Richtung nach seiner Burg eingeschlagen und hielt sich von den Höfen fern, wo man, wie er glaubte, von seinem Unglück genug wisse, um ihn jetzt, wenn er sich blicken ließe, mit neugierigem Hohn oder Mitleid zu verwunden. Je näher er den Stätten kam, die ihn in seinem Glück gesehen, je zögernder setzte er die Reise fort, in den kleinsten Städten und unscheinbarsten Burgen am liebsten herbergend, wo er es leichter vermeiden konnte, seinen Namen zu nennen. Gleichwohl ward er hie und da erkannt, da die Straßen von ritterlichen Kavalkaden wimmelten und nur wenige der Vornehmen nicht längere Zeit Herrn Savaric's Gastfreundschaft genossen hatten. Dann gewahrte er mit stiller Genugtuung, daß niemand ihn um seines häuslichen Unglücks willen scheel ansah und seine Ehre ihm weigerte. Vielmehr suchte ein jeder ihm die Bahn in das frische Leben zurück so leicht und lockend zu machen, als er selbst nur wünschen konnte, und überließ ihn nur widerstrebd seiner eigenfinnigen Weltsehne.

Indessen war die Wunde, an der er litt, noch immer nicht verharscht, und da er einsah, daß es auch nie dahin kommen werde, wenn er jetzt tatenlos in einen Winkel Frankreichs sich einnistete und seine jungen Jahre verbrüte, beschloß er, zum Herzog von

Mailand zu reiten und ihm seine Dienste anzubieten, deren der streitbare Herr in seinen Händeln mit den Genuesen gar wohl bedurste. Als er diesen Entschluß gefaßt, ward er ordentlich guter Dinge, und wie er Abends in eine kleine Stadt nahe bei Valence einritt, wo er die Nacht über zu rasten dachte, hob er zum ersten Mal seine Augen nicht unfroh gegen die sinkende Sonne auf und sprach zu sich selber: Will's Gott, so streife ich noch einmal den alten Menschen ab, wie eine Schlange ihre welke Haut, und beginne über den Alpen, unter solchen, die eine andere Sprache reden, ein zweites Leben.

Der Wirt des kleinen Gathofes, zu welchem ein Knabe ihn gewiesen hatte, empfing den stattlichen Herrn aufs dienstelbstigste, führte ihn selbst in die beste Kammer, die er hatte, und ließ auftragen, was Küche und Keller vermochten. Als dann Herr Aubert in dem leeren Gastzimmer einsam beim Weine saß, trat der Wirt an seinen Tisch heran und begann mit höflicher Neugier ihn auszuforschen, unter Vorgetben, daß er ihm gern bei seinen Geschäften, falls solche ihn hergeführt, an die Hand gehen würde. Seinen Namen verschwieg der Fremde, hatte es aber kein Hehl, daß er aus Spanien komme und in die Bombardei wolle. Ob es wahr sei, fragte der Wirt mit einem verschmitzten Lächeln, daß die Frauen jenseits der Berge so viel rascheres Blut und freiere Sitte hätten, als in Frankreich, und zumal gegen ritterliche Fremde sich auf alle Weise huldvoll bezeigten. — Er selbst, erwiderte Aubert, indem seine Stirn sich ein wenig faltete, habe keine Zeit gehabt, dies zu erfahren, da ihn viele Monate lang eine Krankheit von allen Lebensfreuden abgeschieden habe. Auch sei er nicht um Abenteuer willen nach Aragon gereist. — Hierauf schwieg der Wirt eine Weile, hustete und nestelte an seinem Wams, als habe er etwas auf dem Herzen, für daß er nicht sogleich die passenden Worte finde. Herr Ritter, sing er dann wieder an, ich hoffe, Ihr denkt nichts Unrechtes von mir, als gäbe ich mich mit allerlei Geschäften ab, die nicht ganz ehrbar sind. Aber teils Eure schmucke und adlige Jugend, teils das Mitleiden mit einer unglücklichen Frau, die ein besseres Los verdient hätte, macht, daß ich nicht schweigen kann, da ich vielleicht zwei Menschen

einen Dienst erweisen mag, wenn ich rede. Es lebt in unserer kleinen Stadt eine gar schöne Person, in tiefer Verborgenheit, da sie sich, nachdem ein falscher Freund sie verlassen, ihres Un-  
glücks schämt und sich nicht in den lichten Tag hinauszutreten  
wollt. Ich selbst, obwohl die Frau, die ihr Herberge gibt,  
leibliche Mühme und Gevatterin ist und ganz in der  
von den „silbernen Lilien“ wohnt, habe sie nur ein ein-  
mal zu Gesicht bekommen, da ich unvermutet eines Morgens  
hrer Wirtin eintrat. Seit meines Lebens habe ich nichts  
mehr von einem Frauenzimmer erblickt und muß mich  
bis der Mann, dem sie ihre Liebe geschenkt, sich je  
ihr hat abwenden können. Sie erscheint, obwohl  
der Stille eines Kindes genesen, das gleich wieder  
so zart und unberührt, wie eine junge Prinzessin,  
ist sie leider arm wie eines Landfahrers ausgesetztes  
Kind ihre Wirtin, die sie schon Monde lang aus ihrem  
Vermögen ernährt, sie nicht länger behalten will. Ge-  
: Matieu, sagte sie zu mir — denn dies ist mein Name,  
wenn sich ein vornehmer Herr fände, des armen Weibchens  
sich anzunehmen, es wäre ein Segen für sie, und wer dazu hilfe,  
täte wohl ein christliches Werk. Denn in ihrer ratlosen Not —  
sagt sie — wer weiß, was sie einmal über Nacht anfängt! Sie  
selbst ist es von Herzen satt, einer armen Witwe zur Last zu  
liegen, und da sie zu viel auf sich hält, um ein schlechtes Gewerbe  
zu ergreifen, geht sie sicher einmal Hals über Kopf in ein kaltes  
Bad, ohne an ihr Seelenheil zu denken. Dies hat meine Ge-  
vatterin mir gesagt, und als ich Euch so stolz und hoch zu Ross  
an meinem schlechten Gasthof halt machen sah, da so vornehmer  
Besuch in unserem Städtchen selten über Nacht bleibt, schoß es  
mir wie eine Erleuchtung durch den Kopf, ob es etwa der Himmel  
selbst so gefügt habe, daß endlich ein Retter für die arme  
Schönheit erscheinen solle.

Diese Rede hatte Aubert in seltsamer Bewegung angehört.  
Denn da seine Gedanken im stillen immer bei seinem eigenen  
Schicksal verweilten, kam ihm bei der Schilderung des Wirts  
die Gestalt seiner verlorenen Liebe wieder in den Sinn, und  
sein Herz schlug heftig, wenn er dachte, daß er ihr vielleicht

nahe sei und mit wenigen Schritten sie erreichen könne. Dann erwog er, wie seltsam und schier einem Märchen gleichend dies Begegnen sein würde, und daß der Räuber seinen Schatz sicherlich fester in den Händen gehalten und jenseits des Wassers in seiner engelländischen Heimat geborgen habe. Also erwiderte er dem Wirt mit ernstlichem Kopfschütteln, er sei nicht der Mann, verlorene Weiber am Wege aufzulesen, und er möge andere suchen, an denen sich leichter ein Kuppelpelz verdienen lasse.

Hierauf blieb er, da der Wirt sich mit gekränkter Miene zurückzog, wohl eine gute Stunde für sich und trank mit düsterem Sinn die Kanne leer. Der Spuk aber, den die Erzählung heraufbeschworen, wollte nicht von ihm weichen, und da überdies um die siebente Abendsstunde das Gastzimmer sich mit Bürgern aus dem Städtchen füllte, die ihren Nachtrunk hier zu halten kamen, stand er plötzlich auf, winkte dem Herbergsvater und sagte ihm draußen auf dem Flur in einiger Verlegenheit: Er habe sich's reislicher bedacht. Wenn er auch zu einer Liebschaft nicht aufgelegt sei, halte er es doch für seine Pflicht, die Not einer armen Verlassenen zu lindern, und wosfern sich alles so verhalte, wie der Wirt gesagt, und keine listige Gaulerin es auf seine Arglosigkeit und seinen vollen Beutel abgesehen habe, wolle er das Seinige tun, das unglückliche Weib von einem verzweifelten Streich zurückzuhalten.

Der Wirt, der mit seiner Miene verriet, daß ihm diese un-eigennützige Regung verdächtig vorkomme, erklärte sich sofort bereit, den Fremden nach dem Hause zu geleiten, in welchem sich die geheimnisvolle Schöne befand. In tiefer Besinnlichkeit schritt Hubert neben seinem Führer durch die dunklen Gassen, und das Blut tobte in ihm, als ob es die Herzklammern sprengen wollte, da sie nun die Schwelle des armeligen Häuschens betraten. Er schalt seine Feigheit, die er doch nicht bezwingen konnte, und atmete ein wenig auf, als die alte Frau ihnen allein mit dem Läppchen entgegentrat und auf ein leises Wort, das ihr Gevatter ihr zuraunte, den schmuden Fremden mit großer Zutulichkeit willkommen hieß. Ihr Pflegling sei im Augenblick abwesend, da die arme Seele jeden Abend, so-

lange die Maiandachten zur heiligen Jungfrau währten, in die Kirche gehe, züchtig verschleiert, wie sie denn ihr Gesicht überhaupt niemals offen auf der Gasse sehen lasse. Bis sie wiederkehre, möge der Herr Ritter nur dort in der Kammer, wo die Fremde nun seit zwei Monaten in aller Tugend und Einsamkeit ihr Los betraure, sich's bequem machen, da sie erst mit ihr reden und sie auf das unverhoffte Glück und die hohe Ehre vorbereiten müsse.

Als Albert die Kammer betrat, die mit einfachem Gerät versehen, aber sauber und wohlaufräumt war, überkam ihn von neuem eine unsägliche Angst und Bellommenheit, daß er am liebsten unter einem Vorwande sich wieder entfernt hätte. Es fiel ihm ein, daß er die Alte nach dem Namen der Frau befragen könne. Doch entschlug er sich dessen wieder, da sie sicherlich, falls sie es war und ihr End vor aller Welt verborgen wollte, auch ihren Namen verhehlt haben würde. Und was hätte es ihm auch geholfen? Wenn der Wirt recht hatte und eine himmlische Fügung ihm hierher die Wege gewiesen, durfte er so feige sein, zu fliehen, statt seinem Schicksal fest ins Auge zu blicken? Daß sie ihm hinsort eine Fremde sein müste, ja ferner und unnahbarer als die Fremdeste, stand im Grunde seines Herzens fest. Gleichsam um sich selbst gegen jede Gefahr zu feien, wiederholte er sich von Zeit zu Zeit das Wort, das der König ihm gesagt und das so tief in seine Seele eingeprägt war, wie eine Devise auf Schild und Wappen, das Wort: Ehre über alles. So ward er endlich ruhiger und konnte sich bei dem Flimmern des Lämpchens, das die Wirtin ihm überlassen, in dem kahlen Gemach mit Muße umsehen. Im Winkel hinten stand ein breites Bett, wohl der Alten Chebett, mit einem Teppich überdeckt; die kleinen braunen Säulen die im Geviert vorzeiten den Betthimmel getragen hatten, ragten schief und rissig in die Höhe, da sie nichts mehr zu stützen hatten. Eine Truhe stand daneben, die hätte er gern geöffnet, um unter den Habseligkeiten der Bewohnerin nach Beichen ihrer Herkunft zu spüren. Denn er fand sonst nichts, was ihn auf eine sichere Spur brachte, nur ein paar ärmliche Blumensöcke, Goldlack und Basilum, auf dem schmalen Fensterbrett erinnerten ihn an seine

gute Zeit, wo seine junge Frau immer einen kleinen lachenden Garten an ihrem Fenster gepflegt hatte.

Zwischen den Blumen am Fensterkreuz hing noch ein handgroßes Spiegelchen, in Blei gefaßt. Wie er aber mit der Lampe näher leuchtete, sah er einen kleinen Kamm von Elfenbein auf einem der Töpfe liegen, und plötzlich zitterte ihm die Hand so sehr, daß er die Lampe auf den Sims stellen mußte. Er wußte nur zu gut, wer einen solchen Kamm besessen hatte, wie oft er selbst das schönste goldfarbene Haar, wenn es Abends losgebunden über den jungen Nacken fiel, mit diesem kleinen weißen Rechen durchfurcht, und wie er gelacht hatte, wenn sich ein Bahn desselben in dem weichen Dickicht versing und ein kleiner Schrei und Schlag ihn für sein Ungeschick bestrafte. Am ganzen Leibe brach ihm ein kalter Schweiß hervor, daß er sich an der Lehne des Stuhls vorm Fenster halten mußte. Dann nahm er den Kamm in die Hand, und siehe, da glänzte ihm ein langes blondes Haar, wie ein Seidenfaden, entgegen. In demselben Augenblick hörte er die Haustür gehen. Ein hastiger Schritt erklang in dem Zimmer nebenan, und eine Frauenstimme sagte: Wer ist in meiner Kammer, Frau Ermesind?

Das Blut brauste ihm so heftig vor den Ohren, daß er von den weiteren Nieden nichts mehr deutlich vernahm. Auch wurden sie mit halblauter Stimme geflüstert, und es schien ihm, als ob die Alte sich eifrig die Mühe gäbe, unwillige Vorwürfe der anderen zu beschwichtigen. Er hatte aber kaum Zeit, der Lampe den Rücken zuzudrehen und den Mäusehut tiefer in die Stirn zu ziehen, als die Tür der Kammer schon geöffnet wurde und eine weibliche Gestalt, das Gesicht dicht verschleiert, zu ihm eintrat.

Wer Ihr auch sein mögt, mein Herr, hörte er eine leise, vor Aufregung zitternde Stimme sagen, ich erwarte von Eurer Ritterlichkeit, daß Ihr dieses Haus, in welches Ihr durch schändlichen Irrtum gelockt worden seid, auf der Stelle verlasset. Es ist wahr, daß ich ein armes, von Gott und Menschen verlassenes Weib bin. Aber so sehr mich mein Unglück auch darniedergebeugt hat, mein Sinn ist nicht so erniedrigt, daß der erste beste im Vorübergehen nach mir haschen könnte, wie nach einer Frucht, die über die Gartenmauer auf die Heerstraße

herabhängt. Wer Euch gesagt hat, daß man Euch hier mit offenen Armen aufnehmen würde, hat Euch betrogen. Und darum bitte ich, daß Ihr jetzt von mir gehet, denn dies ist nicht der Ort und nicht die Stunde, wo ich mit einem fremden Manne mich unterreden darf. Ihr höret doch, was ich sage?

Sie hatte das alles hastig vorgebracht, ohne den Fremden, dessen Gesicht ganz im Schatten war, eines näheren Blicks zu würdigen. Da er stumm blieb, zuckte sie leicht die Achseln, als ob sie sagen wollte: Es soll dir nichts helfen, daß du wie eingewurzelt dort an der Wand lehnst! Sie schlug rasch den Schleier zurück, ihm ihr ernstes Gesicht zu zeigen, damit ihre Augen ihm bestätigten, was er ihren Worten vielleicht nicht glaubte. Sie war bleich und ihre reizenden Lippe ein wenig schmäler geworden, aber die Augen blitzen noch wie einst von jenem Feuer, das alles in ihm zu schmelzen wußte. Den Schleier hatte sie auf die Truhe geworfen und trug das kleine blonde Haupt frei auf dem schlanken Halse, ein wenig in den Nacken zurückgebogen, als sie jetzt sich wieder zu dem seltsamen Besucher wandte.

Ihr schweigt, sagte sie. Ich sehe daraus, daß es Euch leid tut, mir einen Schimpf angetan zu haben. Ihr scheint kein unedler Mann zu sein, da Ihr sonst meinen Worten vielleicht nicht glauben, sondern versuchen würdet, durch Schmeichelreden mich zu gewinnen. O, mein Herr, wenn es wahr ist, was die Wirtin von Euch ausgesagt hat, und Ihr wolltet Euch in Wahrheit eines unseligen Weibes annehmen aus ritterlicher Großmut, so kommt morgen am hellen Tage wieder, und wenn Ihr Euch meines Vertrauens wert zeigt, werde ich der allerheiligste Jungfrau danken, daß sie mein Gebet erhört und mir einen Stütze und einen Retter gesendet hat, da ich in meiner No schier verzagte. Die Frau sagt, Ihr zögert nach der Lombardrei Dahin steht auch mein Verlangen. Denn das Unglück, das über mich gekommen, ist so jammervoll, daß ich unter den Himmel Frankreichs mich nicht ferner blicken lassen kann. Drüber im Lombardischen, wo niemand meinen Namen und mein Schicksal kennt, hoff' ich bei irgend einer edlen und gütigen Dame eine Zuflucht zu finden, und da ich in künstlicher Arbeit mit de-

Nadel erfahren, in Hoffitten auferzogen bin, werde ich auch einem fürlslichen Hause keine Schande machen. Aber ich bin so ganz verarmt, daß ich selbst den elenden Unterhalt in dieser Kammer nicht mehr bestreiten kann, und nachdem ich das wenige an Schmuck und besseren Kleidern verkaufen mußte, nun nichts besitze, als das nackte Leben und meinen Frauenstolz, der mich hindert, durch Schande reich zu werden. Überlegt darum wohl, was Ihr tut, und ob Ihr warten könnt und wollt, bis sich mein Glück wieder wendet und ich Euch alles zurückstatten kann, was Ihr an meine Erlösung aus diesem Grunde wagen müßtet.

Sie hielt inne, da sie nun endlich ein Wort von ihm zu hören erwartete. Sie hatte vor ihm gestanden, nahe genug, aber mit niedergeschlagenen Augen. Da er noch immer schwieg, wurde ihr unheimlich zu Mute, und sie hob plötzlich die Blicke zu ihm auf und suchte durch das Dunkel unter seinem Hut seine Miene zu erforschen. Da sah sie zwei stille, starre Augen auf sich gerichtet, und jetzt machte er eine Bewegung, wie wenn er eine Waffe in der Hand verborgen gehalten und sie damit überfallen wolle, und: Albert! schrie sie und wankte mit sträuben- dem Haar zurück und bewegte die blassen Hände gegen ihn, wie um einen Mörder abzuwehren, und indem ihre strauhenden Füsse sich in den Säumen des Kleides versingen, wäre sie gegen die Truhe hingesunken, wenn er nicht noch zur rechten Zeit sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er hielt sie so ein paar Minuten lang, da ihr das Bewußt- sein geschwunden zu sein schien, denn ihr Haupt lag regungslos mit geschlossenen Augen an seiner Schulter, und ihr Atem ging stockend und wie bei einer Sterbenden. Als aber ein wenig Röte in ihre Wangen zurückkehrte, ließ er ihre Glieder auf die Truhe niedergleiten, so daß sie nun wie eine Schlafende mit vorgeneigter Stirn an der Wand sass.

Audiart! sagte er dumpf und zwang seine Kehle zu einem rauhen Ton, kommt zu Euch! Hört, was ich Euch zu sagen habe! Es ist umsonst, mir durch ein Haubelspiel, als hätte der Schreck Euch ins Leben getroffen, das Herz erweichen zu wollen. Ich habe Euch einst nicht gesannt, da Ihr mein waret, und kenne

Euch jetzt desto besser, da Ihr mir eine Fremde seid. Ihr thretet nicht, daß ich bessen gedenken will, was Ihr an mir verschuldet. Ich finde, der Himmel hat an meiner Statt Euch vergolten nach Gebthir. So will ich nicht mehr Euer Richter sein, sondern wie mit einer fremden Landfahrerin, die ich halb verschmachtet am Wege fände, meinen wenigen Besitz mit Euch teilen. Ihr mögt dann beginnen, was Euch beliebt, bleiben oder gehen, wohin Euer Irrstern Euch lockt; an guten Freunden, die Euch das Geleit geben, wird es Euch nicht fehlen; ich will nur warten, nach welchem Himmelsstrich Ihr Euer Segel stellst, um nach dem entgegengesetzten zu steuern. Denn noch einmal Euch zu begegnen, wäre eine härtere Strafe, als ich für meine Sünden verdient zu haben glaube

Diese Worte hatte er mit mannhaftem Ton, an ihrem Klang sein eigenes Herz befestigend, zu Ende gebracht und sie dabei angeblickt, als habe ihr Gesicht allen Zauber über ihn verloren. Wie er jetzt verstummte, schlug sie schlichtern, wie ein gescholtenes Kind, ihre langen Wimpern auf und heftete einen flehenden Blick auf seine Augen, daß er unwillkürlich das Haupt wandte und nach dem Fenster trat. Ach, Aubert! sagte sie mit mühsamer Stimme, ich hatte geglaubt, daß Bitterste gekostet zu haben; nun sind all meine Dualen ein Nichts gegen die Pein, die ich bei deinem Anblick erleide, und ich muß glauben, daß ich nicht aus Fleisch und Bein, sondern aus Demant gebildet bin, da ich solche Worte, wie du sie sprachst, habe überleben können. Ach, was ist das Brennen in Höllenflammen gegen die Dual, daß wir nun so beisammen sind, und doch getrennt, daß ich, die du so sehr geliebt, als eine Verworfene und Verstoßene hier die Hände ringen muß, und kann nicht einmal einen Blick von dir gewinnen, und uns wäre besser, das tiefe Meer rauschte zwischen uns, und meine Klagen und Seufzer, die ich zu dir herüberschrie, verwehte der Wind! Glaube nur nicht, Aubert, daß ich versuchen möchte, mich rein zu waschen von meiner Schuld. Ich weiß, daß keine Neue und Buße sie von mir nehmen kann, und daß ich ein gutes Wort und einen sanften Blick von dir nicht mehr wert bin. Das aber sollst du wissen, daß auch wohl ein besseres Weib als ich dem Versucher erlegen wäre. Denn er

war ein Teufel und nicht ein Mensch, und ausgelernt in allen Künsten der Finsternis. Er zeigte mir, da ich wie in der Wüste nach meinem geliebten Freund und Gemahl verschmachtete, alle Herrlichkeiten der Welt, und ihm zu widerstehen hätte ich blindlos sein müssen, gleich unserem Herrn und Heiland, was einem Menschenkinde nicht gegeben ist. Ich vielmehr, ich hatte Wochen und Monate einsam verlebt und heimlich gegrollt mit meinem Gatten, daß er auf so lange Zeit von mir gehen und Herrendienst höher schätzen könnte, als die Liebe seines jungen Weibes. Und da sagten mir böse Stimmen ins Ohr: es ist gar nicht Krankheit, was ihn fernhält, er ist frisch und fröhlich, und es behagt ihm besser, sich im Netz der hispanischen Frauen zu winden, wie ein Alal, als zu seinem schlichten Herde und zu seiner armen, kleinen Frau zurückzukehren. Und da hast' ich dich, Aubert, hastet dich aus allzugroßer Liebe, und dieser Haß machte dem Verführer leichtes Spiel. Siehe nun, wie ich es habe bezahlen müssen mit meinem ganzen Vermögen, daß ich heute nackt und bloß wie ein Auswurf meines Geschlechts von dir am Wege gefunden werden konnte und du mir einen Bettelpfennig zuwerfen willst und vorübergehst!

Nach diesen Worten fing sie an zu schluchzen, da sie sich der gestalt in das Mitleid mit sich selbst hineingeredet hatte, daß sie in der Tat einen Augenblick wünschte, zu sterben. Als er aber still blieb, lebte die Hoffnung in ihr wieder auf, daß sie seinen gerechten Zorn doch vielleicht entwaffnen könne, und sie blickte durch die Finger der Hand, mit der sie ihre überströmenden Augen bedeckte, nach ihm hin, ob er eine Bewegung mache, die ein verwandeltes Gemüt verrate. Er aber stand am Fenster und starrte unverrückt zwischen den Blumenstöcken auf die Gasse hinaus, wo eben ein leiser Schein den aufgehenden Mond ankündigte.

Auf einmal fühlte er, daß seine Kniee umschlungen wurden und ein zitternder junger Leib sich zu seinen Füßen wand. Er versuchte umsonst, sich aus dieser Umstrickung zu lösen.

Laß mich hier liegen! hörte er die halberstickte Stimme flehen. Ich bin unwert, daß du mich an dein Herz wieder emporziehest, Aubert! Aber wenn all das, was du mir mit

Katharina Merton und süßen Liedern gesagt, dir wahrhaft aus dem  
„ „ habe jetzt nur so viel Mitleid mit der, die du  
alles geliebt hast, daß du ihr zu ihrer Busse und  
verhilfst, damit sie einst in einem anderen Leben ge-  
und begnadigt dir entgegengehen könne. Hilf mir hin-  
...S diesem Lande, wo man noch meinen Namen kennt, und  
... mich an einen Ort, wo ich die Unrechte, die ich dir gemacht,  
errogenen mit harter Arbeit im Magdgewande abbüßen  
Nur las mich nicht hier zurück, wo harte Menschen mein  
sich zu nutze machen wollen, mich in neue Schande zu  
Ach, Albert, bedenke, wie jung ich bin und wie un-  
... id töricht ich hinlebte und wie du selbst mich mit deiner  
Unbetung verleitet hastest, mehr an mich selbst zu  
... als an dich und Gottes Gebot. Und wenn ich wirklich  
... jige Zeit dir verloren bin und du mir —

Steh auf! herrschte er sie an, da er fühlte, daß ihre Stimme  
und der Druck ihrer Arme seine Starrheit erschütterte. Weil  
ich noch denke, was du mir einst gewesen, will ich an mich halten  
und dich nicht mit Gewalt hinwegstoßen. Aber steh auf, wenn  
ich noch ein Wort mit dir reden soll. Du aber, fuhr er fort,  
da sie jetzt langsam sich vom Boden aufhob und wieder nach der  
Wand schllich, du tätest wohl, deine gleissnerischen Worte zu  
sparen, mit denen du mir das letzte Kleinod abschmeicheln willst,  
das mir noch geblieben: meine Ehre. Denn ich weiß, worauf  
du ziilst: im Lauf der Tage, wenn du dich bescheiden und ge-  
horsam zeigtest und in deinem Magdgewande dein Jugendkreis  
nur umso lockender wieder aufblühte, sollte ich vergessen, was  
ich meinem ritterlichen Namen schuldig bin, und dich zu Gnaden  
wieder aufzunehmen. Du wärst auch mit dem Fremden, für den  
du mich hieltest, bald so weit gekommen, trotz aller hochtönenden  
Versicherungen, er werde nie einen anderen Lohn für seinen  
Ritterdienst erlangen, als einen großen Dank und das Gefühl  
seiner edlen Guttat. Nun bin ich dir freilich lieber, als der  
erste beste, und du gedenkst der alten Macht, die du über mich  
besessen, und getraust dir wohl, sie wieder zu gewinnen. Ich  
aber — und wenn ich im steinigen Arabien oder unter den  
Wären am eisigen Pol mit dir zusammenlebte, als mit meinem

Weibe, — ich müßte erröten, so oft ich mein Gesicht in einem stillen Weiher gespiegelt sähe, daß ich das Weib wieder liebkoste, das ein Ehrenräuber mir entführt und nach kurzer Lust wieder weggeworfen. Und wenn ich vor Durst verginge, — den Apfel, den ich angebissen im Staube fände, führte ich nicht an die Lippen, ob er noch so rot und weiß mich anlachte. Ihr mögt darum Eure Tränen trocknen und alle Schlangenkunst, die an mir verschwendet ist, für bessere Gelegenheit sparen. Ich gehe jetzt von Euch für immer. Morgen werde ich Euch durch einen sicherer Boten eine Summe Geldes zustellen lassen, von der Ihr die Wirtin befriedigen und mit dem übrigen Euer neues Leben nach Gefallen beginnen mögt. Und damit befehle ich Euch in die Gut und Gnade Gottes, und wenn Euch daran liegt, will ich scheidend Euch noch versichern, daß die Not, in der ich Euch gefunden, jeden Groß in mir getilgt hat, und daß es mir von Herzen kommt, wenn ich Euch, fern von mir, gute Tage wünsche.

Er drückte den Hut wieder in die Stirn und schritt, ohne sie anzusehen, der Türe zu. Noch aber hatte er die Schwelle nicht erreicht, als ihre Stimme ihn noch einmal festbannte.

Lebt wohl, Albert! sagte sie, mit ganz verwandeltem Ton, so fest und klar, wie nur verzweifelte Entschlossenheit zu reden pflegt. Ihr habt recht, daß Ihr geht und keinen Blick zu mir zurückwerft. Aber glaubt nicht, daß Eure Großmut mir zu gute kommen werde. Von jedem anderen hätte ich eine solche Hilfe um Gottes willen angenommen, vom Fremdesten und Ungeliebtesten; von Euch nie und nimmermehr. Doch, wenn ich es recht bedenke, so bedarf ich auch keines erbarmenden Herzens mehr. Der Mond scheint so hell, daß ich den Weg zu meinem Frieden wohl finden kann. Ihr aber tätet besser, gleich jetzt hinwegzureiten. Wenn Ihr morgen früh noch in der Stadt verweilst und das Gericht erginge, Ihr wäret es gewesen, der in der letzten Nacht die fremde Frau besucht, die man frühmorgens aus dem Rhonestrom gezogen, es möchte Eurer Ehre nicht minder nachteilig sein, als wenn es rückbar wurde, daß Ihr Euer schuldiges Weib begnadigt hättest.

Er wandte sich nach ihr um; das Herz schlug ihm heftig

Er mußte sich gewaltsam fassen, ehe er die Lippen öffnen konnte. Lubriart, sagte er, nehmt Vernunft an. Was Ihr im Sinne habt mit Euch und mir, ist unmöglich. Ich wiederhole es, ich zürne Euch nicht mehr, vielmehr gönne ich Euch jedes Glück, daß in der weiten Welt noch für Euch zu finden ist. Ihr seid jung und schön und klug; folgt Eurem ersten Plane, reist über die Alpen in das italische Land und sucht dort ein neues Leben zu beginnen. Ich werde dafür sorgen, daß mein Name nie mehr an Euer Ohr schalle und im Vergessen böser alter Dinge störe. Was Ihr aber jetzt vorhabt, ist gottlos, und Ihr verscherzt damit Euer ewiges Heil.

Meint Ihr? sagte sie ruhig. Ich kam soeben aus dem Hause Gottes im Stande der Heiligung, soweit eine Sünderin auf Erden es von sich rühmen kann, denn ich hatte den Leib des Herrn empfangen. Und diese Stunde mit Euch war Fegefeuers genug, daß ich, wenn ich durch meinen Tod eine Sünde auf mich lade, gleichwohl der himmlischen Gnade mich getröstet mag. Übrigens — das ist meine Sache. Da ich Euch fremd bin, habe ich Euch keine Nechenschaft zu geben von dem, was ich tue und lasse.

Er sah sie an, eine kalte Festigkeit lag in ihrem Gesicht, die großen dunklen Augen blickten gelassen vor sich nieder. Ihm war, als habe er sie nie in so königlicher Schönheit gesehen.

Nun denn, sagte er, so tue jeder, was er für seine Pflicht hält. Ihr werdet mich bis zum Morgen in Eurer Kammer dulden müssen, da ich entschlossen bin, Euch den Weg zum Flusse zu versperren. Beim ersten Tagesgrauen erfahrt Ihr, was ich weiter mit Euch zu beginnen denke. Bis dahin genießet ruhig des Schlafs, den ich Euch schon zu lange abgebrochen habe. Ich werde mich leise verhalten und Euch nicht im Wege sein.

Er nahm den Hut ab, legte ihn auf ein Tischchen an der Wand und setzte sich dann auf einen niedrigen Stuhl am Fenster, den Blick hinausrichtend gegen den mondhelten Himmel. Den Rücken hatte er gegen das Bett gekehrt und verharrte so in tiefer Versunkenheit, ohne sich zu regen. Er hörte, wie sie nach einer Weile von der Truhe aufstand und in der Kammer hin und her ging. In dem Spiegelchen zwischen den Blumen

konnte er dann und wann einen Streifen ihres Gesichts oder ihres Halses erblicken und sehen, daß sie ihr Haar löste und, wie sie gewohnt war, es zur Nachtruhe unter eine kleine Haube zusammenlegte. Im übrigen blieb sie, wie sie war, nur daß sie die Schuhe von den Füßen streifte und das Gewand über der Brust ein wenig loser band. Sie sprach kein Wort, nicht einmal ein Seufzer unterbrach die Totenstille, die zwischen den beiden unseligen Menschen waltete. Auch im Nebenzimmer war alles stumm und tot. Nur wie sie sich in ihren Kleidern auf das Bett streckte, erseufzte die alte Bettstatt, daß es dem Manne am Fenster einen Stich ins Herz gab. Er ergriff den kleinen Kamm und drückte die blanken Zähne desselben gegen das Fleisch seiner eigenen Hand, daß der leibliche Schmerz sein Herzweh überwinden sollte. Mit einer Art wilden Troches sah er ein paar Blutstropfen über das Handgelenk herabrieseln. Mit der anderen Hand zerpflichtete er die zarten Blätter und Blüten des Basilikums und horchte dazwischen nach dem Winkel der Kammer, wo sein Weib von ihm geschieden ruhte. Kein Laut von ihren Lippen verriet, ob sie schlafe oder wache, und er hatte nicht das Herz, sich nach ihr umzuwenden. Als etwa eine Stunde so verstrichen war, hob er sich ein wenig auf den Zehen, bis er in das Spiegelchen blicken konnte. Da sah er unter halb geschlossenen Lidern zwei stille schwarze Augen auf sich gerichtet in herzbrechender Trauer und Sehnsucht. Es durchfuhr ihn wie ein Schlag von ehrner Faust, daß er bis in die Fußspitzen erbebe! Er preßte aber die elfenbeinernen Zinken inbrünstig wieder gegen sein eigenes Fleisch, sank still auf den Sessel zurück und schloß die Augen. Als er nach einer geraumten Weile sie wieder zu öffnen wagte, hörte er tiefes und ruhige Atemzüge vom Bett her. Sie kann schlafen! sagte er vor sich hin. Sie ist des Spielens mit mir müde geworden und wie ein Kind, das seine Puppe verloren hat, darüber eingeschlafen. Wohl mir, daß ich wach blieb und meine Ehre nicht einmiken ließ! Und doch — wie schön sie ist!

Nun betrachtete er ihr Gesicht lange im Spiegel, da die Helle des Mondes breit in das Fenster strömte und jeden Gegenstand in der Kammer taghell erleuchtete. Ihr rechter Fuß hing

über das Bett herab; er mußte denken, wie oft er ihr geholfen, das zarte Gebilde in den engen Schuh zu kleiden, und wie sie gescherzt hatten, wenn er sich ungeschickt anstellte bei seinem Kammerfrauendienst. Immer schwäler wurde es ihm in der Enge des niederen Gemachs. Er schob leise die Blumen zurück, öffnete das Schiebfensterchen und sog den Atem der Frühlingsnacht in durstigen Zügen ein, da wurde ihm leichter ums Herz. Geräuschlos glitt er wieder auf den Sessel zurück, lehnte den Kopf an die klählen Scheiben und schloß nun gleichfalls die Augen.

Doch mied ihn der Schlaf. Die Stunden gingen in ängstlichen Halbträumen hin; einmal hörte er die Frau auf dem Bett stöhnen, wohl von einem Angstgesicht im Traume heimgesucht, und schlich zu ihr hin. Da öffnete sie ein wenig die Augen und schien in der Dämmerung ungewiß, wer sie anblieke. Dann aber lächelte sie ganz unschuldig, daß ihre weißen Zähne reizend zwischen den vollen Lippen schimmerten, lästerte ein paar unverständliche Worte und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Es griff ihn so an, daß ihm die Kniee einbrachen und er neben dem Bett auf den harten Boden niedersank. Da lag er lange, und im Dunkeln stützten ihm die bitteren Tränen über die Wangen, bis auch seiner ein kurzer, dumpfer Schlaf sich erbarmte und er das Bewußtsein seines Glends verlor.

Als aber der erste graue Tagesschein in die Kammer sah, fuhr die Schläferin in die Höhe und erschrak ein wenig, da sie sich allein fand. Dann entzann sie sich, daß sie Nachts, da sie einmal aufgewacht, Hubert auf dem Fußboden neben dem Bett hatte liegen sehen; als sie in ihren Spiegel blickte, sich das Haar zu flechten, wurde sie vollends ihrer Sache gewiß und sagte bei sich selbst: Habe ich ihn schon so weit zu mir herangezogen, wird er endlich ganz wieder der Meine sein! Sie lächelte ihr schönes junges Bild im Spiegel an und band ihr Haar so zierlich auf, als sie nur konnte. Die roten Flecken an dem elsenbeinernen Kämme warnten sie nicht. Dann erklang Hufschlag draußen am Hause, sie hörte an die Türe pochen, die Wirtin trat herein, ihr um den Hals zu fallen und ihr Glück zu wünschen, daß sie einen so schönen und freigebigen Kavalier

bezaubert habe, der sich über Nacht entschlossen, sie mit sich zu nehmen und all ihrer Not ein Ende zu machen. Da nickte Frau Aladiart sanft und geheimnisvoll; als aber Aubert in die Kammer trat und mit einem düsteren Gesicht zur Elle trieb, damit sie ohne Aufsehen aus der Stadt ritten, kam ihre Zuversicht wieder ins Wanken. Mit niedergeschlagenen Augen gestand sie, da er fragte, wo ihr Reisegepäck sei, sie besitze nichts, als was sie an sich trage, da sie alles Entbehrliche habe verkaufen müssen. So gingen sie miteinander vors Haus und bestiegen das Pferd, das draußen gesattelt stand. Aubert stieg zuerst in den Bligel und reichte seiner Gefährtin die Hand, daß sie sich hinter ihn schwingen und auf der Kruppe zurechtholen könnte. Seinen Mantelsack hatte er vorn am Sattelknauf festgebunden. Darauf nickte er der Wirtin ein Lebewohl zu und gab seinem Tier die Sporen.

Noch schlief alles in der kleinen Stadt, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen; nur die Brunnen rauschten und die steinernen Figuren darauf sahen das reisige Paar mit starren Augen an, als es in mäßigem Trabe vorbeiritt. Der jungen Frau war zu Mut, als ob der Mann, hinter dessen Rücken sie saß, auch nur ein Steinbild sei, um dessen Leib sie ihre Arme geschlungen, um sich festzuhalten. Denn es wurde ihr kalt, als sie das Stahlhemd fühlte, daß er über seine warme Brust gezogen, und da kein Wort aus seinem Munde kam, merkte sie wohl, daß noch immer ein Abgrund zwischen ihnen war, obwohl sie sich so traulich an ihn lehnen durfte. Sie seufzte ein paarmal, laut genug, daß er es hören mußte. Er aber blieb steinern. Wie sie nun aus dem Stadttor kamen, ging eben die schöne Frühlingssonne auf und tauchte Land und Strom und die Zinnen und Türmchen hinter ihnen in zartes Gold. Da seufzte die Frau wieder, da sie des Morgens nach der Hochzeit gedachte, wo sie aus ihrer eigenen Burg mit ihrem jungen Gatten in den Wald geritten war, und der holden Worte, die er damals zu ihr gesagt. Nun war die letzte Nacht freilich unhold vergangen; aber daß er so voll z stumm bleiben würde, hatte sie doch nicht geglaubt. Als sie daher auf die breite steinerne Brücke kamen, unter welcher die Rhone in hasti-

gen hellgrisen Wellen hinschöß, brach sie selber das Schweig  
Wohin reiten wir? fragte sie schüchtern. Mich denkt, Auber  
Ihr seid mir unfreundlicher gesinnt heut am hellen Morg  
als gestern in der Nacht, obwohl Ihr nicht, wie Ihr gedre  
mich einsam zurückgelassen, sondern mit Euch genommen he  
Bei den sieben Schwestern, die durch die Brust der Gott  
mutter gingen: wenn Ihr mir das Herz brechen wollt  
Eurem starren Hass und Gross, so wäre es besser, Ihr sei  
mich hier im Freien ab und sprengtet davon, ohne Euch  
mich zu klimmern, als daß Ihr Euch selbst die Last aufbür  
die Verhasste noch ferner zu geleiten. Hört Ihr, wie der Fl  
unten rauscht? Ein Sprung vom Pferde hinab und in  
klaren Wellen, und Ihr wäret meiner los, und ich selbst hi  
Ruhe vor meinem eigenen Herzen. Wohin aber wollt Ihr n  
bringen, von wo ich nicht auch einen solchen Ruheort erreic  
kömme, wenn ich auch noch so gut bewacht wäre? Denn n  
noch einmal in das Leben zu schicken, in ein Leben ohne E  
nachdem ich Euch wiedergesehen, geht über meine Kräfte.

Statt aller Antwort gab er dem Tiere die Sporen, so  
sie im Fluge von der Brücke kamen. Erst als sie drüben z  
schen den Saatgälden eine Weile hingesprenzt waren, er  
das Pferd wieder langsamer gehen und sagte jetzt, ohne  
nach ihr umzumunden: Ihr werdet nicht allzulange meine  
Sellschaft zu ertragen haben. Zwei Stunden von hier, wie  
genau erkundet, liegt ein Frauenloster. Dorthin will ich E  
bringen, um Euch vor Euch selbst und den ungezügelten Trie  
Eures Herzens zu schützen. Wenn ich Euch frei in die L  
entliese, möchtet Ihr neues Unheil anstiften, anderen Argen  
Gefahr bringen und endlich selbst ein trauriges Ende nehn  
Darum will ich die Sorge für Euer Heil sicherer Händen  
vertrauen, und vielleicht kommt noch einmal der Tag, wo  
es mir dankt, daß ich Euch dazu verholfen habe, wenigst  
Euer unsterblich Teil zu retten.

Er dachte, daß sie in heftige Klagen und Bitten ausbre  
würde, aber sie nahm seinen Spruch hin wie eine Urmsünde  
der der Stab gebrochen worden. Nicht einmal ein Seufzer  
von ihren Lippen, und wenn er nicht ihre Arme um seinen

gesühlt und ihre kleinen Hände gesehen hätte, die sie vor seiner Brust bescheiden zusammengefaltet hielt, hätte er vergessen können, daß er nicht allein zu Pferde saß. Das machte ihn nachdenklicher und bedrückte ihn härter, als wenn sie sich hartnäckig gegen seinen Willen gesträubt hätte. Immer mußte er auf die beiden Händlein blicken, die so zart und hilflos sich ineinander schmiegten, und er bedachte, wie jung das unselige Wesen sei und wie bitter ihre kurze Sünde sich schon gerächt habe. So streng er seine Brust umpanzert hatte, konnte er doch dem Mitleiden nicht wehren, sich durch die Ringe des stählernen Hemdes in sein Herz zu schleichen und verstohlerweise all die alte Liebe und Leidenschaft mit einzuschwärzen, der er so rauh die Lär gewiesen. Die Vögel wachten in ihren Nestern auf und singen schmetternd an zu singen, als sie unter den zarten Laubkronen hinritten. Die Sonne stieg höher und machte die Welt umher, die in Blüten stand, zu einem traurlichen Paradiese, in welchem sich's gut wohnen ließ. Hatte nicht auch das Weib des ersten Menschen der Schlange gelauscht und dadurch sich und ihm den Garten Gottes verscherzt? Und der erste Betrogene hatte sein Weib nicht verstoßen, sondern sie mit sich genommen, den Fluch der Sünde gemeinsam zu tragen. Nein! rief es in ihm, dies trifft dennoch nicht zu. Sie waren nur zu zweien damals, und vor keinem dritten hatte Adam seine errötende Stirn zu verbergen. Nicht seine Ehre galt es, die erst ins Spiel kam, als die Welt bevölkert war und Kittertum und adelige Sitten auffammen, deren Gesetz niemand ungestraft verlezen darf. Halt aus, Albert, und laß dein festes Herz nicht schmelzen vom Strahl der Maiensonne und dem warmen Hauch eines jungen Busens, der dir um den Nacken spielt!

Wieder ritten sie, stumm und wie durch eine Mauer getrennt, eine weite Strecke dahin. Aber die Lust war zu laut und der Blütenduft, der sie erfüllte, zu süß, als daß sie das Eis, mit welchem der unglückliche Mann sein Herz zu wappnen dachte, nicht zum Tauen gebracht hätten. Er hörte im Vogelgesang ringsum seine eigenen Lieder, die er in der Blütezeit der jungen Minne an Audiart gedichtet; er gedachte an den

ersten Kranz, den die blassen Händlein ihm gewunden, und an ihr weiches Kosen, womit sie ihn beseligt hatten. Immer schwüler ward es unter dem Stahlhemd, große Tropfen traten ihm unter dem leichten Hut auf die Stirn, er fühlte das Blut in seinen Adern wie einen Strom rollen, der nach der ersten Frühlingsnacht die Eisdecke lüftet und frei und übermächtig dahinbraust. Und jetzt hörte er hinter sich nach dem langen, demütigen Schweigen plötzlich ein verstohlenes Weinen, und wie er aus seinem verworrenen Brüten aufblickte, erkannte er gar wohl die Ursache. Vor ihnen, kaum noch eine halbe Stunde entfernt und durch eine lichte Stelle im Walde herüberschauend, lag das Kloster auf einem Hügel, und seine grauen Mauern ragten finster in das lachende Himmelblau empor. Unwillkürlich hielt Aubert die Zügel an. Ein kleiner Buchen-hain umgab sie, mit schönen dunkelgrünen Blättern durchwachsen, und weit und breit war keine lebende Seele zu erblicken. Daßt uns einen Augenblick hier im Schatten rasten, sagte er und schwang sich aus dem Sattel. Dann hob er die Weinende herab, deren Tränen sofort zu fließen aufhörten. Sie sank, ohne ein Wort zu sprechen, in das weiche Moos und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Dabei aber schielte sie nach dem finsternen Manne, der mit gefreuzten Armen langsam vor ihr auf und nieder schritt. Der Hut war ihm vom Haupt gefallen, er lüftete das Eisenhemd, das ihm den Atem beklammte, dann begann er wieder sein düsteres Hin- und Widerschreiten, wie ein Raubtier hinter dem Räfiggitter. Sie aber hütete sich wohl, die Stille zu unterbrechen. Ihr Gesicht war ruhig geworden, ja sie lächelte sogar verstohlen vor sich hin und fing an mit den schlanken Fingern von den kleinen Blumen zu brechen, die neben ihr auf dem Waldgrunde wuchsen. Da stand er plötzlich vor ihr still, ohne die Arme von der Brust zu lösen, und sagte: Was soll nun werden? Sagt Ihr es mir; denn bei Sankt Leonhard, ich selber weiß es nicht. Ich hatte wohl gedacht, es sei alles damit abgetan, wenn ich Euch ins Kloster brächte. Euch wünschte ich dort ja auch geborgen. Wer aber schützt mich vor Euch? Wer bürgt mir, daß, wenn ich weiß, wo Ihr zu finden waret, der alte Wahnsinn nicht wieder ausbreche und ich Mauern und

Niegel sprenge, Euch wieder in meine Arme zu ziehen und mit  
Euch meine Schande ans Herz zu drücken?

Sie sah zu ihm auf, zuerst mit einem ungewissen Blick.  
Als sie aber die Flamme gewahrte, die aus seinem Auge loderte,  
ging ein Glanz von triumphierender Freude über ihr Gesicht,  
und sie sagte mit erklinstelter Demut: Warum wollt Ihr tun,  
Aubert, was Euch hernach gereuen würde? Lasset mich, wo ich  
bin, so soll keine Mauer und kein Niegel dazwischen sein, wenn  
Ihr heimverlangt nach Eurem armen Weibe. Habe ich Euch  
nicht schon gesagt, daß ich mich der Ehre, Eure Gattin zu heißen,  
nicht mehr würdig acht'? Wenn ich es nun aber zufrieden wäre,  
Eure Magd zu sein, wer würde Euch darum schelten?

Sie sah mit ihrem scharfen, klugen Auge, wie ihre Macht  
über ihn mit jeder Minute wuchs. Da wollte sie das Letzte  
wagen. Nein, sagte sie, so geht es doch wohl nicht. Ich dank'  
Euch, Aubert, daß Ihr noch so viel Liebe für mich bewahrt  
habt. Aber ich möchte nicht, daß Euch späterhin die Neue an-  
wandelte, wenn Ihr mich aus gutem Herzen begnadigt hättest.  
Darum ist es besser, Ihr macht gleich heut ein Ende und schafft  
den Anlaß zu so viel Herzweh und Pein aus der Welt. Für-  
wahr, lieber als in das Kloster, ginge ich aus diesem Leben fort  
in ein stills Grab, und wenn ich von Euren Händen stürbe,  
wäre mir's ein sanfter Tod. Sehet, wir sind hier ganz allein,  
niemand kann Euch anklagen, wenn Ihr Euer arges Weib für  
immer von Euch scheidet, und ich selber, ich will stillhalten wie  
ein Lamm und die Hand noch küssen, die mich gerichtet hat.  
Bieht Euer gutes Schwert und stößt es mir ohne langes Be-  
sinnen in die Brust. Ich selber will Euch den Weg zeigen, daß  
Ihr das Herz nicht verfehlten könnt!

Indem sie dies sagte, fasste sie ihr Kleid oben am Halse  
mit beiden Händen an und riß es mit einem Ruck über der  
Brust entzwei, so daß plötzlich ihr junger Busen bis auf den  
Hürtel entblößt aus dem dünnen Gewande hervorglänzte

Aber in demselben Augenblick, wo all ihre Schönheit wieder  
schleierlos vor sein Auge trat, sah er auch das Schlangenlächeln  
an ihrem roten Munde, das ihn aus seiner Verzauberung wieder  
in die wache Wirklichkeit zurückrief.

Buhlerin! schrie er überlaut, du hast deine Künste zur rechten Zeit spielen lassen, mich zu erinnern, welch eine Entedrigung meiner in deinen Armen gewartet hätte. Ja, du hast recht, wir zwei können nicht atmen unter denselben Himmel. Eins muß weichen — und das bist du — und so gnade dir Gott — dir geschieht, wie du gewollt hast — mach' Neu' und Leid, und ich will dir's erlassen, die Hand deines Richters zu küssen. Mir aber — mir sei der Heiland gnädig!

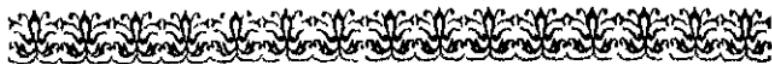
Er warf sich über sie, die nur noch einen kurzen Angstschrei aussstoßen konnte. Den schwarzen Schleier, der ihr vom Haupt gesunken, hatte er gepackt und um ihren schimmernden Hals geschlungen. Wie ein Wahnsinniger kniete er an ihrer Seite, und unter beständigem Rufen: Mach' Neu' und Leid! Gott sei uns beiden gnädig! — erwürgte er sein Weib.

Als sie regungslos vor ihm lag, stand er ruhig auf. Es ist vollbracht, sagte er mit kalter Stimme. Ich habe ihr den Willen getan, nun wird sie ruhen und mich in Ruhe lassen. Aber so schamlos, wie sie gestorben ist, will ich sie nicht begraben. — Da zog er das zerrissene Gewand wieder über dem weißen Busen zusammen und nestelte es fest. Dann grub er milhsam mit seinem Schwert eine flache Grube unter den Bäumen, wo sie lag, und trug den leblosen schlanken Leib hinein. Erst als sie dort gebettet lag, überfiel ihn ein Grauen vor seiner eigenen Tat. Mit zitternden Händen raffte er Moos und dörrres Laub zusammen und häufte es über das stille weiße Gesicht, das noch im Tode seine Sehnsucht weckte. Als dann eine reiche Decke von Grün und Blumen ihm die Gestalt verbarg, raffte er sich auf und floh von der Stätte des Grauens fort. Sein Pferd ließ er im Walde weiden, Hut und Schwert und Panzerhemd warf er von sich, daß alles fanden Hirten an demselben Tage, aber daß Grab lag so versteckt, daß niemand es entdeckte.

Erst nach sieben Tagen kam eine Prozession der Nonnen, an ihrer Spitze die Oberin, das Heiligenbild tragend, um die Felder zu segnen, durch den Wald und an die Stelle, wo die Tat geschehen war. Da sahen sie einen ganz verwilderten hohlwangigen Mann neben einem Hügel von Laub und Blumen

liegen, dessen Anblick die fromme Schar wie ein Gespenst in die Flucht trieb. Nur die Abtin trat zu ihm und fragte nach seinem Namen und Schicksal. Da beichtete er ihr, was er erlitten und getan, und daß er seit jenem Tage wie ein wildes Tier, von den Schrecken seines Gewissens gehegt, herumgeirrt sei in Grotten und keine Nahrung mehr über die Lippen gebracht habe, nun aber seinem Ende nahe sei. Er bat, man solle das unglückliche Weib christlich bestatten und ihn selbst zu ihren Füßen, da sie ihn noch im Tode nicht losgelassen, sondern wieder zu sich herangelockt habe. Seinem Freunde aber, dem edlen Herrn Savaric, solle man sein trauriges Ende melden und dem Könige von Aragon sagen, daß er um seiner Ehre willen sein ewiges Heil verscherzt habe.

---



# Der Mönch von Montaudun

(1880)

**M**im Hofe des dichterfreundlichen Königs Alfons II. von Aragon lebte um die Wende des zwölften Jahrhunderts ein wunderlicher Heiliger, den seine Mönchskleidung und selbst die Priorwürde, zu der er im Lauf der Jahre gelangte, nicht hinderten, das Gewerbe eines fahrenden Sängers zu üben und sich mit hiziger Leidenschaft in die allerweltlichsten Händel zu mischen.

Als der verarmte Sprößling eines edlen Hauses aus Vier in Auvergne war er schon in jungen Jahren in die Abtei von Orlac eingetreten. Aber das härene Hemd und die strenge Disziplin, die ihm dort zu teil wurden, hatten das Feuer seines ritterlichen Blutes nicht zu dämpfen vermocht. Auch hinter den Klostermauern verfolgte er den Lauf der Welt mit eifrigem Auge, und da er die Waffen nicht mehr führen durfte, entlud er seinen tatenlosen Grimm und was er an politischen Wünschen und Meinungen auf dem Herzen hatte, in schneidigen Lieder zu Schutz und Truh, Sirventese genannt, die seinen Name bald durch die ganze Provence bekannt und, je nach der Partei die er verfocht oder angriff, geliebt oder gefürchtet machten.

Nicht seinen weltlichen Namen zwar, der spurlos verscholl ist. Damals wie heute wurde er nach dem Kloster, zu dessen Prior der Abt von Orlac ihn geweiht hatte, nur der Mönch von Montaudon genannt. Da nun die Fürsten und Barone der Nachbarschaft gar wohl erkannten, von wie grossem Nutzen es ihnen sein musste, die fernhinterfassende Dichtkunst dieses feierlichen Gängers in ihre Dienste zu nehmen und nach ihren Zielen und Zwecken zu lenken, luden sie den Mönch von Montaudon, sein Kloster zu verlassen und sich, solange es ihm gesie-

halb hier halb dort an den Höfen seiner Gönner aufzuhalten. Hierzu gab der Abt von Orlac umso williger seine Zustimmung, als der dichtende Prior alle Geschenke und Gaben, die seine Kunst ihm eintrug, dem dürfstigen Kloster und baufälligen Kirchlein von Montaudon zu gute kommen ließ, auch getreulich, wenn er etliche Jahre fern gewesen war und seine Verse gleichsam wie das Glöckchen am Klingelbeutel munter hatte läutzen lassen, in seine Priorzelle zurückkehrte, dort nach dem Rechten zu sehen und wieder eine Zeitlang einer gottseligen Beschaulichkeit zu frönen.

So kam es, daß endlich auch der Herr von Aragon auf Troubadour in der Kutte aufmerksam wurde und ihm freundliche Botschaft sandte, er möge an seinen Hof kommen, dort unter anderen gefeierten Sängern sich's kurz oder lang als Gast seines königlichen Gönners gefallen zu lassen. Auch hiergegen hatte der würdige Abt nichts einzubwenden, ja er entband den Prior ausdrücklich von der strengsten Observanz und wies ihn an, sich in allem den Wünschen eines so hohen und gnädigen Fürsten zu fügen. Alfons nun, der einen lebensfrohen und zu mancherlei Humoren aufgelegten Sinn hatte, befahl alsbald seinem mönchischen Gast, sich wieder in die weltlichen Bräuche zu schicken, das strenge Fasten zu meiden, den Damen sich höflich zu bezeigen und sich sogar in Liebesliedern zu versuchen.

In dies neue Leben sich einzugewöhnen, scheint den geistlichen Herrn nicht sonderliche Überwindung gekostet zu haben, wobei die adelige Erziehung, die er als Knabe genossen, ihm wohl zu statten kam. Auch war das klösterliche Kleid, das er im bunten Gewühl des Hofes nicht ablegte, kein Hindernis, daß er den Damen gefiel und für seine zärtlichen Kanzonen Gehör fand. Was in diesen uns heutzutage seltsam anmutet, eine gewisse lehrhafte Trockenheit und scholastische Spitzfindigkeit, wurde durch die ansehnliche Erscheinung des Dichters aufgewogen, der ein hochgewachsener Mann war, mit feurigen Augen und einem braunen, wallenden Bart, nur durch ein Muttermal an der linken Schläfe in Gestalt einer purpurroten Himbeere ein wenig entstellt. Vielleicht auch wurde gerade die Künstlichkeit seiner verliebten Lieder ihm zum Verdienst ange-

rechnet. Er rühmt sich wenigstens, „schöne Augen und Wangen geküßt und manche Wallfahrt unternommen zu haben, nur um Gott zu bitten, er möge das Herz seiner Dame wissen lassen, wie treu er sie liebe“.

So hätte er wohl noch lange Zeit das vergnüglichste Leben von der Welt führen können, wenn auch nicht zur größeren Ehre Gottes, doch zu Nutz und Frommen der armen Klosterbrüder, die gleichfalls bessere Kutton trugen und einen minder fauern Wein tranken, seitdem ihr Prior die Füße unter eines Königs Tafel streckte. Mitten aber in aller Pracht und Ehre seiner Hofdichterschaft stach ihn ein mönchischer Kikel, auch einmal wieder ein wenig zu predigen, freilich in Versen und auf eine muntere Art, doch immerhin so, daß er es mit der schöneren Hälfte seiner höfischen Gemeinde heillos verdarb.

Schon damals nämlich war die Unsitte des Schminke stark im Schwange, wie sie denn zu keiner Zeit und unter keinem Himmelsstrich völlig außer Übung gekommen ist. Was unsern dichtenden Prior reizte, gerade an dieser, doch nicht wohl zu ewiger Höllenstrafe verdamnten Schößlinde der Frauen ein satirisches Mittchen zu fühlen, ist nicht überliefert worden. Da-gegen haben sich die beiden gereimten Gespräche (Tenzonen) erhalten, in denen der Dichter keinen Geringern als Gottvater selbst mitreden läßt, vielleicht um etwaige Proteste der beleidigten Damen durch das Ansehen des höchsten Richters von vorn herein niederzuschlagen.

Der Schauplatz beider heiliger Konversationen ist der Himmel, wo den Frauen ein förmlicher Prozeß gemacht und ihre Sache zunächst von dem Dichter selbst verteidigt wird. Denn die erste dieser Tenzonen lautet wie folgt:

Durch gutes Glück hatt' ich einmal  
Ein Gespräch im Himmel droben,  
Wo die Mönche klug' erhoben,  
Die Weiber schminkten sich zumal;  
Völkerherten da ein groß Geschrei;  
Die Farben stiegen schon im Preis,  
Weil sie die Wänglein rot und weiß  
Bemalten, was doch stöndlich sei.

Gott sprach zu mir mit offnem Sinn:  
Mönch, ich hab' es wohl vernommen,  
Dass ihr seid zu Schaden kommen.  
Drum mir zu Fleb geh eilends hin,  
Verbiete solches Tun den Frau'n.  
Genug der Klagen hört' ich an,  
Und lassen sie nicht ab fortan,  
Sie sollen schlimme Dinge schau'n!

Mein Herr und Gott, sprach ich, erwägt  
Villiglich: daß alle Frauen  
Lieben gierlich auszuschauen,  
Das hat Natur in sie gelegt.  
Drum sei es Euch kein Ärgerniß,  
Und schweigen sollt' der Mönche Schaar!  
Dass sie den Weibern immerdar  
Gehässig waren, ist gewiß.

Mönch, sprach der Herrgott, Torheit nur  
Hat dir jetzt im Sinn gelegen,  
Dass sich meinem Schluss entgegen  
Soll schmückten meine Kreatur.  
Sie gleiche ja mir selber ganz,  
Wenn sie, die täglich altern soll,  
Mit bunten Farben listenvoll  
Sich schüsse neuen Jugendglanz. —

Ihr redet, Herr, so gar ergrimmt,  
Weil Ihr thront so hoch im Blauen,  
Und doch lassen nie die Frauen  
Vom Schminken, wenn Ihr nicht bestimmt,  
Dass ihre Schönheit nicht verfällt,  
Bis sie der Tod rast ab von hier.  
Wollt Ihr das nicht, so misset Ihr  
Die Farben tilgen von der Welt.

Hieran schließen sich noch ein halb Dutzend Strophen, in denen die Sache in einem Tone weitergeführt wird, der heutzutage weder auf Erden noch vollends im Himmel als wohlständig angesehen würde, gegen die Hoffnungen jener Zeiten aber so wenig verstieß, dass der Dichter nicht nur den Beifall seines männlichen Publikums gewann, sondern auch die Gunst der Frauen noch nicht verscherzte, obwohl sie den Schalt in der Maske des Fürsprechers wohl witterten. Dieser Erfolg aber

machte ihn übermütig und reizte ihn, das verfängliche Thema in einer zweiten Tenzone zu behandeln, nun freilich mit einer so beißenden Schärfe, daß es den Betroffenen über den Spaß gehen mußte.

Wiederum wird im Paradiese vor Gottes Angesicht offenes Gericht gehalten zwischen den Mönchen als Klägern und den Weibern als Beklagten.

„Zene klagen, daß sich die Weiber der Malerei, einer mönchischen Ersindung, bemächtigt hätten und durch die Nöte ihrer geschninkten Wangen die Botivgemälde der Kapellen verdunkelten; die Frauen behaupten dagegen, sie seien vor der Ersindung der Botivgemälde im Besitz der Malerei gewesen, und eine von ihnen bemerkte, sie sehe nicht ein, was die Mönche verlören, wenn sie den Spöttern zum Trost sich die Falten unter den Augen zu bemalen und zu verstecken wisse. Nun legte sich Gott ins Mittel: er forderte die Mönche auf, den Frauen, die nicht über fünfundzwanzig Jahre alt seien, dreißig Jahre zum Schninken zu vergönnen; allein die Mönche weigern sich und wollen nur aus Gefälligkeit für Gott zehn Jahre unter der Bedingung zugestehen, daß sie alsdann in Frieden gelassen würden. Endlich bringen St. Peter und St. Lorenz einen Vertrag zu stande, jede Partei gibt fünf Jahre nach, und so vereinigt man sich auf fünfzehn; allein dieser Vertrag wurde, wie der Dichter weiter bemerkt, von Seiten der Frauen, welche er betrifft, bald überschritten. Sie legen so viel Weiß und Rot auf, wie kein Botivgemälde enthält; sie mischen zu dem Ende Quecksilber mit verschiedenen Färbestoffen, oder Pferdemilch mit einer Art Bohnen, welche den alten Mönchen zur Speise dienen; wenn man alle ihre Salben zusammenrechnet, so kommen über dreihundert Büchsen heraus. Nie war es St. Petrus' oder St. Lorenz' Ansicht, die Alten, welche längere Bähne haben als ein Eber, in den Vertrag mit einzuschließen. Der Dichter behauptet, sie hätten den Safran so verteuert, daß man sich im heiligen Lande darüber beklage, und fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen, über das Meer zu segeln und diesen Färbestoff zu erfechten.“

Daß der Bussprediger durch diesen bitterbösen Ausfall,

wenn er auch in der Sache nichts anderte, wenigstens die Lacher auf seine Seite brachte, ist nicht zu verwundern. Auch verhielten sich die Angegriffenen klugerweise so still, daß man fast hätte glauben sollen, sie seien in sich gegangen und hätten die beschämende öffentliche Verhandlung ihrer Sünde als eine gerechte Buße hingenommen. Auch fühlten sie sich freilich zu schwach, um dem unhöflichen Feinde mit seinen eigenen Waffen zu begegnen, und wenn es unter den weltlichen Sängern auch nicht an solchen fehlten mochte, die in Hoffnung eines zärtlichen Danzes gern eine dichterische Lanze mit dem streitbaren Mönch gebrochen hätten, wehrten sie doch all solche Unerbietungen ab, um dem Gegner, dem eine Niederlage durch weibliche Kunst und List zugesadcht war, vollends sicher zu machen, als habe er das schwächere Geschlecht für ewige Zeit gedemütiigt.

So saß er eines Morgens in seinem hellen, wohl ausgestatteten Gemach, als ein Diener bei ihm eintrat mit der Meldung, in der nahen Kirche des heiligen Lorenz harre seiner eine vornehme Dame, die eigens hieher gereist sei, um dem Herrn Prior ihre Beichte abzulegen. Da dieser am Hofe, obwohl er täglich in der Frühe eine Messe las, kaum noch in seiner geistlichen Eigenschaft figurierte, wunderte ihn dies seltsame Begehrn. Doch folgte er alsbald dem Boten und sah, als er in die Kirche trat, die Fremde schon im Beichtstuhle knieen, in ein eifriges Gebet versunken, so daß sie nicht einmal den Kopf wandte, als seine Schritte an den hohen Wölbungen widerhallten. Sie war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, daß Gesicht durch einen dichten schwarzen Schleier verhüllt, den die gefalteten weißen Hände hoch über der Stirn an das Gesicht drückten. Nur so viel vermochte der Prior im Vorbeiwandeln zu erkennen, daß sein Beichtkind vom schönsten Wuchs war und in der Süße der Jahre, da eine Fülle blonder Haare wie Gold durch die seidenen Maschen des Schleiers erglänzte.

Er hatte kaum seinen Sitz eingenommen und das Ohr gegen das Bittersensterchen geneigt, als die Fremde zu reden anfing, mit einer halblauten, schuchternen Stimme, die aber lieblich klang, wie das erste Wirren und Zwitschern eines kleinen Vogels zwischen Nacht und fröhlem Tag.

Hochwürdiger Herr Prior, sagte sie, ich habe Euch um Verzeihung zu bitten, daß ich Euch hieher bemüht habe, meine Beichte zu vernehmen, da doch der Pfarrer dieser Kirche bei der Hand gewesen wäre und Ihr jetzt andere Dinge zu tun habt, als eine reuige Sünderin zu absolvieren. Da aber die Todsünden, die mein Gewissen belasten, Vergehungen gegen Euch selbst, Eure Person und Eure geistliche Würde sind, habe ich es als eine Verschärfung meiner Buße betrachtet, wenn ich mich gerade vor Euren eignen Ohren als diejenige darstellte, die ohne Eure und Gottes Barmherzigkeit für ewig verdammt sein wird.

Dem Prior, da er diesen seltsamen Eingang vernahm, versagte jedes Wort der üblichen Ermahnung, die er überdies bei einer so zerknirschten Sünderin sparen zu können meinte. Auch war er allzu begierig zu erfahren, inwiefern er selbst, der Wildfremden gegenüber, in ihre Beichte mit verwickelt sein möchte, als daß er durch ein überflüssiges Wort die Lösung des Rätsels hätte aufhalten mögen. Sprich, meine Tochter, sagte er. Gottes Gnade ist unerschöpflich, und ich selbst bin ein armer Sünder, der verzeihen muß, auf daß auch ihm verziehen werde.

Da fuhr sie mit noch leiserer Stimme fort: Wisset, hochwürdiger Herr, daß, die zu Euch spricht, die Gräfin Fabide von Limoges ist, die bis vor wenigen Jahren sich für eine der glücklichsten Frauen unter dem Monde hielt, da sie alles besaß, was ihr Herz begehrte, und von keinem Verlangen träumte, das ihr jemals unerfüllt bleiben sollte. Nun aber hat der Himmel für gut besunden, ihren freudigen Sinn zu dämpfen, indem er ihr eine schwere Versuchung schickte.

Hier schwieg sie ein wenig, als ob eine weibliche Scheu ihr die Zunge schwer mache. Dann sprach sie weiter: Ich bin einfach erzogen worden, trotz meines Stanges und Reichtums, und der Gemahl, den meine Eltern mir wählten, war ein Better von mir, jung und lebensfroh, der Jagd und ritterlichen Übungen ergeben, aber ein Tropfen Tinte hat nur selten seine Finger besleckt, und den Wissenschaften und Werken der Dichter ist er fremd geblieben. So hatte auch ich bisher

den Liedern der Troubadours nicht viel anders mein Ohr ge-  
liehen, als man dem Vogelgesang oder dem Plauschen eines  
Springbrunnens lauscht, bis ich eines Tages eine Kanzone ver-  
nahm, die eine Dame, ein Guest unseres Hauses, auswendig  
wußte, ein Liebeslied von so eigenem Klang und Sinn, wie ich  
noch keines je vernommen. Ich gestehe Euch, Hochwürdiger  
Herr, daß ich nachdenklich wurde und zum ersten Mal darauf  
versiel, von allen Freuden des Lebens möchte es doch noch eine  
geben, die mir versagt geblieben, die nämlich, in so schönen  
Worten und Bildern gefeiert und um Liebe gebeten zu werden.  
Wie aber erstaunte und erschrak ich, als ich hörte, der Dichter,  
der diese süße Weise ersonnen, sei nicht ritterlichen Standes,  
sondern gehe in Kette und Tonfur durch die Welt. Von Stund'  
an verfiel ich in eine tiefe Schwermut. Denn ich konnte mir  
nicht verhehlen, daß ich keinen anderen Gedanken mehr hatte,  
als an Euch, was doch in Wahrheit eine schwere und zwiefache  
Sünde war, einmal gegen meinen Gatten, dem ich meine Treue  
in Zeit und Ewigkeit verpfändet, und ferner gegen Euch, da  
ich es stets als eine Todsünde erachtet habe, in weltlicher Liebe  
zu einem Geistlichen zu entbrennen. Mag immerhin Euch selbst  
von Euren Oberen ein Indult gegeben sein, als ein höfischer  
Sänger schönen Frauen zu huldigen, so werden doch diese selbst  
der Verantwortung nicht enthoben, wenn sie Eurer Weißen  
vergessend nur auf die edlen Gaben Eures Geistes und Eurer  
Person blicken. Und dies ist meine erste große und schwere  
Schuld, die ich überdies weder bereuen noch von mir abwälzen  
konnte, da ich Euch flüchtig einmal in Bay Sainte-Marie ge-  
sehen und eines Eurer Gedichte selbst habe vortragen hören.

Sie versummte wieder, und nur ein Seufzer gab zu er-  
kennen, daß die Beichte sie fühlbar erleichtert hatte. Der treff-  
liche Prior aber, dem bei diesen raschen, flammenden Worten  
ein wenig warm unter der Kapuze geworden war, hatte nicht  
Zeit, auf eine schickliche Antwort zu sinnen, die zugleich der  
Pflicht seines geistlichen Amtes genügt und die schöne Sünderin  
nicht allzu sehr in ihrer Zerknirschung bestärkt hätte, da er die  
Früchte einer so unverhofften Kunst durchaus nicht zu verscherzen  
wünschte. Denn ehe er noch den Mund öffnen konnte, hatte

sein Beichtkind sich schon wieder gefaßt, und er vernahm jetzt mit nicht geringerem Erstaunen, daß hier nichts mehr für ihn zu hoffen sei.

Er brauche sich nicht zu bemühen, sagte die Fremde, die sündige Neigung in ihrer Brust zu bekämpfen. Ihm selber sei dies schon viel früher gelungen, und zwar, indem er einer sehr von ihr geliebten Person einen schweren Kummer zugefügt habe. Sie besitze eine jüngere Schwester, Brunessinde von Venzenac, seit kurzem vermählt, aber durch die Geburt eines Kindes in eine langwierige Krankheit verfallen, von der sie nur lämmertisch wieder genesen sei. Um nun den Verfall ihrer Schönheit dem eigenen Manne, dem die blassen Wangen und mattten Augen verhaftet seien, zu verbergen, habe sie ihre Zuflucht zu allerlei weiblichen Künsten genommen, die ihr gar unschuldig erschienen, zumal sie von so vielen ihres Geschlechtes geliebt würden. Sie habe ein wenig Not und Weiß aufgelegt und durch einen Strich unter dem Augenlid den Glanz ihres Blickes zu erhöhen gesucht, nur um die Neigung ihres Mannes nicht zu verlieren. Und nun stellt Euch vor, hochwürdiger Herr, fuhr die Knieende fort, wie tödlich sie betroffen wurde, als eines Tages bei der Tafel ihr eigener Gemahl Eure beiden Tenzonen zum besten gab! Nicht nur, daß sie fürchtete, sein Blick möchte dadurch geschrägt werden, so daß er hinter ihre harmlosen Schläche käme: auch das strenge Gericht, das Ihr Gott den Herrn über unsere Mäuskunst halten lasset, fiel ihr schwer aufs Herz, und es fruchtete wenig, daß ich sie tröstete: Ihr selber könnetet das so genau nicht wissen, vielmehr hättet Ihr das himmlische Parlament nur erdichtet, um uns armen Frauen einen Tort anzutun, — sie blieb dabei, daß sie hinfert es nicht mehr wagen dürfe, ihrer armen erblichenen Schönheit ein wenig aufzuhelfen, und geriet darüber in so heftigen Zwiespalt ihrer Angste und Wünsche, daß sie nach kurzer Zeit von neuem das Bett hüten mußte und noch immer nicht wieder aus der Dämmerung ihres Krankenzimmers an das helle Licht des Tages hervorgehen mag.

Nun sehet, hochwürdiger Herr, als ich dies erfuhr, hat sofort meine unerlaubte Liebe zu Euch sich in einen Haß verwand-

deßt, der, wenn auch durch die Liebe zu meiner armen Schwester ein wenig entschuldigt, doch einem Geweihten des Herrn gegenüber nicht minder strafbar sein dürfte, als jenes frühere Gefühl. Dieselbe Kunst, die mein Herz Euch zugewendet, hat es Euch nun wieder entfremdet, ja mit so bösen Wünschen zu Eurem Schaden erfüllt, daß es nicht an meinem Willen liegt, wenn Ihr noch keine Strafe des Himmels für diese gehässigen Mitleidetäder erlitten habt. Noch mehr aber lud ich auf mein Gewissen, indem ich, um der Schwester zu zeigen, daß das Schminken unmöglich in den Augen des gütigen Gottes ein Greuel sein könne, nun auch meinerseits mich darin übte und ledlich vor aller Welt mit meinem schimmernden Farbenschmuck erschien. Der Himmel aber hat nicht ungestraft seiner spotten lassen. Denn durch eine wundersame Gewalt haben sich das Weiß und Not und die zarte Tusch, mit der ich meine Brauen dunkel machte, damit sie gegen mein lichtes Haar verführerisch abstänchen, dergestalt in mein Gesicht eingegraben, daß ich sie nun nicht mehr wegzublaschen vermöge und als eine von Gott Gezeichnete bis an meines Lebens Ende herumgehen muß.

Mit diesen Worten schlug sie den Schleier zurück und zeigte ihr Gesicht frei und offen ihrem Beichtvater, dessen Augen selbst in dem Zwielicht der alten Kirche und durch das Gitter des Beichtstuhls hindurch an diesem hellen Antlitz so viel zu bestaunen fanden, daß seine Lippen darüber das Reden vergaßen. Er meinte, nie ein reizenderes Frauenbild gesehen zu haben, und wenn es eine Buße des Himmels war, daß die gottlosen Farben von Wangen und Lippen nicht weichen und die feinen schwarzen Bogen über den saphirenen Augen nie wieder ihre Goldfarbe gewinnen sollten, so war dies ganze Teufelswerk doch so listig angestellt und vollendet durchgeführt, daß selbst ein geschworener Feind solcher Künste davon bezaubert werden mußte.

Doch halte er noch Besonnenheit genug, seine Bewegung nicht zu verraten, sondern zu tun, was seines Amtes war. mit gemessenem Ton einen geistlichen Spruch und ernstliche Ermahnung an den büssenden Engel zu richten, von jener ersten Sünde ihrer Liebe zu ihm sie zu entbinden und auch für die größere des Hasses ihr Indulgenz zu verheißen, falls sie dieselbe

ernstlich bereuen und hinsicht nur mit freundlichen Gedanken sich seiner erinnern wolle. Nachdem er ihr noch das Beten etlicher Rosenkränze und Litaneien an die heil. Jungfrau auferlegt, erhob er sich, mit einem Bögern, da es ihn einen kleinen Kampf kostete, von dieser holden Frau zu scheiden, ohne sich nun auch in weltlichem Tone mit ihr unterhalten zu haben.

Auch die Fremde hatte sich von den Knieen erhoben, aber die Gebärde, mit der sie ihm gegenüberstand, verriet, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe. Also blieb auch er wieder stehen und fragte sie — jetzt mit aller Courtoisie, die seine Seelsorgerpflicht bis dahin ihm untersagt hatte, — ob er noch etwas für sie tun und, da sie von ferne hergekommen, ihr etwa bei Hofe gefällig sein könne.

Sie lächelte zum ersten Mal, und eine kleine Schallheit, die ihr aus den Augen blitze, machte ihr Gesicht noch tausendmal holdseliger.

Ich hätte wohl noch ein Anliegen, hochwürdiger Herr, sagte sie mit leichtem Erröten, aber ich weiß in der Tat nicht, ob ich Eurer Güte und Geduld so viel zumuten darf. Eine erfahrene alte Frau, der ich meine Not geklagt, hat mir gesagt, ich würde die leidige Lünche meines Gesichts nur wieder verlieren, wenn eine geistliche Hand sie mit geweihtem Wasser bestriche. Wolltet ihr nun in der Tat einer verirrten armen Seele zu ihrer Rettung behilflich sein, so tauchet dies Lüchlein in den Weihbrunn dort und versucht, ob Ihr das höllische Blendwerk aus meinem Amtlich zu tilgen vermögt.

Sie reichte ihm mit diesen Worten ein kostbares seidenes Tuch, mit goldenen Fäden durchwirkt und mit einer duftigen Essenz getränkt, daß er, ohne ein Wort zu erwideren, nahm und in den nächsten Weihkessel neben dem Beichtstuhl tauchte. Als er sich wieder nach ihr umwendete, sah er sie auf den Marmorfiesen knien, wie ein Lämmlein, das geschoren werden soll, recht mitten im Hochsommer, wo es sein Glück mit Freuden hergibt. Auch hielt sie den Schalk, der hinter ihren Lippen und Augen lauerte, so gut im Baume, daß er ganz davon überzeugt wurde, sie erwarte von ihm einen großen Dienst. Sofort beugte er sich zu ihr nieder und versuchte,

mit dem geneckten Lächlein ganz ernstlich ihre leuchtenden Wangen abzuwaschen. Doch schien es, als erhöhe er nur den Glanz der Haut durch sein eifriges Bemühen, und auch die zarten Härchen in den Augenbrauen blieben so dunkel wie zuvor. Ihm selbst stieg dabei das Blut ins Gesicht, das rote Muttermal an der Schläfe brannte wie Feuer, und seine Hand zitterte.

Es ist umsonst, sagte er endlich. Ihr müßt dieses Beichen Eurer Torheit nun an Euch behalten, und wenn ich nicht wüßte, welch blindigem Vorwurf es seine Entstehung verdankt, würde ich sagen, daß manche Frau Euch darum beneiden könnte.

Meint Ihr das im Ernst? erwiderte sie, indem sie sich leicht wie eine Feder vom Knieen erhob. Nun, so will ich hinnehmen, was der Himmel über mich verhängt hat, und mir weiter keine Sorge darum machen. Vielleicht, wenn die dreißig Jahre verstrichen sind, die St. Petrus und St. Lorenz uns bei Gottvater ausgewirkt haben, verschwindet diese garstige Malerei von selbst. Und somit habt Dank, mein teurer Beichtvater, und schließt die arme Fabide in Euer Gebet ein. Sie selbst wird hinfert sich ewig als Eure Schulbnerin bekennen.

Damit neigte sie sich vor ihm mit einem bezaubernden Lächeln, wobei sie die schönsten jungen Zähne sehen ließ, zog den Schleier wieder über ihr blondes Haupt und war mit leichten Schritten, wie ein schlankes Rauchwölkchen schwelt, aus dem Portal der Kirche entchwunden.

Der Prior machte nicht sein läufigstes Gesicht, als er ihr nachschaute. Wie er jetzt ihre Beichte sich zurückrief, kamen ihm starke Zweifel, ob es mit der ersten Sünde ganz so ehrlich gemeint gewesen sei, wie mit der zweiten, und vollends ihre Bitte, die weiß' und rote Teufelei zu beschwören, die ihn von ihren Wangen anlachte, schien ihm auf einmal so verdächtig, daß er sich ingrimmig schämte, ihr willfahrt zu haben. Aller Ärger und Unmut aber, sich von einem übermäßigen Weibe genarrt zu sehen, ging alsbald in Rauch auf, da die Funken, die ihr schalkhaft-andächtiger Blick in ihm zurückgelassen, eine große

Flamme in seiner Brust ansäften und bald nur der eine Gedanke in ihm lebendig war, daß er nie einer holderen Frau begegnet sei, und daß er sie wiedersehen müsse, es koste was es wolle.

Denn wenn er bisher Frauendienst nur zu seiner Ergötzung, und weil es zu den Pflichten eines fahrenden Sängers gehörte, betrieben hatte, empfand er jetzt zum ersten Mal, was es mit jenem dous cossire auf sich habe, dem süßen Sehnen, daß dem Guillemin von Cabestaing das Leben gefestet. Es währte auch nicht lange, so hatte er die Glut, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, in ein Lied ergossen, das er seinem Beichtlinde durch einen eigenen Boten nachsandte. Kein Wort stand darin von Rosenkränzen und englischen Gräßen, vielmehr hatte das Blatt sich so völlig gewendet, daß er selbst der Beichtende und Bischöfliche geworden war, der nach einem Wort der Indulgenz schmachtete, sehnslüchtiger als ein armer Sünder, der von einer Blutschuld losgesprochen werden möchte, ehe er das Haupt auf den Block legt.

Auf dieses erste Geständnis aber kam keine andere Antwort, als ein kühler und kurzer Dank durch den Mund des Boten, so daß der ungeduldig Harrende, der sich eine große Wirkung von seiner Konfession versprochen, in tiefe Melancholie versank. Diese gab ihm eine zweite Kanzone, der in kurzer Frist eine dritte und vierte folgten, sämtlich in einem Stil, der dem leidenden Satiriker auch in seinen galanten Abenteuern bisher gänzlich fremd gewesen war. Da das Schloß des Grafen von Gimoges unfern von der Stadt, wo Alfons II. Hof hielt, höher im Gebirge gelegen war, konnte der Vate, der die drei neuen dichterischen Ergüsse der Gräfin zu Filzen legen sollte, am zweiten Tage mit der Antwort zurück sein. Doch verbrachte der leidenschaftliche Mann auch die Nacht, die dazwischen lag, in wahrem Fieber und ritt dem Boten schon in aller Frühe den halben Weg entgegen. Als dieser ihm aber statt jedes Zeichens einer freundlichen Aufmunterung nur wieder einen Gruß der geliebten Frau brachte und als ein Geschenk von ihr einen kunstvoll aus Sandelholz gearbeiteten und mit Perlmutter eingelegten Rosenkranz, den einer ihrer Oheime vom heiligen Grabe mit nach

Hause gebracht habe, sah er in dieser frommen Gabe nur einen Hohn auf sein gar irdisches Vermögen um ihre Kunst, eine Aufrichtung, durch geistliche Übungen sein sündiges Blut zu zügeln, und da er eine Herausforderung nie abzulehnen vermochte, beschloß er, den Kampf in Feindesland zu verpflanzen und zu sehen, ob seine müßliche Veredelung sieghafter sein möchte, als alle gereimten Briefe.

Also schickte er den Boten unverzüglich wieder zurück mit der Anfrage, ob sein Besuch auf dem Schlosse willkommen sei. Dessen wurde er in den artigsten Ausdrücken versichert, und noch am Abend desselben Tages begrüßte ihn das gräßliche Paar an der Schwelle der einsam gelegenen, aber mit aller Pracht damaliger Zeiten ausgestatteten Burg. Der Graf empfing seinen berühmten Guest so treuherzig, daß dieser kein Arg hatte, die schöne Frau möchte sein poetisches Minnewerben dem Gemahl verraten haben. Da der Herr von Limoges, wie wir wissen, mehr der Jagd und anderen adeligen Vergnügungen, als den Musenkünsten hold war, schien er den Troubadour im Priorgewande wie ein fabelhaftes Wesen, etwa wie einen wundersamen Centauren, zu betrachten; statt dessen ihm ein ganz alltäglicher Mann auf einem schlanken Gaul erwünschter gewesen wäre. Fadide nickte dem Guest mit Lächeln wie einem alten Bekannten zu und dankte ihm, daß er sie in ihrer Wildnis aufgesucht habe. Es fehle darin freilich nicht an mancherlei Kurzweil, sie fürchte nur, daß er selbst nicht das finden werde, was er wünsche.

Dies war nun freilich der Fall, da daß muntere Leben, daß durch die Gastlichkeit seiner Wirte auf dem Schloß unterhalten wurde, dem neu Hinzugekommenen keine Gelegenheit bot, sich, wie er gehofft hatte, der Herrin seines Herzens zu nähern. Denn sie war beständig umschwärmt von anderen höfischen Galanen, die sie freilich alle gleich kurz hielt, immerhin aber als eine Art Leibgarde gegen jeden Überfall ihres geistlichen Freundes gebrauchen konnte. Die Klagen über diese untrauliche Entfernung, die der getäuschte Liebende in schöne Reime brachte, erhielten nie eine andere Erwiderung, als einen drohend aufgehobenen Finger oder ein Kopfschütteln, von einem Lächeln

begleitet, wie man Unarten eines Menschen ahndet, den man für unverbesserlich hält, aber wegen anderer guter Eigenschaften nicht zu hart zurechtweisen mag. Dass die schöne Frau jedes dieser beschriebenen Blätter in ihrem stillen Schlafgemach dem Gatten vorlas, der über die anmaßliche Verblendung des Mönchs von Montaubon zuerst aufbrauste, dann aber in das Lachen seines klugen Weibes einstimmte, ahnte der Dichter freilich nicht, so wenig wie alles übrige, was im Rate Gottes, mit dem er in seinen Tenzonen auf so gutem Fuße stand, zu seiner Läuterung beschlossen war.

Denn da er, durch seine früheren Erfolge verblendet, nicht anders dachte, als dass die Gräfin nur aus Furcht vor ihrem Gemahl und vielleicht auch aus den alten Gewissenskrupeln sich ihm entziehe, im Herzen aber nichts sehnlicher begehre, als seinen Wünschen Erhörung schenken zu dürfen, brach er eines Tages durch alle Schranken durch, indem er unangemeldet in ihrem Gemach erschien, wo die Kammerfrau sie eben zu einem Feste schmückte. Er gab vor, er habe eine geistliche Sache mit der Gräfin zu besprechen, konnte aber kaum abwarten, bis sie allein waren, um ihr in den beweglichsten Worten, die wie ein lange zurückgestauter Bergstrom dahinbrausten, sein Herz auszuschütten und ihr vorzustellen, dass Leben oder Tod an ihrem Gewähren oder Versagen hänge, dass die Verzweiflung, wenn sie ihm jede Hoffnung entziehe, ihn in sein zeitliches und ewiges Verderben jagen werde.

Fadide hörte ihn mit teilnehmender Miene an, wie einen Freund, der ihr von einer schweren Krankheit erzählte. Dann seufzte sie ein wenig, schlug die Augen nieder, spielte mit dem silbernen Kämme, den sie langsam durch die Spalten ihres noch aufgelösten blonden Haares zog, und erwiderte dann wie eine Frau, die plötzlich einen Entschluss fasst, nachdem sie lange in ihrem zweifelnden Gemüte damit gerungen: Mein hochwürdiger Freund, ich sehe mit Schmerz, dass Ihr Euch in einem kläglichen Zustande befindet, den zu lindern und von Euch zu nehmen Christenpflicht wäre, wenn auch die herzliche Bewunderung, die ich für Eure edlen Gaben empfinde, mich nicht zur Teilnahme antriebe. Doch muss ich Euch offen ge-

stehen, daß ich immer noch schwere Bedenken trage, ob Eure Wünsche vor dem Richtersthule Gottes nicht als sehr strafbar erscheinen möchten. Ihr seid in den geistlichen Wissenschaften hochgelehrt, ich aber bin nur eine einfache Frau. Falls Ihr mich aus den heiligen Blichern und den Werken der Kirchenväter belehren könnt, es sei keine Sünde, wenn eine Chefrau ihre Tugend hintansetzt, um die Liebe eines kirklichen Würdenträgers zu erhören, vielleicht bringe ich die Stimme meines Innern, die mich vor Euch warnt, zum Schweigen. Schwerlich aber werde ich mich daran gewöhnen, einen Mann zu meinen Füßen zu sehen, der mir weltliche Gefüthle in geistlichem Gewande beichtet. Ein Duft von Weihrauch, der Eurer Nutte anhaftet, wird selbst im Dunkel der Nacht mich erschrecken und der wallende Bart mich daran erinnern, daß Ihr eher dazu geschaffen seid, als Einstedler Litaneien zu singen, als ein zärtliches Zwiegespräch zu halten. Das rote Mal an Eurer Schläfe, das Euch ganz artig steht, wird mir dann wie ein Feuerzeichen entgegenglühen, zur Warnung von meinem eigenen Schuhengel entfacht. Kurzum, ich werde Euch nie, wie es in der Liebe geschehen soll, mit selbstvergessener Freude in meiner Nähe sehen, und wenn Ihr auch mein Herz betrübt, meine Sinne werden stets gegen Euch auf der Hut bleiben.

Diese Worte erfüllten den törichten Mann mit der frohesten Hoffnung. Er wollte sofort beginnen, ihre Bedenken wegen der Sündhaftigkeit eines solchen Einverständnisses durch spitzfindige theologische Gründe und Beispiele aus dem Leben berühmter Heiliger zu widerlegen, als sie ihm lächelnd bemerkte, hierzu sei jetzt weder Ort noch Zeit geeignet, da man sie bei Tafel erwarte. Morgen abend aber stehe eine grosse Festlichkeit bevor. Ihre Schwester Brunessinde habe ihren Besuch angekündigt, und zur Feier ihrer Wiedergenesung werde es hoch hergehen auf der Burg. Im Gewühl des Reigentanzes sei es ihr leicht, unbemerkt sich in den Garten hinauszustehlen und ein halbes Stündlein ihren Gästen sich zu entziehen. Da er selbst wohl kaum Verlangen trage, der Frau, der er so schweren Kummer bereite, unter die Augen zu treten, möge er sich mit Unwohlsein ent-

schuldigen und bis zum Abend auf seinem Zimmer bleiben, dann aber bei den Cypressen Brunnen am Rande des Blumengartens auf sie warten. Sie verspreche ihm, eine gelehrige Schülerin zu sein und die Aussprüche heiliger Männer, falls sie sie gelesen findet finde, zu beherzigen. Auch für ein Gewand, das sie nicht sofort an seinen Stand erinnere, werde er vielleicht Mat zu schaffen wissen.

Hiermit entließ sie ihn und rief der Kammerfrau, um ihren Brüg zu vollenden. Der Prior aber eilte in sein Gemach zurück, daß Herz von stolzem Glück geschwollt, und da er im Laufe des Tages sein verwandeltes Gemüth nicht zu verbergen vermochte, mußte er sich von seinem Wirt befragen hören, ob ein Fieber ihn befallen habe, da seine Wangen glühten und unstetes Leuchten aus seinen Augen strahle. Er machte sich dieses alsbald zu nutz, um unter dem Vorwande eines Unwohlseins den ganzen folgenden Tag für sich allein zu bleiben, der Beisung seiner Geliebten getreu. Und noch auf andere Art bediente er sich dieser willkommenen Muße in ihrem Sinne.

Er hatte nämlich fest bei sich beschlossen, daß Vergernis, daß sie an seiner geistlichen Kleidung nahm, aus dem Wege zu räumen. Wie er nun, eifrig darüber nachdenkend, auf welchem Wege er sich ein weltliches Gewand verschaffen möchte, seine Kammer auf und ab wandelte, fiel sein Blick zum ersten Mal auf einen Schrein, der in die Mauer eingelassen und mit einer künstlich beschlagenen Tür und durch ein Schloß, in welchem der Schlüssel steckte, verwahrt war. Als er die Tür öffnete, sah er mit frohem Erstaunen mehr als einen Anzug, wie er einem ritterlichen Herrn geziemte, vollständig vom Hut bis zu den Schuhen darin aufgespeichert, von verschiedenen Farben und mannigfaltigem Schnitt, alles reich und kostlich, so daß er erkannte, er sei in der Gewandkammer des Schloßherren einquartiert worden. Zugleich fuhr es ihm wie ein Blitz durch die Seele, dies habe seine flüge Freundin von Anfang an so gesügt, damit er, falls ihm eine Vermummung rätschlich schiene, sich gleich der unverdächtigsten Maske ihres eigenen Herrn und Gemahls bedienen könne. Diese vorausblickende List, weit entfernt, ihm den ganzen Handel ländhafter erscheinen zu lassen, galt ihm nur als

ein neues Zeichen für die verstohlene Erwiderung seiner Gefühle. So zögerte er nicht, einen der stattlichsten Anzüge zu wählen, ganz aus pfirsichfarbenem Samt mit schwarzem Atlas bordiert und ausgeschlagen, eine Krause von den zartesten Spangen und einen Gürtel von feinem Stahl, an welchem ein Toledaner Dolch an zierlichen Ketten hing. Ein modischer Hut mit kleiner Feder deckte, wie nach seinem Maße gemacht, sein geschorenes Haupt, daß auch das letzte Abzeichen der Klosterwürde unter der ritterlichen Rüstung verschwand. Und jetzt, da er sich in einem kleinen Wandspiegel betrachtete, mußte er seiner Geliebten recht geben, daß er in dieser Erscheinung mehr zu einem begünstigten Liebhaber tauge, als in dem traurigen Mönchshabit, das dunkel wie ein Häufchen Bettlerlumpen im Winkel lag. Nur sein Bart bewahrte noch den geistlichen Anstrich. Also nahm er eine Schere und kürzte ihn unbedenklich um gute zwei Drittel, ihn nach dem Muster zuständig, daß er täglich an den jungen Baronen und Rittern vor Augen hatte. Immer mehr fand er Gefallen an seiner verwandelten Person, die ja, wie wir berichtet, von der Natur nicht larg ausgestattet worden war, und nur jenes Muttermal an der Schläfe, über das er sich sonst nie gegrämt, deuchte ihm plötzlich in dem ganzen wohlgefungenen Werk ein garstiger Schandsleck. Er erinnerte sich, daß die schöne Frau es ein Feuerzeichen genannt hatte, von ihrem Schützengel entflammt, um sie vor Irrwegen zu warnen. Es schien ihm daher höchst notwendig, diesen Rest seiner früheren Erscheinung zu tilgen, und da er in einem Kästchen eine Anzahl Töpfchen und Tiegelchen fand mit Farbstoffen und Pinseln, wie sie zu den Malkünsten der Damen gebraucht wurden, besann er sich keinen Augenblick, eine helle Tünche zu mischen, die aufs Haar seiner Gesichtsfarbe glich, und damit die verräterische Himbeere so lange zu überpinseln, bis jede Spur von ihr verschwunden und die linke Schläfe so glatt und blank wie die rechte war.

Während er dieses Teufelswerk so eifrig betrieb, daß ihm dabei nicht ein einziger von all seinen Stockel-Werken gegen das Schminnen das Gewissen rühte, hörte er draußen auf den Gängen und drunter im Burghof den Schall der festlichen

Begrüßungen und empfand eine kleine Neugier, die Schwester der Schloßfrau, jene Brunesslinde, die er so schwer gekränkt, zu sehen, und den Wunsch, mit ihr Frieden zu schließen, da er in seiner glückseligen Verfassung gern überall Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen gestiftet hätte. Doch musste er in der freiwilligen Haft ausharren, bis die Sonne gesunken war. Eine Flasche Xeres, ein Brot und ein Teller voll Oliven war alles, was er als vermeintlicher Kranter zu seiner Stärkung sich erbeten hatte. Dann aber, als es Nacht geworden war, öffnete er sacht den Riegel an seiner Tür und horchte in das Haus hinaus. Die Halle, worin das Fest von statten ging, lag nach der anderen Seite; so konnte er unbemerkt die Stiegen hinunterschreiten. Nur als er an der Tür, die sich in den Garten öffnete, einem der Mundschenken begegnete, der ihn wohl kannte, weil er ihm den Becher häufig von neuem füllen musste, zog er den Hutrand tiefer ins Gesicht und sprach ein paar Worte Provenzalisch, also daß ihn der Mann, der ein Spanier war, für einen der fremden Herren hielt, die mit der Frau von Venzenae bei ihrer Schwester zu Gäste gekommen waren.

Auch scheute er sich nicht, aufrechten Hauptes und mit gemessenem Schritt den Hofraum zu durchwandeln, der klar vom Monde beschienen war. Erst wie er den Garten betrat, beschleunigte er seinen Gang, nicht aus Furcht, sondern aus sehnslüchtiger Ungeduld. Der Ort, wohin Fadide ihn bestellt hatte, schien noch öde zu sein. Kaum aber hatte er die Zypressen erreicht, so trat eine schlanke Gestalt, in schwarze Schleier gehüllt, ganz so wie sie ihm zuerst in der Kirche begegnet war, hinter dem Lorbeergebüsch hervor und begrüßte ihn flüsternd mit einem freundlichen Vorwurf, daß er sie habe warten lassen.

Doch schien sie auf die zärtliche Rede, die er begann, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen zog, kaum hinzuhören, einzig damit beschäftigt, seine Person zu mustern. Sie machte sich von ihm los, ging von allen Seiten um ihn herum, wobei es fast wie ein unterdrücktes Lachen unter dem Schleier hervorklang, und sagte endlich: Verzeiht, Herr Prior, aber Ihr

seid in der Tat unüberstehlich, und hätte ich gewußt, welchen Eindruck Ihr in ritterlichen Kleidern auf mein schwaches Herz machen würdet, ich hätte Euch diesen Wink fürwahr nicht selbst gegeben. Nun aber lasset uns die kostbare Zeit nicht mit eitlen Possen vergeuden, sondern sagt mir, was Ihr mir zu sagen habt, um mein Gewissen zu beschwichtigen, welches durch Eure höfischen Kleider nur ein wenig eingelullt ist, aber einen gar leisen Schlaf hat. Immerhin würde ich auch einem echten und richtigen Ritter gegenüber Bedenken tragen, meinen bestochenen Augen und Sinnen mehr zu folgen, als der Stimme meiner Pflicht, die mich an die gelobte Treue mahnt.

Mit diesen Worten zog sie den Schleier fest um ihre Schultern und begann den dunklen Baumgang hastig hinunterzuschreiten, so daß sie ihm, der seinen Arm um ihre Gestalt zu schlingen suchte, schmiegsam wie eine Eidechse dem haschenden Knaben beständig entglitt. Es blieb ihm nichts übrig, als seinen Vortrag, den er sorgsam vorbereitet, stotzweise und ziemlich atemlos zu beginnen, wobei sie ihn oft durch eine scheinbar harmlose Frage oder einen unschuldigen Einwand in Verwirrung brachte. Dieses ganze Gespräch, das uns über die damalige mönchische Sittenlehre unschätzbare Belehrung geben würde, ist leider nicht aufbewahrt worden. Genug, daß der Redner nach einer halben Stunde seinen ganzen Köcher voll scharfer kastanischer Pfeile verschossen hatte und kaum einen schwachen Eindruck auf das wohlgepanzerte Herz der klugen Frau gemacht zu haben schien.

Mein frommer und gelehrter Freund, sagte die Gräfin endlich, indem sie stehen blieb und durch den Schleier hindurch ihn schalkhaft anblinnte, sparet Euren Atem und lasset uns diesen ziellosen Disput unerledigt abbrechen. Alles, was Ihr mir vorgestellt, um aus Weiß Schwarz und Sünde gar noch zu einer Tugend zu machen, kann mich hartnäckiges Geschöpf nicht von meinem Glauben abbringen, daß ich den lieben Gott und meinen teuren Gemahl schwer kränken würde, wenn ich Euch Gehör gäbe. Hinwiederum habt Ihr mir Eure Liebe auf eine so eindringliche Weise in Versen und ungebundener Rede erklärt und mir durch Eure Nachgiebigkeit gegen eine bloße Laune,

da ich an Eurer Rute Anstoß nahm, einen so starken Beweis von der Stedlichkeit Eurer Gefühle gegeben, daß Ihr mich wirklich dauert und ich Euch gern begnadigen würde, wenn die Ehre meines Geschlechtes nicht auf dem Spiele stünde. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich gelobt habe, Euch für jenen Angriff auf uns arme Weiber eine kleine Strafe zu erteilen, und dies Gelübde, so gern ich wollte, darf ich nicht brechen. Indes will ich es Euch so sanft als möglich machen, da Ihr vielleicht ein schlimmer Priester, aber ein liebenswürdiger Mann seid, der, wenn er kein geschorenes Haupt trüge, wohl verdiente, von Frauenlist ungeschoren zu bleiben. Wie es nun einmal steht — aber horch! mich dünt, ich höre Schritte nahen. Bei allen Heiligen, ich wollte nicht, daß man uns hier beträfe und Euch, den man im Fieber liegend sich vorstellt, als einen abentenernden Kavalier. —

Sie verstummte, als ob vor Schrecken ihr die Stimme versagte. In der Tat näherte sich der Schall schwerfälliger Schritte dem Ort, wo sie standen. Nach zog die Gräfin den verstummt Liebhaber, den ihre zweideutigen Worte betroffen gemacht hatten, sich nach, durch Gänge und Veranden des weitläufigen Gartens, in welchem er selbst sich nimmermehr zurechtgefunden hätte, bis sie ein Treibhaus erreichten, wo die hohen Zitronen- und Orangenbäume, sorgfältig mit Strohbündeln überdacht, den rauhen Winter durchdauerten. Jetzt war der späte Hüttenbau völlig leer und dunkel, und hierhin drängte die Gräfin ihren Freund, warf die Tür hinter sich ins Schloß und schob den Riegel vor. Dieser heimliche Schlupfwinkel schien ihm nicht unerwünscht; er neigte sich zum Ohr der Gräfin herab und flüsterte ihr ein verwegenes Wort ins Ohr. Sie aber schien auf weit bedenklichere Laute zu horchen. Wir sind verloren! rief sie plötzlich und drängte ihn von sich hinweg. Dieses Pflanzenhaus stößt an eine lange Galerie, die mit der großen Halle, worin getafelt wurde, in Verbindung steht. Es scheint, den Gästen ist es drinnen zu schwül geworden; um sich zu lüften, sind sie in die Galerie hinausgetreten und wollen durch diesen Raum den Garten gewinnen. O mein Gott, wohin habe ich mich durch Euch fortreissen lassen.

Faßt Euch, Geliebte! raunte er ihr zu. Noch ist nichts verloren. Den Riegel dort zurück, und wir sind vor ihnen im Freien.

Er wollte nach der Türre zufließen; sie aber, als ob die Angst ihr den Sinn verwirre, ergriff seine beiden Hände, klammerte sich fest an ihn an und flehte mit verworrenen Worten, sie zu beschützen, sie nicht zu verlassen, daß er schon tausendmal dies Abenteuer verwünscht hatte und allen Ernstes mit ihr rang, sie von sich abzuschütteln, als plötzlich die Tür nach der Galerie sich öffnete und zwei Knaben, die Fackeln trugen, an der Schwelle des Treibhäuschens erschienen.

Das Paar hatte nur eben Zeit gehabt, eine unverdächtige Stellung anzunehmen, da sah man schon das vergnügliche Gesicht des Hausherrn, etwas vom Mahle gerötet, all seinen Gästen voran zwischen den Fackeln aufleuchteten. In demselben Augenblick trat seine Gattin ihm entgegen.

Mein Gemahl, sagte sie, ich bringe Euch noch einen Gast, der trotz seines späten Erscheinens Euch willkommen sein wird.

Aller Augen waren auf den Unglückseligen gerichtet, der sich hundert Klafter tief unter die Erde wünschte. Die hellen Tropfen traten ihm auf die Stirn, er bedachte, daß es ihm nicht einmal erlaubt war, sich hinter die Aussucht eines Mummenschanzes zu retten, da man vom Karneval weit entfernt war. Wie eine arme Seele, die am jüngsten Tage ihr Urteil erwartet, stand er vor dem Herrn des Hauses. Der schien sich an seinem kläglichen Verstummen zu weiden, bis endlich, auf einen Wink Fadides, eine gutmütige Regung die Oberhand gewann.

Wer ist dieser ritterliche Gast, liebe Frau? sagte er mit einem Lächeln, das dem Angstblick des Priors nicht entging. In der Tat, er gleicht gar sehr unserem berühmten Freunde, dem hochwürdigen Troubadour, der leider an diesem Abend unter uns vermißt wird, eines bösen Fiebers wegen; fast möchte ich glauben, der geistliche Herr habe sich in einer phantastischen Laune, wie sie Fieberkranke anwandeln, in weltliche Gewände geworfen, um unsere Lustbarkeit zu teilen.

Nicht doch, mein Gemahl, fiel ihm die Gräfin ins Wort

Wie könnt Ihr unsern frommen Gast auch nur im Fiebertraum im Verdacht eines so weltlichen Possenpieles haben? Sehet Ihr nicht, daß mein Begleiter nicht nur Hoffleider trägt, sondern auch einen zierlich gestutzten Bart, wie es der armen Eitelkeit eines Weltkindes verziehen werden mag, nimmermehr aber der strengen Zucht eines Buspredigers? Auch hat der Herr Prior ein rotes Mal an der Schläfe, das er um keinen Preis verstecken würde, da ihm das Übertünchen natürlicher Flecken und Beschönigen garstiger Stellen eine Todsünde scheint. Daß aber dieser schöngeschmückte Herr Euch an unseren frommen und schlichten Freund gemahnt, geht mit ganz rechten Dingen zu, da er ein Bruder des Priors von Montaubon ist, mit Aufträgen des Abts von Orlac an ihn gesandt. Weil er ihn nun unpäßlich fand, wünschte er sich und nur im Fluge vorzustellen, um sich alsbald wieder zu seinem kranken Bruder zu begieben. Erlaubt, daß wir in die Halle zurückkehren, ihn mit einem Becher Weines willkommen zu heißen, umso herzlicher, da wir ihn so bald wieder verlieren sollen.

Die ganze Gesellschaft hatte diese Lüge Rede der schönen Frau mit angehört, ohne eine Miene zu verzischen, so daß dem ertappten Slinder, obwohl ihm die Augen darüber aufgingen, in welches Netz er sich verstrickt hatte, ein Stein vom Herzen fiel und er sich eilig fasste, die ihm zugeshobene Tasse mit guter Manier durchzuführen. Nur im Gesicht des Grafen sah er einen Zug, der ihm verdächtig schien, als ob sein edler Wirt mit in die Verschwörung verwickelt sei. Doch sagte dieser kein Wort mehr, daß dem Beschämten neue Not gemacht hätte, sondern wandte sich nur zu einer Dame, die ihm zunächst stand, und sagte: Ich bedaure, liebe Schwägerin, daß Ihr nicht schon heute dem eifrigeren Seelsorger, der Euch so viele Neue und Kummer verursacht, Euren Dank für seine Buspredigt abslatten könnt. Doch ist morgen wohl auch Zeit dazu! Für jetzt wollen wir seinem trefflichen Bruder die Ehre antun, die ihm gebührt.

So nahmen die höflichen Wirte ihren vermuunten Gast in die Mitte, führten ihn unter freundlichen Gesprächen in die Halle zurück und boten ihm Speise und Trank, was er alles in freier und scheinbar heiterer Haltung mit höfischer Sitte hin-

nahm und genoß. Msdann aber beurlaubte er sich von ihnen, da er seinen Auftrag dem Bruder nur erst unvollkommen ausgerichtet habe, und bedauerte zu wiederholen Malen, schon in aller Früthe das Schloß wieder verlassen zu müssen. Doch werde dieser Abend und die Hulb, die er hier erfahren, ihm unvergßlich bleiben.

Dies konnte er freilich in aller Wahrheit versichern. Denn als er sich dem festlichen Gewühl entwunden und sein einsames Gemach wieder erreicht hatte, war es ihm nicht anders als einem ertappten Schächer, der die peinliche Frage erlitten und die Spuren der glühenden Bange, mit der man ihn gezwickt, unauslöschlich eingebrennt auf seiner armen Haut davonträgt. Er war auch sofort entschlossen, noch diese Nacht sich davonzumachen, schrieb ein artiges Briefchen an den Herrn des Hauses, darin stand, die Nachrichten, die sein Bruder ihm gebracht, nötigten ihn, unverweilt in sein Kloster zurückzukehren, so daß er nur schriftlich sich beurlauben und bei dem werten Paar, dessen Gastfreundschaft er genossen, um ein gütiges Erinnern bitten könne. Dann vertauschte er sein höfisches Gewand, das wie das Hemd des Messias ihm am Leibe klebte, mit der ehrwürdigen Kutte, in welcher ihm freilich auch nicht sogleich wieder behaglich werden konnte, wusch die Farbenkruste von seiner linken Schläfe und gedachte, als er die rote Himbeere hervorleuchten sah, dieses Warningszeichen seines Schuhengels, daß er so sträflich übersehen, nun bis an sein Ende in reinigem Mute vor Augen zu behalten. Als die letzten Geigentöne des ausklingenden Festes verhallt waren, schlüpfte er durch ein Hinterpförtchen ins Freie und wanderte die ganze Nacht, als fürchte er die listige Stimme der holden Feindin, die ihn so schwer hatte büssen lassen, noch einmal zu vernehmen, mit triumphierendem Hohn seine eigenen Verse ihm nachrufend.

Seitdem blieb der Mönch von Montaudon allen Welthändeln fern, einzig auf die Ausübung seines geistlichen Amtes bedacht. Auch weiß man nichts mehr von Niedern, die er gedichtet und im Lande umhergeschickt hätte. Als aber der Tag jenes Festes sich jährte, empfing die schöne Gräfin, zum Dank dafür, daß sie seither von dem ganzen Abenteuer schonend ge-

schwiegen hatte, ein Pergamentblatt aus dem Kloster von Montaudon, darauf stand in schönster Mönchsschrift und zierlichen Reimen geschrieben, wie der Dichter nach seinem Abscheiden von dieser Welt ans Tor des Paradieses gekommen, von

aus aber angehalten worden sei, da er sein Fegefeuer nicht absolviert habe. Der Mönch habe erwidert: er habe <sup>z</sup>al in einem gewissen Schloß eine Stunde erlebt in so fer Pein, daß sie wohl tausend Jahre, an jedem anderen erungsorte verbracht, aufwöge. Hierauf habe der himmlische Pförtner ihm den Eintritt nicht länger geweigert, auf die Frage des Mönches aber, ob er Frau Fabide hier oben finden werde, geantwortet, sie sei zwar eine große Sünderin, und da sie schon auf Erden es so wohl verstanden, armen Seelen die Hölle heiß zu machen, habe der Hhse verlangt, daß sie zu ihm hinunterfahre in den glühenden Abgrund, ihm bei der ewigen Marter der Verdammten zu helfen. Gott Vater aber habe sie <sup>z</sup>u abgestritten, da sie ein so liebliches Lächeln und so holde Augen habe, daß er zur Belohnung der seligen Geister sie nicht entbehren könne. Und so habe er sie in seinen himmlischen Garten eingeführt, wo sie auch den armen Prior mit ihrem Gruß beseligen und alle irdische Not, die sie ihm gemacht, vergüten werde.

So hatte die Courtoisie des Dichters über den Gross des Mönchs am Ende doch den Sieg davongetragen.

---



# Geoffry und Garcinde

(1871)

**G**rahe bei Carcassonne in der Provence lebte um die Zeit, da man zum zweiten Kreuzzug rüstete, ein angesehener Graf, Herr Hugo von Malaspina, der nach dem Tode seiner schönen und edlen Frau ihr einziges zehnjähriges Töchterchen Garcinde zugleich mit ihrer Milchschwester Aigleta dem Kloster Montsalvaire zur Erziehung übergeben hatte und nun mit schon ergrauendem Haar noch einmal ein unstetes Junggesellenleben begann. Da er ein ritterlicher Herr und bei Männern und Frauen wohl-gelitten war, fehlte es ihm nicht an Einladungen zu Festen, Lanzenrennen und Banketten meilenweit in der Runde auf den Schlössern der reichen Adelsgeschlechter, und als ihm mit den Jahren die Lust am Waffen- und Minnespiel sich verklöppte und er den Sieg in beidem jüngeren Bewerbern überließ, erwuchs ihm dafür ein immer stärkerer Hang zu Wein und Würfeln und machte aus dem besonnenen, seines Geistes und seiner Güter weise waltenden Mann ein kurzen einen herabgetretenen Nachschwärmer, der auf dem Schlosse seiner Väter bei seinen Gläubigern zur Miete saß und im Grunde nichts mehr unverkümmer zu eigen hatte, als seine unbesleckte Nitterehre und das Herz seines lieben Kindes. Um dieses nicht zu betrüben, sorgte Herr Hugo mit allem Eifer dafür, daß von dem armen seligen Stande seines Vermögens nichts nach dem Kloster verlautete. Zweimal im Jahre freilich besuchte er seine Tochter, und dem Jungfräulein, das alle bisher noch herb verschlossene Liebeskraft dem Vater zuwandte und in ihm das Musterbild jeder menschlichen und ritterlichen Tugend und Vollkommenheit bewunderte, fiel es wohl auf, daß die Augen des alternden Mannes seit einiger Zeit nicht mehr so frei und stolz blickten, seine Wangen eingefallen waren und die Lippen, die sonst so voll und rot waren, jetzt so schmal und weiß aussahen.

sunken und sein Mund zusammengepreßt war. Da sie es aber verstand, ihn jedesmal heiter und der Welt jenseit der Klostermauern vergessen zu machen, so schob sie sein freudloses Wesen auf seine Einsamkeit und drang in ihn, daß er sie doch wieder zu sich nehmen und in seiner Nähe behalten möchte. Dann seufzte der Graf, schüttelte finster das Haupt und gab vor, daß er es ihres Hauses wegen nicht dürfe, da sie in einem nur von Männern bewohnten Hause ohne die rechte Pflege und Obhut sein würde. Er könne sie daher nicht eher aus dem Kloster nehmen, als bis sie die Gesellschaft der frommen Schwestern mit der eines edlen Gemahls vertauschen sollte. Dem klugen Kinde wollte das wenig gefallen. Obwohl es ihr bei den Nonnen, die nicht den Kopf hängen ließen, an Kurzweil und guten Tagen nicht fehlte, auch die helläugige Aigleta eine aufgeweckte Dirne war, die, in gewissen klösterlichen Grenzen, tausend Possen trieb, so hätte sie doch gern nachgerade etwas mehr von der Welt erlebt und genossen und vor allem ihr liebebedürftiges Herz ganz ihrem Vater gewidmet. Der aber blieb dabei, die Ehre seines Hauses leide keine andere Lebensordnung, und war nach jedem solchen Gespräch, als stachle ihn eine heimliche Scham, nur um so eifriger auf den Abschied von seinem holden Kinde bedacht, daß dann immer noch lange in tiefe Gedanken verloren vom Mauertürmchen des Klostergartens aus dem Wege nachblickte, auf dem der Vater ihr entschwunden war.

So war es Jahr um Jahr fortgegangen, das Grafenkind hatte die Kinderschühe längst vertreten, und die guten Klosterschwestern, so ungern sie sich von ihrem Pflegling getrennt hätten, singen doch an, sich zu verwundern, warum noch immer nicht von einer Heirat die Rede sei; denn sie ahnten nicht, daß Herr Hugo, aus Scham, sich einem Eridam als Bettler beleimen zu müssen, von seiner Tochter so wenig redete, als wäre sie ihm in der Wiege vertauscht und ein Wechselbalg statt ihrer untergeschoben worden. Da kam der Graf eines frischen Morgens, da ihn niemand auf seiner Burg erwartete, ganz allein, wie er meist zu Gast zu reiten pflegte, auf seiner falschen Stute nach Hause und pochte mit einem milden Klopfen, wie ein Todfranker im Spittel um Einlaß bittet, den Pförtner aus seinem

Morgenschlaf. Als der Mann schliefend bei der reizenden Gast, durch das verzierte Gewölbe er in den eisernen Heizhinausspähte, ein, und er sah höllische Füsse, die zitternden Herzen kaum die schweren Stufen hinunter, und den Herrn des Hauses einzulassen. Denn das Gesicht des Grafen war so leichenbläß, und seine Augen, die strack vor sich hin sahen, so hohl und ausgebrannt, als lehre er nicht von einer Lustbarkeit auf dem Schlosse seines reichen Nachbarn, des Grafen Peire von Gaillac, zurück, sondern aus der Höhle des heiligen Patrick oder einem noch heilloseren Ort, wo er mit Gespenstern zu Nacht gegessen. Er warf die Blitze seines Pferdes, das über und über mit Schweiß bedeckt, mit leuchtenden Nüstern das Regenwasser vom Boden schlürfte, dem bestürzten Knechte zu und sagte nichts als das eine Wort: Geoffroy! — Dann schritt er die Wendeltreppen zu seinem einsamen Gemach empor, indem er die nachgerufene Frage des Knechts, ob der Herr einen Trubel befehle und der Schaffner geweckt werden solle, mit einem hastigen Kopfschütteln verneinte.

Der Pförtner, der den Herrn nie so gesehen, hätte sich nicht so bald aus seinem dumpfen Schrecken aufgerüttelt, wenn nicht das Pferd neben ihm mit kläglichem Wiehern zusammengebrochen wäre. Er riß es mit Zerren und Zureden notdürftig wieder in die Höhe und schleppte sich mit dem ganz entkräfteten Tiere in den Stall, ihm dort reichliches Futter ausschüttend. Dann lief er, immer vor sich hin murmelnd und gute Geister anrufend, zu jenem Geoffroy, nach dem der Graf verlangt hatte.

Der Jüngling, der diesen Namen trug, wohnte in einem einzeln stehenden, ganz mit Eisen gepanzerten Ausfallturmchen dicht am Burggraben, und da kaum der Tag dämmerte, lag er noch im festen Schlaf gesunder Jugend. Er war erst wenig über zwanzig Jahre, ein Schwesternsohn des Grafen, das Kind einer unglücklichen Liebe der hochgeborenen Gräfin Beatrix zu einem fahrenden Sänger, der, bei dem stolzen Sinn und Brauch des Hauses Malaspina, keinen anderen Weg, seine Geliebte zu gewinnen, hatte finden können, als indem er sie zur Flucht befehdete. Herr Rambaut, der alte Graf, als er die Schmach erfuhr, die seinem Hause geschehen, hatte niemand mit sich ge-

John Hugo, und so waren Vater und Brü-  
 itten, die Spur des Mäubers zu verfolgen,  
 erst kamen sie zurück, im Schritt reitend,  
 aste zwischen sich, in welcher die junge Gräfin  
 .... reichen Wangen, mehr wie ein wächsernes  
 'ne Lebende. Der Bruder hatte ihren Geliebten  
 Vater den Verscheidenden mit seinem Fluch zur  
 isen. Seitdem redete sie mit beiden nie mehr  
 .... in ihrem Witwensitz, jenem Ausfallstürmchen,  
 em Knaben das Leben gab, ohne Klage, aber auch  
 Wunsch der Versöhnung, so herzlich der Bruder, der  
 sehr geliebt, zumal nach dem Tode des Alten sich ihr  
 suchte. Er hob mit eigener Hand ihren Knaben aus  
 e, und als er selbst ein Weib nahm, machte er es seiner  
 zur Pflicht, die Einsame, die nie ihr freiwillig erwähltes  
 gnis verließ, täglich aufzusuchen. Beide Frauen waren nun  
 eingegangen; der Knabe Geoffroy — nach seinem Vater genannt  
 — ward gehalten fast wie des Grafen eigener Sohn, und wahr-  
 lich der Stolzeste hätte eines solchen Sohnes sich nicht zu  
 schämen brauchen. Er war zu einem schönen Jüngling heran-  
 gewachsen, breit von Schultern, bräunlich von Farbe, mit finster-  
 blickenden Augen und einem sanften, fast weiblich schwelenden  
 Munde, der selten lachte. Denn obwohl er alles in Hülle und  
 Fülle besaß, was ein junges Herz nur begehrn mag, zierliche  
 Kleider und blanke Waffen, Ross und Falken und Muße vollaus  
 zu jeder ritterlichen Übung, auch, so lange er denken konnte,  
 niemand ihm ein böses Wort gegeben oder seiner unechten Ge-  
 burt ihn erinnert hatte, so lag es doch wie ein Schatten über  
 ihm, und wenn er nicht in dem Walde schweifte, der draußen bis  
 dicht an den Burggraben herantrat und auf einem schmalen  
 Brückchen in zehn Schritten zu erreichen war, so hielt er sich  
 allen lauten und fröhlichen Menschen fern, in demselben Ge-  
 mach, wo seine Mutter ihn geboren hatte, als ob er sonst nirgend  
 in der Welt eine Stätte habe, wo er hingehöre. Den kleinen  
 Turm hatte er, als die Mutter noch lebte, ganz mit Rosen um-  
 pflanzt, auch ihre Kammer, Bett und Schrank und Truhe noch  
 ganz so gehalten, wie sie es geliebt hatte, da er für sich selbst

nur wenig Bedürfnisse hatte und gleichsam immer bereit sein wollte, auch diesen Winkel, wo man ihn duldet, auf das erste unholde Wort zu räumen. Daran dachte nun freilich niemand weniger als Herr Hugo, der sich des Knaben Herz gern auf jede Weise gewonnen hätte. Denn die Liebe zur Schwester hatte er auf ihr vaterloses Kind übertragen. Als aber trotz aller Sorg' und Güte der Sohn sich nicht überwinden konnte, den Druck der Hand, die seinen Vater erschlagen, freundlich zu erwiedern, blieb dem Grafen nichts übrig, als seinen Neffen gewähren zu lassen. Er forderte niemals Dienste von ihm, dankte ihm wie für ein freies Geschenk, wenn er ihm einen Falken, gezähmt oder ein Pferd zugeritten hatte, und da es mit seinem Vermögen auf die Neige ging, ließ er es lieber sich selbst am nötigsten fehlen, als daß er Geoffroy auch nur das Erwünschte versagt hätte. Niemals aber nahm er ihn mit, wenn er zu Gaste ritt, nicht als hätte er den unebenbürtigen Sproß des Hauses verleugnen wollen, zumal seine unglückliche Mutter längst nicht mehr für ihn erröten konnte, sondern, damit der Jüngling kein Zeuge sei seines eigenen wüsten Lebens und nicht selbst an den läppigen Höfen der Nachbarfürsten losen Sitten und lockerer Gesellschaft anheimfiele.

Darum erstaunte der Neffe, für den der Oheim sonst nie einen Auftrag hatte, als er plötzlich zu so ungewohnter Stunde von dem Knecht, der atemlos das Vorgefallene erzählte, zu ihm in die Burg gerufen wurde. Er zauderte aber nicht, sich in die Kleider zu werfen und dem Ruf zu folgen. Als er in das Gemach trat, in das durch die kleinen Fenster nur eine falbe Dämmerung hereinbrach, sah er den Grafen am Tische sitzen, an dem er eben bei einer trüben Kerze einen Brief geschrieben hatte. Er saß regungslos, den Kopf auf die Hände gestützt, die sich tief in die grauen Haare eingewühlt hatten. Dreimal mußte Geoffroy ihn anrufen, eh' er ihn seinem Brüten entrüht. Wie er dann in das verwüstete Gesicht und die erstorbenen Augen sah, erschrak auch er, obwohl er den Odm nicht liebte. Aber er brachte es doch über die Lippen, zu fragen, ob ihm unwohl sei, ob er nach Carcassonne reiten und einen Arzt holen solle.

Sattle ein Pferd, Geoffroy, sagte jetzt Herr Hugo, indem  
Geoffroy, Novellen V

er sich mühsam aufrichtete, den Brief faltete und mit seinem Siegel verschloß. — Dieser Brief soll heute noch an die Frau Abtissin im Kloster Montsalvaire gelangen, damit sie morgen meine Tochter Garcinde entlasse; denn ich habe mit ihr zu reden. Und da ich selbst nicht zu ihr kann — der Mitt dieser Nacht ist mir übel bekommen, und meine Gicht rät mir, lieber zu Bett zu gehen, als in den Sattel zu steigen — so wünschte ich, daß du deiner Mühme das Geleit gibest, damit sie schnell und sicher hierher gelange. Nimm einen Knecht mit, der auf einem Saumtier das nötigste an Kleidern und Gerät euch nachführe, bis die Abtissin den Rest schickt. Pferde für die Mädchen wird das Kloster euch leihen. In dem Briefe habe ich darum ersucht. Ihr rastet eine Nacht auf halbem Wege in dem Bachthof La Baqueira, da meine Tochter des Reitens ungewohnt und der Sommer heiß ist. Am Abend des dritten Tages erwart' ich euch hier zu sehen.

Der Flügling nahm den Brief, zauderte noch einen Augenblick auf der Schwelle, als ob ihm eine Frage auf den Lippen brenne, dann sagte er nur: Es soll geschehen, Herr! — und neigte sich flüchtig und ging. Draußen auf dem Flur war es ihm, als höre er noch einmal seinen Namen rufen, und er blieb stehen, zu warten, ob er sich nicht getäuscht habe. Als er nichts vernahm, sprang er hastig die Schneckenstufen hinab, riß sein Pferd aus dem Stall, gab einem der wenigen Knechte, die noch in dem verfallenden Hause dienten, den Befehl, sich reisefertig zu machen, und sprengte dann, da der Schlafruine nur faulselig zu gehorchen sich anschickte, mit der Weisung, nachzukommen, durch das Tor an dem staunenden Pförtner vorbei, dem er auf seine Fragen, was der Herr denn gewollt habe und ob es wirklich mit ihm zu Ende gehe, nur mit einem Achselzucken antwortete.

Er eilte aber so gewaltig, seinen Auftrag auszuführen, weil er noch immer fürchtete, der Graf möchte seinen Willen ändern und ihn zurückrufen. Denn seit den acht Jahren, daß sein Mühmchen aus dem Vaterhause geschieden, war es nie geschehen, daß man, wenn eine Botschaft auszurichten war, ihn nach Montsalvaire geschickt hätte, als ob man es gesäusstlich verhüten

wollte, daß Vetter und Nichte so wiederseien. Zu der Zeit freilich, da sie noch keine Kinder waren, hatte die kleine Gräfin fräulein Hieronim (vgl. S. 152, 153) ihren verstorbenen ... ehrwürdigen Spielgesellen, den Sohn des fahrenden Mannes, der schon damals in dem kleinen Turm, wo seine Mutter gestorben war, sein seltsam menschenfeindliches Wesen trieb. Die Dienerschaft raunte davon, nur des jungen Geoffroy wegen habe der Graf seine Tochter ins Kloster geschickt, statt etwa eine Maids ins Haus zu nehmen, wie es manch ein Witwer getan, um sich von seinem Kind nicht zu trennen. Und nun wurde dennoch der Vetter abgeschickt, das Mädel zurückzuholen, das inzwischen, wie die Leute sagten, zu einer Schönheit ohnegleichen aufgeblüht war. Sollte sich über Nacht ein Freier gemeldet haben, so daß es nicht mehr nötig war, das Kind vor einer ungleichen Neigung zu hüten? Oder hatte bei dem nächtlichen Ritt der Tod auf seinem gespenstigen Klepper sich zu dem Grafen gesellt, daß alle irdische Sorge von ihm abgesunken war und er nur dachte, seinen Frieden mit Gott zu machen und seinem Kind die volle Freiheit zu lassen, glücklich oder unglücklich zu werden nach seinem Sinn? Es war nicht zu ergrübeln.

Sobald ihm aber die Zinnen der Burg Malaspina aus dem Gesichte waren, warf Geoffroy alles Sinnens und Sorgen hinter sich und ließ nur helle Gedanken, seltene Gäste in seinem Kasten, vorausseilen seiner Jugendgespielin entgegen, deren schlankes Gesichtchen mit den lachenden weißen Bähnen und dunklen Augen so deutlich vor ihm stand, als ob er es gestern zuletzt gesehen hätte. Der Tag war wolkenlos, die Wälder voll Vogelgesang, die schönen Auen der Provence breiteten sich im Gold der reisenden Uhren unabsehlich vor ihm aus, und das Leben deutete ihn zum ersten Mal eine himmlische Gnade. Er sang das Lied vor sich hin, mit dem sein Vater seiner Mutter das Herz abgewonnen. Er hatte es in ihrem Lieberbuch gefunden, mit den Worten von ihrer Hand am Rand:

Lo douz chans d'un auzelli,  
Que chantava en un plays,  
Me desviet l'autr'ier  
De mon eamini —

zu deutsch:

Eines Vogels süßer Sang,  
Der aus dem Wald erklang,  
Hat längst mich fortgelöst  
Von meinem Pfad — —

Er wußte nicht, warum gerade dieses Lied ihm in den Sinn kam, daß er sonst nur mit Kummer gelesen hatte. Heute sang er es mit heller Stimme und fröhlichem Herzen.

Als er aber Abends sich dem Kloster näherte, wurde er stiller und seine Stirn wieder düsterer. Mit Herzklöpfen pochte er am Tor und reichte der dienenden Schwester Pfortnerin den Brief an die Abtissin durch das Gitter hinein, des Bescheides wartend, denn er selbst durfte die Klosterräume nicht betreten. Bald kam die Antwort, es sei alles gut, dem Befehl des Grafen werde gehorcht werden, morgen mit dem Frühesten werde man ihm die beiden Mädchen übergeben, er möge die Nacht bei dem Klostervogt zubringen, der auf das Herbergen fremder Gäste eingerichtet war und ein Häuschen unfern zwischen den Weinbergen des Montsalvare bewohnte.

Die Nacht aber wurde dem Jüngling lang; denn sein treuester Freund, der Schlaf, kam heute nicht, wie sonst, sie ihm zu verkürzen. Den Knecht von Malaspina, der um Mitternacht erst mit dem Saumtier sich eingefunden hatte, neidete er um den Mausch, den er sich in dem starken Klosterwein trank, und das tiefe Schnarchen, das darauf folgte. In ihm war etwas erwacht, das stärker war als Wein und Ermattung.

Nun wurde es wieder Tag, sie zäumten ihre Tiere, verabschiedeten sich von dem Vogt und ritten nach der Pforte von Montsalvare hinauf, dort der jungen Herrin zu warten. Nicht lange, so wurde das Tor aufgetan, die Abtissin trat heraus, hinter ihr sämtliche Klosterfrauen, in ihrer Mitte die junge Gräfin und ihre Gespielin führend, die sie nun in das Leben und die Freiheit entlassen sollten, um selbst in ihre göttliche Haft zurückzukehren. Da gab es viele Tränen und Seufzer, Umhälzen und Segnen, daß Geoffroy noch eine geraume Zeit das Angesicht seines Mäthnchens unter all den Schleier und Kopfsbinden, durch die es sich hindurchküssen mußte, nicht zu

ie gen sie an. „Um 27. März habe ich meinen Auges und der  
Zunge eines blonden Jungen, hatte ihn getroffen, daß er in  
Vermüting neben einem Bettel lag und mich hörte, wie die  
Abtissin auf ihn zutrat und mit Verwunderung fragte, ob er wirk-  
lich der Bote des Grafen Malaspina sei, der gestern den Brief  
gebracht und dem sie die junge Gräfin übergeben sollte. Das  
Knechklein, das mit gefalteten Händen und vor Andacht weit-  
aufgerissenem Munde die heiligen Frauen anstarre, mußte den  
Junker erst mit dem Ellenbogen stupfen, damit er zu sich kam  
und mit einem ehrerbietigen Kopfnicken alles bestätigte, was  
er doch nur halb gehört hatte. Herr Hugo sei verhindert, selber  
zu kommen, stotterte er, indem er seine Blicke von dem blonden  
Haar loszureißen strebte. Er habe ihm aufgetragen, langsam  
zu reisen und in La Baqueira über Nacht zu bleiben. — Hiermit  
glaubte er etwas sehr Kluges gesagt und die Bedenken der Ab-  
tissin, ob man die Mädchen einem so jungen Führer anver-  
trauen dürfe, entkräftet zu haben. Es schien aber das Gegen-  
teil zu wirken; denn die edle Frau wendete sich, nach einem  
sorgenvollen Blick gen Himmel, zu einigen der älteren Schwestern  
und begann halblaut mit ihnen Rats zu pflegen. Da,  
als der Vogt schon die Maerde für die Nunnenkronen herauftäufte  
und einige Laienschwestern  
ein paar Körbe mit Kno-  
des Saumtiers zu befestigte,

aus der lebendigen Hecke weiß und jungfer Aigleta, das Kind von Garcindes Mutter, das in-  
zwischen auch zu einem sauberer Jungferchen herangewachsen  
war, und indem sie dem stummen Boten ihre derbe kleine Hand  
entgegenstreckte, rief sie: Gottwillkommen, Herr Geoffroy!  
Seid Ihr es? — worauf sie sich der Abtissin näherte, ihr ein  
Wort ins Ohr zu sagen, daß jedes Bedenken abzuschneiden schien.  
Die fromme Dame baute zu fest auf die Lehren der Weisheit  
und Tugend, die ihr Psiegling mit der Klostermilch eingesogen,  
um es möglich zu halten, daß sich ihr Herz einem namen-  
losen, unebenbürtigen Vetter zuwenden könne, jetzt, wo wahr-  
scheinlich eine vornehme Vermählung ihrer harrte. Also schloß  
sie Garcinde, die in Tränen zerfloß, mütterlich in die Arme,

half ihr selbst den alten Klosterschimmel besteigen, während Aigleta sich von Geoffroy auf ein munteres Bauernpferdchen heben ließ, und unter vielem Schluchzen, Tüchterschwenken und Händewinken trennte sich endlich die kleine Kavalkade von dem grauen Bogentor des Montsalvaire, in das die Schar der Himmelsbräute zügernd und trübselig zurückkehrte.

Aber auch die junge Heisegesellschaft zog einsilbiger und nachdenklicher ihres Weges, als am schönsten Sommertag auf frischen Rossen zu geschehen pflegt, wenn ein ritterlicher Jüngling zwei schönen Mädchen auf ihrem ersten Ausflug in das lachende Leben das Geleit gibt. Nach den hastigen Fragen, wie es ihrem Vater ergehe und was zu Hause etwa vorgefallen sei, hatte Garcinde das Wort nicht wieder an Geoffroy gerichtet, vielleicht betroffen über die kurzangebundene, obwohl ehreverbietige Art, mit der er ausführlicherem Bericht ausgewichen war. Dann hatte Aigleta, die sich den Abschied von Montsalvaire nicht im geringsten zu Herzen gehen ließ, einen lustigen Ton angeslimmt und, nach einem Seufzer der Dankbarkeit für ihre endliche Erlösung aus dem göttlichen Einerlei jenes vermauerten Lebens, in ihrer übermütigen Weise angefangen, Geoffroy zu erzählen, was für Kurzweil ihnen ein Tag wie der andere gebracht. Sie verstand es trefflich, die Stimmen der einzelnen Schwestern nachzuahmen, ihr Wispern und Säuseln bei niedergeschlagenen Augen, wenn sie sich beobachtet wußten, ihr gar nicht blödes Lachen und Schreien, sobald sie sich etwa unter guten Freindinnen gehen lassen durften, ihre kleinen, müßigen, wurmstichigen Zänkereien, ihre nach Thymian und Melisse duftende Bärtlichkeit füreinander, die gleich bereit war, bei dem armseligsten Anlaß in Feindschaft umzuschlagen, wie jene Wohlgerüchte mit der Zeit in Moderduft. Dazwischen ließ sie dann die rauhe Bassstimme der Abtissin erlingen, wie sie zum Frieden sprach und die Gefahren der Weltlust schilderte, und schloß mit einem tollen Durcheinander von frommen und gottlosen Reden, in denen die Mönchchen ihre Beiflüsse bei der Abreise der jungen Gräfin ausströmten, ihren Neid, ihre Sorgen, daß draußen Satanas mit seinem ganzen Gefinde ihr schon auflaure, endlich die Fürbitte der Abtissin,

sie aus diesen Gefahren zu retten, zumal sie von den Verhältnissen ihrer Eltern und verdächtiger jüngerer Geheren in Schutz zu nehmen.

Garcinde, die um eine Pferdslänge ihnen voranritt, unterbrach diesen Mutwillen, indem sie mit ihrer sanften Stimme, doch ohne sich zu der Spötterin umzuwenden, ihr die losen Reden verwies. Es sei ständighaft, sagte sie, für so viel Liebes und Gutes, das sie genossen, nun alle Menschlichkeiten der armen, traurig eingeschränkten Wesen herauszukehren, und sie wenigstens werde es nie vergessen, daß sie, verwaist wie sie war, ein zweites Mutterhaus dort gefunden. Worauf die schnippische Dirne, der in Gegenwart Geoffroys dieser kleine wohlverdiente Sermon empfindlich sein möchte, nur mit ein paar verlegenen Sprichwörtern erwiderte, als: „Jeder Vogel pfeift je nachdem man ihn flittert, oder:

Sagen, wie die Dinge sind,  
Ist unweise, doch keine Sünd'.

Aber sie schmolzte von nun an um so mehr, da sie es dem schmucken Junker an ihrer Seite sehr abel nahm, daß er so fremd tat als hätte er sie nicht vor Jahren Tag für Tag gesehen, während sie sich doch wohl entsann, wie zärtlich sie schon damals ihm begegnet war, und wie sie es bei ihren kindischen Spielen gern so eingerichtet hatte, daß „Taufret“ — so nannten sie ihn im Hause — zu ihrer Partei halten, sie vom Drachen erlösen oder mit einem Kuß aus dem Zauber schlaf aufwecken müste. Sie blickte ihn, während sie sich mit dem Knechte in eine gleichgültige Plauderei einließ, immer mit neuem verstohlenem Staunen an, wie schön und männlich er geworden war, wie er mit einem leichten Schenkeldruck sein feuriges Tier bändigte und dabei so ließsinnig aus den Augen sah, daß man allen Heiligen in der Kirche von Montsalvaire solche Blicke gewünscht hätte. Warum er aber so stumm blieb und, wenn sie etwa dem hochmütigen Herrn zu gering wäre, selbst dem stolzen Mühmchen in keiner Weise den Hof zu machen Lust zeigte, dessen konnte sie sich nicht genug verwundern, und im Grübeln darüber vergaß sie nach und nach das Neben, auch nachdem ihr kleiner Urger über die Burechtweisung schon längst verslogen war.

Der Fülingling aber, der den Tag so ungeduldig herangewacht hatte, wünschte, je höher die Sonne stieg, daß sie ihm lieber nie mehr aufgegangen wäre, statt nun auf seine Wonne und Dual mit so grettem Schein herniederzublicken. Wohl hatte er aus seinen Knabenjahren das Bild des Mäthmens als den Inbegriff alles Holden und Liebreizenden in sich bewahrt; aber der Funke war gleichsam in einer windstille Erinnerung fortgeglommen, an wohlbehüteter Stelle seines Herzeng. Nun war durch den ersten Gruß von ihren Lippen und den Hauch, der von ihrem Haar zu ihm herüberwehte, eine große Flamme in ihm angefacht, durch die er größere Schmerzen litt, als er je in seinem Leben empfunden hatte. Und die Freimheit, mit der das schöne Wesen sich von ihm fernhielt, mehrte diesen Schmerz. Denn wenn er auch nicht wußte, ob es Abneigung gegen seine Person, oder der kühle Stolz des Grafenkindes gegen den hablosen Dienstmann ihres Vaters war, was ihr die Lippen schloß und ihr Auge lieber im Weiten schweifen ließ: — in diesen schweigamen Stunden hatte er alle Mühe, des Abstandes zwischen ihnen, der eigenen Armut und seiner Pflicht, jeder törichten Hoffnung zu entsagen, mit bitterlicher Klarheit inne zu werden. Dann wieder überfiel ihn der Gedanke, welchem Besitzer er wohl dies anvertraute Kleinod entgegenbringen möchte, ob wirklich schon ihre Hand vergeben und ihr Herz versagt sei, oder ob ihren Vater nur in einer kranken Schwermut die Sehnsucht nach seinem einzigen Kinde angewandt habe, daß er sie in sein ödes Haus zurückgerufen. Dann aber — stand es denn minder hoffnunglos, wenn er vielleicht noch Jahr und Tag Zeit hätte, den Wert des Schatzes recht innig kennen zu lernen, den er endlich doch einem anderen überlassen mußte?

So versank er mehr und mehr in eine düstere Melancholie, daß es endlich selbst dem Fräulein, obwohl sie ebenfalls nicht fröhlich war, auffallen mußte und sie ihn fragte: ob ihm nicht wohl sei, und ob sie rasten wollten, bis etwa ein Imbiss oder ein Trunk Wein ihn gestärkt hätte. Geoffroy, bis über die Stirn erglühend, entschuldigte sein zerstreutes Sinnen, so gut es ging, mit einer schlaflosen Nacht und gab sich Mühe, gleich-

ritt, zu er' hemen. Auch wurden, so sie Mittags in einem  
Waldchen mäuseln rad, neben einer Eiche gelagert von den  
Perücken die fürchterlich Schwerein den Zwankier auf-  
gerappt sich haben; so ne Lebend, e' er w. u. zu wigeheimerert,  
als als Alte; die zu dauer in Schülken lang; verdrüssig  
war, plötzlich ihren ganzen Mutwillen wiederfand und die  
Mittagstafel mit den lustigsten Eulenspiegeliern würzte.  
Garcinde saß im Schatten des hohen Schlehorns und litt es  
gebüldig, daß die Hexe, die nirgend ruhen konnte, allerlei  
Kränze band, die ganze Gesellschaft, sogar den Knecht und die  
grasenden Pferde, damit zu schmücken, und dazwischen Tanz-  
lieder sang, nicht immer des geistlichsten Inhalts, über die den  
Knecht das Lachen anlief, bis die junge Gräfin mit einem ernst-  
haften Blick sich erhob, das Gerank von Stirn und Hals streifte  
und weiterzureiten begehrte. Der letzte, der aus dem hohen  
Grase aufstand, war Geoffroy. Ihm schien diese Stätte ein  
Paradies, aus dem er sich nur zaubernd vertreiben ließ. Doch  
war er bei der Hand, seinem Mäuschen in den Sattel zu  
helfen, ohne daß er es gewagt hätte, den kleinen Fuß, den sie  
beim Aufsteigen in seine Hand stützte, auch nur wie zufällig zu  
drücken. Sie selbst wandte das Gesicht von ihm ab, daß ihn  
ihre frei bis an den Gürtel wallenden Haare einen Augenblick  
weich umhüllten, und stieß dann die schlanke Hexe ihrem Zelter  
in die Weiche, daß er sich zu einem sanftmütigen Galopp auf-  
schwang. So ritten sie eine Weile wie zur Wette dahin,  
Menschen und Tiere durch die Rast erquict und selbst Geoffroy  
mit erhobenem Haupt, als hätte ihm der rote Klosterwein, den  
Sigleta ihm unter den Blumen kredenzt, den weltmilden Tropfen  
aus dem Blute gespült und ihn angefeuert, das Glück der Stunde  
zu genießen.

La Vaqueira, daß sie schon am frühen Nachmittag erreichten,  
war ein Meierhof, lieblich zwischen den üppigsten Weiden und  
lichtem Holz gelagert, noch vor wenigen Jahren im Besitz des  
Hauses Malaspina, seitdem aber als ein Pfand für eine hohe  
im Spiel verlorene Summe in die Hände des Grafen Peire von  
Gaillac geraten, der freilich mehr zu tun hatte, als nach den  
Kinder- und Schafherden jenes stillen Wintels zu sehen. Der

Meier selbst und seine Frau, die mit einer Schar von Hirten und Melkbirnen hier hausten, wußten, da Herr Hugo, wenn er vorbeiritt, sie in alter Weise begrüßte, kein Wort davon, daß sie nicht mehr ihrem alten Herrn gehörten, und empfingen seine Tochter, deren sie sich aus ihrer Kinderzeit wohl entsannen, mit aller ehrfürchtigen Dienstbesonnenheit, wie sie der Herrin gebührte. Sie hatten, weil die Knechte in den Ställen schliefen, nur ein kleines Haus, dessen einziges Wohngemach sie sofort den beiden Mädchen überließen, sich selbst in die Kältebettend. Geoffroy mußte sich bequemen, auf einer Leiter unter das Dach zu klimmen und dort, wo es lustig und an Heu kein Mangel war, sich selbst ein Lager zu rüsten. Es war aber so spät, als er sich zum Schlafen entschloß, und sie hatten die schöne Hälfte der gestirnten Nacht in so mancherlei nachdenklichen Gesprächen verbracht, die seine heftigen Gefühle ein wenig gedämpft hatten, daß er trotz der Nähe Garcindens fest einschlief und das Versäumnis der letzten Nacht wieder einbrachte. Die Mädchen dagegen, obwohl auch sie, als des Neitens ungewohnt und durch den feurigen Wein überwältigt, sich gestanden, daß sie sehr müde seien, ermunterten sich doch wieder während des Auskleidens mit Gesprächen, wie Mädchen pflegen, die dasselbe Lager teilen sollen und doch Herzensgeheimnisse voreinander bewahren möchten. Denn Mädchen glauben ihre Zunge am besten hüten zu können, wenn sie ihr in unbedeutenden Neben desto freier den Zügel schießen lassen. — Warum sie über Tag so wenig froh gewesen sei, und ob sie gar ihr noch zürne, daß sie allerlei Torheit geschwacht habe, vor großer Freude, endlich die Welt zu sehen, fragte Aigleta die Freundin, indem sie ihr half, das Haar zopfen und aufbinden. —

Nicht doch, liebes Herz, erwiderte die Sinnende und ließ ihre schlanken Arme in den Schoß gleiten; ich neide dich um dein leichtes Herz, ohne dir's zu missgönnen. Meines aber ist schwer. O Aigleta, so schön habe ich es mir geträumt, zum Vater zurückzukehren, Luft der Freiheit zu atmen und die Welt zu grüßen jenseit der Zügel des Montsalvaire. Und nun — ! —

Siehst du Welt du nicht? In der du mir nicht. Laut die  
Wiesen nicht? Ich bin die Seele nicht. Laut gewiss, deine Söhne  
kommen zu Frieden nicht? Ich sage die Freuden.

„Ich du meine Vergangenheit und Zukunft wegst, kein  
Könntest!“ erwiderte die Grafentochter. „Aber steh, wenn an  
dem Tag, wo ich in die Welt zurückkehre, mein lieber Vater  
mir fehlt, ich seine Hand nicht fassen, seine Stimme nicht  
hören kann — o Liebste, es ist etwas Geheimes, Finsternes,  
vielleicht sehr Schreckliches, das man mir verbirgt und dessen  
Ahnung mir diesen ersehnten Tag trotz allem Sonnenschein  
verdunkelt hat!“

„Narrheiten!“ sagte Migleta. „Soll ich dir sagen, wo die  
Wolke saß, die den dummen Schatten warf? Auf Stirn und  
Augen des einfältigen Herrn Faufret — leugn' es, soviel du  
willst, ich weiß, was ich weiß, und habe meine Augen nicht um-  
sonst im Kopf. Und hast du denn nicht auch guten Grund, dies  
unartige bocksteife Wesen überzunehmen? Pfui, ein Leichen-  
bittergesicht, wenn man das Glück hat, zwei so reizenden jungen  
Fräuleins als Ritter zu dienen, von denen die eine obenein  
eine hochgeborene Gräfin und die leibliche Mühme ist! Und  
den Abend wieder, wie wir da draußen zwischen den Hürden  
herumwandelten, hat er etwas Gescheiteres zu sprechen gewusst,  
als von den Sternbildern da oben und ob man nach dem Tode  
hinaufkäme und so grauliche  
Sterne hätte er näher haben können, uno um vom Rode zu  
reden, hätten wir Montsalvaire nicht zu verlassen brauchen.  
Er ist freilich, wie man sieht, zum Sterben verliebt, aber das  
ist keine Entschuldigung. Das gehört in Gedichte, wenn er  
welche an dich machen wird, aber unter vier lebendigen Augen  
— denn die meinen hätte ich zugeschickt und mich schlafend  
gestellt —“

„Was schwägest du, Törin?“ sagte Garcinde und versuchte sie  
unwillig anzublicken, obwohl ihr das Blut vor süssem Schrecken  
in die Wangen stieg. „Weißt du nicht, weshalb er traurig ist  
und zeitlebens auch nie so recht froh werden kann? Er hätt' es  
freilich nicht nötig, sich seine Geburt so zu Herzen zu nehmen.  
Wenn er an fremder Fürsten Hof ginge und dort in Herren-

dienst sich Ehre machte, niemand würde ihm vorrücken, wofür er doch nicht kann, und er würde Reichtum und Land und Leute gewinnen und um jedes Grafenkind werben können. Aber wenn er auch ein Träumer ist und seinen Vorteil nicht versteht: so töricht ist er doch nicht, auf mich seine Gedanken zu richten, da er wohl weiß, mein Vater gäbe mich ihm nie. Viel eher mein' ich, daß ich ihm verhaft bin als meines Vaters Tochter, die er hoch über sich sehen muß, obwohl ich selbst mich noch immer gegen ihn betrage wie in unseren Kinderzeiten, und alles tun möchte, das alte Vertrauen wieder herzustellen.

Hm! sagte die Braune, indem sie ihr Mieder aufnestelte, kann sein, daß du recht hast. Und doch wollte ich, er hätte mich so, wie er dich hast, ich verlangte mir nichts Besseres. Aber mich, ein Magdkind — wer wird sich die Mühe geben, mich auch nur anzusehen, ob ich Lieb' oder Haß verdiente? Und ich meine doch, — und dabei schüttelte sie ihr dichtes Haar über den weißen Nacken — wir wären auch wohl der Mühe wert. Hochgeboren oder nicht — kommt' ich nur erst in die Welt, du sollst sehen, domna comtessa, im Neb' dieser schwarzen Haare sang' ich Bögel mit bunten Federn, so gut wie du mit deinen Goldfäden, und wenn auch die schwarze Krähe, der Jäufsel, draußen bleibt —

Wer dich reden hört, fiel ihr Garcinde ins Wort, sollte meinen, du kämst wo anders her als aus dem Kloster. Aber wir wollen schlafen gehn. Ich wollt', es wäre morgen und ich hätte meinen Vater erst umarmt.

Wohl eine Stunde lagen sie schon, und keine hatte ein Auge zugetan. Das Bett im Meierhof war freilich härter als ihr Lager in Montsalvaire, aber das allein hätte einen achtzehnjährigen Schlaf nicht gestört. Sie verhielten beide den Atem und rührten sich nicht, bis plötzlich Aligleta sich aufstützte und sagte: Ich habe es den Nonnen nicht geglaubt, daß die Welt draußen uns um unsere Ruhe bestiehlt. Und nun sieh, kaum den Fuß haben wir hinausgesezt, und schon flieht uns der Schlaf. Und dazu sind wir noch nicht einmal verliebt --- ich wenigstens. O heilige Jungfrau von Montsalvaire, was wird das geben, wenn es so fort geht! Du freilich kriegst

einen reueharten Mann und kann sie nicht soviel du willst! aber ich — wenn wir uns nicht trennen — der ich nicht haben kann — ich glaube, ich stecke einen Wald an und springe mitten hinein!

Was du nur träumst! antwortete Garcinde, ohne den Kopf vom Kissen zu heben. Meinst du, ich nähme einen Mann, den ich nicht liebte, oder mein Vater würde mir einen geben wollen, wider den mein Herz sich auflehnte? Weißt du nicht, daß er nichts auf der Welt lieber hat als mich, und keinen größeren Kummer, als wenn ich Schmerzen leide? Schlafl! der Wein schwärmt dir im Blut. Ich meine, du bist dennoch zu frisch aus dem Kloster entlassen worden.

Amen! sagte die Rose mit der tiefen Stimme der Abtissin. Dann lachte sie selbst hell auf, sprach aber nichts mehr und schlief noch vor ihrer jungen Herrin ein. — —

Um andern Morgen standen die Pferde wohl eine Stunde aufgeschirrt im Hof und scharrten den Boden, ehe die beiden Mädchen auf der Schwelle des Hauses erschienen. Sie nickten Geoffroy freundlich zu und plauderten noch ein wenig mit den guten Leuten von la Baqueira. Dann spornten sie ihre Tiere, um die vier Wegstunden bis Malaspina noch vor der Mittagshitze zurückzulegen.

Wiederum ward unterwegs nicht viel gesprochen; der Jüngling war trotz des Schlafs noch bleicher und düsterer als gestern, selbst Aigleta nagte, in ihre Gedanken verloren, an der vollen Lippe und seufzte zuweilen. Auch hatten sie Not, der jungen Gräfin nachzukommen, die heut auf ihrem Tier voranflog, als sei der wilde Jäger ihr auf den Fersen. Einmal wandte sie sich zu Geoffroy, der neben ihr ritt, um bei dem tollen Jagen bei der Hand zu sein, wenn der unnatürlich erhitzte Zelster einen falschen Tritt mache.

Glaubt Ihr, daß mein Vater uns entgegenreiten wird? fragte sie und horchte gespannt auf die Antwort. Ich denke wohl, erwiderte der Jüngling und wagte dabei nicht, sie anzusehen. Denn auch sein Gemüt war voll böser Ahnung.

Als sie dann an die Stelle kamen, von wo aus man zuerst die Burg Malaspina erblickte, hielt Garcinde plötzlich still und

spähte, die Augen mit der Hand gegen die Sonne schützend, wohl zehn Vaterunser lang nach den wohlbekannten alten Mauern hinüber. Der Weg schlängelte sich wie ein helles schmales Band durch die kurzgeschorenen Wiesen und Felder, so daß man jeden Kiesel darauf blinken sah. Aber von einem Reiter, der über die Zugbrücke sprangte und ihnen entgegenjagte, war nichts zu sehen. Auch als sie jetzt so nahe kamen, daß der Türmer ins Horn stieß, blieb übrigens alles still, und zu einem festlichen Empfang, wie die Mädchen ihn sich geträumt, waren nirgends Anstalten getroffen. Der Pförtner erschien in dem geöffneten Tor, hinter ihm ein Haufe nicht sonderlich gepudzter Knechte, die verlegen im Burghof sich herumdrückten und zum ersten Mal selbst es zu bemerken schienen, wie hoch das Gras und die Nesseln zwischen den Steinplatten wucherten. Geoffroy war zurückgeblieben, unter einem Vorwande, im Grunde: weil ihm das Herz blutete, ein Zeuge sein zu müssen einer solchen Rückkehr in das Vaterhaus. Denn wenn das weltkundige Mädchen auch nicht den ganzen Umfang des Versalles begreifen konnte, da sie nur Kindererinnerungen an diese Stätte bewahrte und es nicht überm Tor geschrieben stand, daß kaum die nackten Steine noch Eigentum des Hausherrn seien, so mußte doch die spärliche Dienerschaft, ihr abgetragener Anzug, vor allem der Umstand sie bestürzt machen, daß der eigne Vater es nicht übers Herz brachte, sein geliebtes Kind im Angesicht des alten Stammsitzes willkommen zu heißen.

Ist mein Vater frank? rief sie dem Torwart entgegen, indem sie, ohne Hilfe abzuwarten, aus dem Sattel sprang.

Nur ein harter Anfall der Gicht, Herrin, erwiderte der Mann und richtete die Augen wie suchend nach dem Bogenfenster, das in den Hof ging, als ob er erwarte, den Herrn wenigstens von dort herab seiner Tochter zu winken zu sehen, wenn auch das Leiden ihm die Treppe zu steigen verwehre. Das Fenster war leer, eine Nöte überslog Garcibdens Gesicht, als ihr Blick denselben Weg gegangen und leer und traurig wieder herabgeglitten war. Ich will hinaufgehen, Migleta, flüsterte sie rasch. Warte hier unten, bis ich dich rufe

So ging sie; die andern stiegen von den Pferden und über-  
gaben sie den Knechten. Geoffroy, nachdem er mit dem Tor-  
wartz einen raschen Blick gewechselt, der nur bedeutete: „Nichts  
Neues? — Alles beim Alten!“ — führte sein Tier nach seiner  
Gewohnheit selbst in den Stall, zäumte es ab und frezte dann  
wieder, um nach seinem Türmchen zu gehen. Zur S. f. schaute sich  
um Aligeta zu kümmern, die verloren und allein unter den  
fremden Gesinde auf einer Steinbank saß und weinen. Ein  
wenig ehrenvollen Eintritt in das ersehnte Grafenhaus gern  
reicht bitterlich geweint hätte, wenn nicht so viel Gaffer herum  
gewesen wären. Sie sah den Jungling den Weg nach jenem  
wohlbekannten Gemäuer antreten, das traurlich aus den Rosen  
heraus ihr zwinkte. Er hatte aber das Kind so tief auf die  
Brust gesenkt, daß sie sich nicht getraute, ihn anzureden und zu  
bitten, er möchte sie mitnehmen und ihr die alten Spielplätze  
zeigen.

Er aber schien ganz vergessen zu haben, daß sie auf der  
Welt sei, ja daß er selbst noch unter Menschen wandle. Obwohl  
er am Morgen nur ein wenig Wein und Brot genossen hatte  
und es inzwischen Mittag geworden war, dachte er doch nicht an  
Essen und Trinken, sondern saß in seinem Turmgemach auf dem  
Bett der Mutter wie ein  
zu regen, die weitoffen-

Baters geheftet, daß er gleich bei seinem Eintritt aus der Ruhe  
genommen und in seinem Schoss aufgeschlagen hatte. Er schien  
aber nicht zu lesen, sondern über die schwarzen Zeilen hinweg  
auf die Worte zu horchen, die sein Herz ihm vorsagte — frohe  
oder traurige, daß hätte niemand in seinen steinernen Bürgen  
lesen können. Auf einmal aber durchzuckte es dies leblose Ge-  
sicht, und die bräunlichen Wangen färbten sich dunkler. Er  
sprang so hastig von dem Bette auf, daß ihm das Liederbuch  
vom Schosse glitt und platt auf die Fliesen zu liegen kam.  
Dann lauschte er gespannt in den Rosengarten hinaus. Richtig,  
es war ihr Schritt, so ging kein anderer Mensch, und nun legte  
sich eine Hand auf den Türgriff, nun trat sie in den engen  
dunklen Flur, nun öffnete sie die innere Tür und trat über seine  
Schwelle in das kleine Gemach.

Er hatte, wie sie eintrat, unwillkürlich den Blick gesenkt und seine Verwirrung damit bemächtigt, daß er das pergamentne Büchlein, das zwischen ihnen lag, vom Boden aufhob. Als er jetzt die Augen zu ihr aufschlug, erschrock er heftig. Denn ihr Gesicht, das noch am Morgen von Jugend und Hoffnung geblüht hatte, war in der kurzen Stunde so verwandelt worden, als wären Jahre der hoffnungslosen Schmerzen darüber hingegangen.

„Ich störe Euch, Beter,“ sagte sie mit ganz klangloser Stimme. „Aber ich komme zu Euch, weil ich denke, daß Ihr mein Freund seid, vielleicht der einzige, den ich habe. Lasst mich sitzen — ich bin sterbensmüde — nicht auf das Bett da, darin ist meine liebe Tante gestorben — o Zaafret, wenn ich wüßte, es sollte auch in ein Todbett sein und mir auf der Stelle das Herz still stehen, so wie ich mich dort niederlegte — Gott ist mein Zeuge, ich spränge mit gleichen Füßen hinein!“

Sie sank auf einen Schemel, den er ihr hinschob, das Gesicht in die Hände gedrückt, daß er die Tränen zwischen ihren weißen Fingern vorquellen sah.

„Um Gott, Mühme, rief er, Ihr brecht mir das Herz. Was ist geschehen? Was hat Euch der Vater —“

Da nahm sie die Hände vom Gesicht, zerdrückte die Tränen mit den Wimpern und sah ihn groß an. „Nicht weinen,“ sagte sie. „Das ist kindisch. Wenn das alles wahr ist, was ich eben erlebt habe, sind Tränen viel zu gering. Von Euch will ich's hören, Beter: ist es wahr, daß der Herr von Malaspina ein Bettler ist und seine Tochter nichts zu eigen hat, als was sie auf dem Leibe trägt? — Ihr schweigt, Zaafret. Es ist gut. Was liegt auch daran? Es hat mir lange geahnt, daß Unglück in Büsten sei und Armut — die hab' ich im Kloster gesehen und kenne sie, und das Herz erschrickt mir nicht davor. Aber Schande, Zaafret, Schande! —“

„Beim Blute des Heilands! fuhr er auf, wer darf sagen, daß Euch Schande drohe, solange ich ein Schwert führen und eine Lanze schwingen kann?“

Das schien sie aber nicht zu hören. Denn nach einer Pause, in der sie die Kugelchen ihres Rosenkranzes wie im Traume

durch die Hürte hinauf gleiten ließ: septe sie, indem er: „Eh, in der Halle ganze Gesellschaft anweset. Sei mir Ihr zu Ehren von Gaillac!“

Der Jüngling war zurückgesfahren, als wäre er auf eine Schlange getreten. Eine Verwirrung knirschte ihm zwischen den Zähnen, und seine Hand krampfte sich in die seidene Decke.

„Ihr scheint ihn zu kennen, fuhr das Mädchen fort. Auch ich kenne ihn. Vor zwei Jahren kam er auf einer Jagd nach Montsalvaire mit großem Gefolge von Rittern und schönen Damen. Im Wäldchen beim Klostergarten lagerten sie, wir konnten aus unserer Laube alles mitansehen, das Trinken und Bankettieren, und die Lieder hören, die ihm seine Freundin, ein großes übermütiges Weib, nach dem Essen zur Laute sang. O Better, was es für Menschen gibt! — damals zuerst fing ich an, davor zu erschrecken, und war froh, als die Abtissin uns aus dem Garten trieb und im Refektorium uns an die Spindeln setzen hieß. Da war es still bis auf die heimlichen Neben der Schwestern, von denen jede etwas wußte über die Witschheit und Gottlosigkeit des Grafen von Gaillac. Denn im Kloster wissen sie alles, wie es die Welt draußen liebt und treibt, weil sie sonst ersticken würden vor Langerweile. Auf einmal tritt die Abtissin herein: der Graf stehe draußen am Sprachgitter und begehre mich zu sehen, er bringe mir Grüße von meinem Vater. Bis ich noch so viel Kraft hatte, aufzustehen und durch den langen Saal bis zu der guten Frau hinzuschreiten, weiß ich nicht. Die aber fasste mich mittlerlich bei der Hand und flüsterte mir zu: Denke, daß du an einem geweihten Orte bist. Der böse Feind selber hätte hier keine Macht über dich. — So führte sie mich hin, wo der gottlose Mann mit den Habichtsaugen in dem Wolfsgesicht hinter dem Gitter wartete — das schöne freche Weib neben ihm — die den Jahren nach eher seine Tochter sein konnte. Sie lachten gerade überlaut, als wir eintraten: dann wurden sie still. Ich hörte den Grafen etwas auf toskanisch zu der Dame sagen, das ich wohl verstand, aber nicht wieder sagen mag. Was er an mich selbst hinredete, ich weiß es nicht, ich weiß nur noch, wie es mir durchs Herz schnitt, als er den Namen meines Vaters nannte und hinzusezte, er sei sein bester Freund.“

Bor meinen Augen fing es an zu flimmern, — als ich mich wieder fassen konnte, waren sie fort. Die Abtissin sprach nie mehr ein Wort von diesem Besuch und verbot den anderen, den Namen Peire von Gaillac auszusprechen. Ich habe ihn seitdem nicht mehr nennen hören — bis heut — wo mein eigener ~~erster~~ <sup>erster</sup> Sohn hat, daß er in einer Unglücksnacht, nachdem an diesen Mann verspielt — auf den letzten <sup>ersten</sup> Tag gesetzt — und auch die verloren

aut drang aus der Brust des Kindlings, des Entsetzens und der jähnen Empörung; schien erstarrt und seine Bunge gelähmt, Schweigen nicht, und es war so still in dem daß man den Sand unter seinen Schuhen

einen Vater, fuhr endlich das Mädchen fort, den gekehrt, aber mit gelassener Stimme. O Tausfret, vielen Jahren, und es hat mir weh genug getan. Ich Euch jetzt erzählt habe, darf Euren Hass nicht ... wenn es einen jammervollen Menschen auf Erden mit den heißen Dualen seiner Seele schon hier oben die tötet und alle seine Fehler büßt, — glaubt mir, Vetter, es der Herr von Malaspina, der mit dem aussätzigen scruppel an seinem Hoftore tauschen möchte, wenn er Geschchenes ungeschehen machen könnte. Er hat mir, sich windend wie auf einem glühenden Rost, in seinen Kissen vergraben, daß ich sein Antlitz nicht sehen sollte, gesagt, wie alles kam, wie sie ihm mit Würzwein die Sinne umnebelt, dem schon Taumelnden zu jenem letzten Wurf den Becher in die Hand gedrückt haben, bis das Hohngelächter des Grafen ihn auf einmal erweckte, daß er mit nüchternem Grausen in den Abgrund starre, in den er sein letztes Gut, das Glück seines Kindes, hinabgeschleudert hatte. Alles habe er versucht, den Sinn des schadenfrohen Feindes und Siegers zu wenden, sich selbst ihm zum Dienstmänn angetragen, zum leibeigenen Knecht, wenn er damit die ruchlose Schuld bezahlen könne. Der Graf aber habe gelacht; einen jüdischen Handel wollt Ihr mir ausschwärzen, alter Freund, einen ge-

rupften alten Hahn für ein junges Hähnchen. Knechte zu füttern hab' ich mehr, als mir lieb ist, aber ein junges Weib fehlt mir, wie Ihr wisst, denn ich werde alt, und von meinen guten Freunden hab' ich keine so lieb, daß ich ihr meine Ländere und Burgen nach meinem Tode verschreiben möchte, fürchte auch, sie möchten mir Teufelsdank geben, und noch ehe ich die Augen geschlossen, in meinem Wein mit einem jüngeren Gesellen auf meinen nahen Tod trinken. Eure Tochter aber ist fromm und züchtig aufgewachsen und wird mich grauen Sünden zu einem erbaulichen Leben bekehren, und darum nähme ich nicht alle Schäfe der Welt für ihre kleine Hand, die allein mir die Türe des Himmels erschließen kann, und fordre bei Eurer Ehre, daß Ihr binnen drei Wochen sie mir zu führt, hier in Gaillac die Hochzeit zu feiern. Ich aber, zur Morgengabe meiner jungen Braut, verschreibe Euch sämtliche Wälder und Felder samt Häusern und Meierhöfen, die ich seit Jahren Euch abgewonnen habe, daß Ihr Euer Kind nicht als Bettler auszustatten braucht, sondern auf Eure alten Tage wieder ein Herrenleben führen könnt. — Und damit hatte er den Diener gerufen, ihm zu Bett zu leuchten, und meinen Vater allein gelassen. —

Da machte Geoffroy eine Bewegung, als ob er etwas sagen wolle. Sie aber erhob sich rasch, trat auf ihn zu und legte ihre kalte zitternde Hand bittend auf seine geballte Faust. Bettler, sagte sie, redet noch nichts, ich weiß, was Ihr sagen wollt: daß es besser sei, als Bettler von Haus und Hof wegzuziehen und in die weite Welt zu flüchten, als Schande zu ertragen und einem Teufel Leib und Seele zu überliefern. Aber bedenkt, daß mein Vater nichts mehr besitzt als seine Ehre, sein heilig unverbrüchliches Ritterwort, und daß es mir, seiner Tochter, schlecht anstünde, ihm zum Bruch seines Wortes zu raten. Gleichwohl fühl' ich, wenn kein anderes Mittel wäre, die verpfändete Ehre einzulösen und die Schuld zu bezahlen, als daß ich meine Hand diesem verabscheuten Freier gäbe, so würde ich dennoch die Ehre vor Gott der Ehre vor den Menschen vorziehen. Aber lasst mich hoffen, mein Freund, daß diese letzte Wahl mir erspart bleibt. Ich habe vor, einen Brief zu schreiben an den, in dessen Gewalt wir sind, und Ihr, --- wenn Ihr es gut mit mir

meint, müßt Ihr ihn selber nach Gaillac bringen und zwar heute noch; denn eh' ich die Antwort weiß, werde ich mein Haupt zu seinem Schlummer niederlegen können. Ruhet hier noch ein wenig und nehmt Speise zu Euch. Ich will gehen und den Brief ausschen — sie haben im Kloster immer meine Schreibkünste gerühmt — Gott gebe, daß sie mir jetzt zu statten kommen! Seht, ich gehe viel ruhiger von Euch, als ich gekommen bin, obwohl Ihr mir kein Trostwort habt sagen können. Aber hier, an dem Ort, wo wir als Kinder so glücklich waren, hier wagen sich keine bösen Geister an mich heran, hier kann ich es mir nicht vorstellen, daß der Höllentraum Wahrheit werden und die Ehre des Vaters die Schmach seines Kindes sein soll!

Sie zauberte noch einen Augenblick. Als aber der Jüngling stehen blieb und mit einem tiefen Seufzer sich vor ihr neigte, ihre Hand an seine Lippen zu pressen, zum Zeichen, daß sie auf ihn zählen könne, legte sie zum Abschiede traurig die andere Hand auf seine Schulter und sagte: Aigleta wird Euch den Brief bringen. Lebt wohl, lieber Freund, und Gott geleit' Euch! — Und dann an der Schwelle der Türr, ihre Hände faltend, nachdem sie das Muttergottesbild an der Wand geflüstert hatte, sagte sie leise das Gebet:

Maires de Christ, ton fili car  
Prega per nos, quens ampar  
E quens garde de cazer  
A la fin en desesper.

Mutter Jesu, deinen Sohn  
Bitt für uns an Gottes Thron,  
Gnad und Heil uns zuzuwenden,  
Oh wir in Verzweiflung enden!

Damit ließ sie ihn allein. —

\* \* \*

Tag und Nacht waren vergangen und noch einmal Tag und Nacht. Geoffroy kam nicht zurück.

Herr Hugo vermisste ihn nicht. Er war es auch sonst gewohnt, daß der Jüngling seine eigenen Wege ging und wochenlang sich nicht blicken ließ. Und jetzt war ihm der Anblick aller

Menschen verhaft. Er saß stundenlang in seinem Gemach auf derselben Stelle; das Essen, das der Schaffner ihm auftrug, blieb unberührt, nur vom Wein trank er hastig, als suche er Vergessen darin, Vergessen seiner selbst, des Vergangenen und dessen, was kommen sollte.

Am Abend des ersten Tages war Garcinde bei ihm eingetreten. Er hatte sein eigenes Kind nicht anzublicken gewagt, aber wie sie neben ihn trat und ihren Arm leise um seine Schulter legte, hatte es seinen ganzen Leib durchzuckt wie ein fäher Krampf, er war vom Sessel auf den Estrich geglitten und hatte, unter Schluchzen seine Stirn gegen ihre Füße drückend, ihre Kniee umfaßt, daß sie ihn mit Mühe aufrichten und nach seinem Lager führen konnte. Seitdem hatte sie sein Zimmer gemieden. Dem Trost, den sie ihm hätte bringen können, indem sie ihm vertraut hätte, warum Geoffroy fern blieb, widersprach ihr eigenes unglaubliches Herz.

Das weckte sie auch am dritten Morgen aus einem angstlichen Traum. Sie rief Aigleta, die neben ihr lag, bei Namen: Hörst du nichts, Liebe? Es klang mir wie Hufschlag draußen auf der Brücke! — Nein, es träumte mir so! — O Aigleta, wenn ich auch ihn ungesendet hätte! — W die Torsflügel in den Jesu, was wird er bringen?

Sie war aufgesprungen und hatte einen Mantel ungeworfen. Auch Aigleta erhob sich eilends und band das Haar auf. Der rote Morgen sah in die Kammer und färbte die blassen, überwachten Wangen des Grafenkindes. Sie wäre dem Kommen- den entgegengegangen, wenn ihre Kniee sie getragen hätten. So stand sie mitten im Gemach, als er eintrat.

Auch er war bleich, und wie er sich vor ihr neigte, fiel es Aigleta auf, daß er die lederne Kappe nicht abnahm, die ihm die halbe Stirn bedeckte. Garcinde sah nichts als seine Augen, die den ihren auszuweichen suchten.

Ihr kommt ohne Trost, sagte sie. Ich wußte es. Dann ließ sie sich auf die Bank am Fenster nieder und hörte alles wie abwesend mit an, was er mit stockender Stimme berichtete.

Denselben Abend noch war er nach Gaillac gekommen, er hatte sein Pferd nicht geschont. Wie er zu dem Grafen in den Saal geführt wurde, saß der gerade an der Abendtafel, ein paar seiner Beigesellen mit ihm und eine seiner Freundinnen, die gerade seine Gunst besaß. Auf einem niedern Schemel zu seinen Füßen sauste ein verwachsener Zwerg, der den Narren machte und seine Doggen flitterte. Das schöne freche Weib saß neben dem Grafen und goß ihm roten Wein in einen silbernen Becher, den er jedesmal auf einen Zug leerzte, nachdem sie zuvor die Lippen daran gesetzt hatte. Sie sahen mich alle an, sprach Geoffroy, als käm' ich ihnen gerade recht, ihnen Ärger oder Langweil mit irgend einer Neuigkeit zu vertreiben; denn niemand schien guter Laune, außer dem Narren, der mit schalen Späßen, über die niemand lachte, den Doggen die einzelnen Brocken zuwarf. Ich übergab Cuern Brief, ohne ein Wort dabei zu reden, und während der Graf ihn entfaltete und las, mußte ich denken, wie die, die ihn geschrieben, sich an diesem Ereignis nehmen würde. Darüber stieg mir das Blut ins Gesicht und ein Schwindel trat mich an, daß ich mich auf mein Leben mußte, um nicht zu wanken. Einer der Gäste, jen haben möchte, rief, man solle mir Wein bringen um Gefinde hinabführen, ich würde milde und durstig am raschen Mitt. Ich aber schüttelte den Kopf und die Antwort wolle ich erwarten und dann noch die Freiheit wieder nach Hause. Indem hatte der Graf den Brief gelesen, und reichte ihn, ohne ein Wort zu sagen, seiner Nachbarin. Die hatte kaum den Anfang überflogen, so schlug sie eine helle Lache auf. Eine Predigt! rief sie. Gottes Tod! Ihr bekommt eine Heilige zur Frau! — und dann fing sie an, den Brief vorzulesen, Zeile um Zeile — und die Worte, die Steine hätten zum Weinen bringen und die Pforten der Hölle bewegen können — in diesem Saal weckten sie nur einen höhnischen Wiederhall. Schnöde Lästerungen und gottloses Lachen schwirrten herüber und hinüber, bis sie zu Ende war. Dann stand die Leserin auf und, indem sie einen stolzen Blick auf den Grafen warf, sagte sie mit gerimpfter Lippe: Das Heiligenbild mag kommen. Ich war ihr gram, weil ich dachte, sie werde

Euer Herz für immer uns abwendig machen und hier allein herrschen. Aber wenn sie ihrem Briefe gleich, fürchte ich sie nicht. Das härente Hemd und den Stachulgurt zu tragen, seid Ihr nicht der Mann, Weire von Gaillac. Ihr seid Höllenglut gewohnt, und in der Himmelslust werdet Ihr frieren. In der Hölle aber ist mehr Freude über einen, dem Neus und Busse leid werden und der umkehrt zu den ewigen Flammen, als über neumundneunzig Verdamte. Darauf leere ich diesen Becher — ihr anderen aber tut mir Bescheid! — Sie trank ihn aus bis auf den letzten Tropfen — da zog der Graf sie neben sich nieder und sagte ihr ein Wort ins Ohr, über das sie laut zu lachen anfing.

Den Boten, der den Brief gebracht, hatten sie, wie es schien, vergessen. Das Blatt selbst aber, das von Hand zu Hand gegangen war, kam jetzt wieder zu dem Grafen zurück, da haschte der Zwerg danach und rief: Du hast schlecht gelesen, Gevatterin. Merk auf, aus welchem Ton das gesungen sein will, damit dir das Lachen vergehe! Und nun sing er an den Brief noch einmal laut vorzulesen, in der Art wie man die Litaneien in der Kirche singt, und Kopf und Hände dabei zu wiegen gleich einem Prediger, der den Segen austeilt, und hatten die Hörer das erste Mal gelacht, so wollten sie jetzt sich ausschlitten und hielten sich die Seiten und wieherten Responses. Da überwallte mir das Blut, ich sprang auf den Schamlosen zu, riß ihm das Blatt vom Schoß und schlug ihm mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß er schreiend rückwärts lugelte und im Fallen die silberne Schlüssel mit dem Futter für die Hunde umstieß. Wenn ich denn keine Antwort erhalten soll, rief ich, wie sie der Herrin, die mich sendet, geziemt, so will ich den frechen Mund doch verstummen machen, der einer edlen Jungfrau zu spotten und Worte einer reinen und stolzen Seele in den Schlamm zu ziehen wagt!

Einen Augenblick war's stille. Schon dacht' ich, ich würde unangefochten den Saal verlassen, aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Knechte sprangen herzu, die Gäste tobten und schimpften auf mich ein, die Doggen heulten — mir der Graf saß totenbläß und regungslos vor Mut auf seinem Platz und neben ihm das Weib, das mir flammende Blicke zu schoss. Als ich mich eine Viertelstunde darauf hinter Kerker-

riegeln auf feuchtem Stroh wiederstand, mit zerhauenem Kopf und Nacht vor den Augen, dankte ich meinem Heiland, daß ich nur aus der Nähe jener Rücklosen errettet war und nicht mehr hören mußte, wie man den teuersten Namen lästerte.

Ich weiß nicht recht, wie ich die Nacht und den folgenden Tag zugebracht habe. Ich glaube, ich habe sie verschlafen. Über um die zweite Mitternacht weckte mich plötzlich eine weiche Hand, die mir über das Gesicht fuhr, und der Schein einer kleinen Lampe drang mir ins Auge. Jene Dame des Grafen stand neben meinem Lager und machte mir Zeichen, daß ich schweigen sollte. Sachte zog sie mich die moderkalten Treppen hinauf sich nach, durch leere Gänge und Hallen bis an ein schmales Pförtchen, zu dem sie auch den Schlüssel hatte. Ich kann dich nicht da unten in der ewigen Nacht verschmachten lassen, flüsterte sie. Draußen findest du dein Pferd und einen Trubel an seinem Sattelknopf. Flieh! Wenn du aber je eine Freundin brauchst, so komm nach Carcassonne und frage nach Agnes der Sardin, da wird man dich zu mir weisen. — Sie wartete, was ich sagen würde; sie hatte sich wohl einen wärmeren Dank und Abschied geträumt. Als ich aber schwieg, schloß sie das Pförtchen auf und fuhr mir nur noch einmal mit der Hand über das blutige Haar. Armer Junge, sagte sie, du verdientest ein besseres Los! — Dann schwang ich mich in den Sattel und gab meinem Tier die Eisen zu kosten, und so ritt ich, während mir in der Nachtföhle nach und nach alle Sinne aufwachten und das Wundfieber verslog, unaufhaltsam des Wegs — und hier bin ich — und das ist alles, was ich als Antwort auf meine Botschaft mitbringe.

Damit entblößte er sein Haupt und zeigte die blutige Stirn. Nur eine dichte Locke seines Haares lag über der Wunde und hatte, dort verklebend, das Blut gerinnen machen.

Da stand Garcinde von dem Bänkchen auf und näherte sich dem Jüngling, als ob sie ihm etwas sagen wollte, stockte aber wieder und blieb, wortlos den Blick zu Boden gesenkt, ihm gegenüber stehen. Agleta aber sagte: Ich will gehen und Leinen und Wundbalsam holen, daß wir die Stirn ordentlich verbinden. — Dabei sah sie ihre Freundin an, als dächte sie

an ganz anderes, seufzte verstohlen und ließ die beiden allein. Und kaum hatte sie den Rücken gewendet, so stürzte Geoffroy auf die Kniee vor der schönen, stummen Traurigen und rief, ihre Hände fassend, die er leidenschaftlich an sich riss: Befiehl über mich — was soll ich tun? — denn das Leben ist mir nur wert, wenn ich es für dich hinopfern kann. Nie hätt' ich über die Lippen gebracht, was mir das Herz durchlodert in seligem Jammer, wenn dieses Leben nicht über dich gekommen wäre. Nun aber bist du nicht mehr die Gräfin, die stolze Tochter der Malaspina, die ich wie einen Stern hoch über mir sah! Du bist ein armes, unglückseliges, gesottertes Herz und wirst ein anderes Herz nicht verschmähen, das auf Tod und Leben sich dir zu eigen gibt. O Mithmchen, liebste Liebe, sag ein Wort — und ich schwinge mich auf das Pferb, das noch gesattelt unten im Hause steht, um nach Gaillac zurückzuziagen und diesen Dolch dem Feinde deiner Ehre und deines Glückes in die Brust zu stoßen mitten unter all seinen Südbengenossen — und wüsst' ich auch, daß im nächsten Augenblick seine Doggen mich in Stücke reißen würden!

Da neigte sie sich zu ihm herab, und zum ersten Mal flog wieder ein Lächeln über ihren blassen Mund. Raufret, sagte sie, indem sie die Lippen auf seine blutige Stirn drückte — das Wundfieber spricht aus Euch. Geht und legt Euch nieder und lasst Euch von Nigleta, die sich darauf versteht, das Blut abwaschen und Eurer Wunde pflegen, und dann stärkt Euch mit Schlaf und Speise. Denn bei unserer lieben Frau von Montsalvaire: das Leben, das Ihr mir anbietet, nehme ich an. Ich bin keine so reiche Gräfin, daß ich ein solches Geschenk ausschlagen dürfte, und dennoch reich genug, es zu erwidern. Während Ihr Euer Abenteuer erzählt habt — das unhold und greuelvoll genug ist, um jede Hoffnung zu verbannen — habe ich mir alles überlegt, was ich tun darf und kann. Es ist aber jetzt nicht die Zeit zum Schwahen. Seht, da kommt Eure Arztin, der übergeb' ich Euch, und der sollt Ihr gehorchen, und wenn Ihr sanft und folgsam seid, gewiß, Better, es wird Euch nicht reuen. — Schaffe, daß er schläft und sich stärkt, Nigleta, befahl sie der Freundin, die nickte, als verstände sie wohl, was die Blonde noch verschwieg. Der Jüngling aber, der sie mit stau-

nenden Augen ratlos betrachtete, hatte sich von den Knieen erhoben und ihre Hände fahren lassen. Er konnte sich's nicht deuten, daß sie so ruhig war, da er doch keine Hoffnung gebracht hatte. Aber teils die Dummheit von seiner Wunde, teils auch das blinde Vertrauen in ihre starke und hohe Seele ließ ihn leichteren Herzens von ihr scheiden und Aigletas folgen, die freilich all ihre Munterkeit verloren hatte. Was hat sie vor? fragte er das Mädchen, da er neben ihr die Stufen hinabging. — Wer kann es wissen? Gehorcht und schlaft! sagte die Freundin mit hastig rauher Stimme, und, indem sie sich abwandte, setzte sie hinzu: Denen, die er lieb hat, gibt es der Herr im Schlaf.

So führte sie ihn in seine Turmeinsiedelei, sah nach der Wunde, die nur leicht und schon im Heilen begriffen war, versorgte ihn mit allem, was er zu seiner Stärkung bedurfte, und ließ ihn dann allein, als sie sah, daß ihm die Augen wieder schwer wurden.

Sie selbst aber ging nicht sogleich zu Varcinden zurück. Sie zögerte noch unter den Nosen, band einen Strauß, zerfächelte ihn wieder, und als sie endlich in die Burg zurückkehrte, hatte sie rote Augen und wusch sie lange mit kaltem Wasser, daß niemand es merken sollte.

Geoffroy aber schlief nur ein paar Stunden. Dann erwachte er wie ein neugeborener Mensch mit fühlter Stirn, dank Aigletas Wundbalsami, und heißem Herzen, dank den rätselhaft glückversprechenden Worten seines Milchmehns. Wie ein Wanderer, dem die Fee im Walde die Wünschelrute geschenkt hat, um Mitternachts damit einen Schatz zu heben, und der nun die Tagesstunden müßig hinräumt, so lasz der Jüngling Stunde um Stunde und sah nur nach dem Sonnenstrahl, der langsam über die Fliesen rückte, und horchte auf die Vogelstimmen, die seinen Turm umschwirrten. Niemand kam ihn zu stören, die Knechte lagen gähnend auf schattigen Bänken im Hofe herum, im Stall stampften die Pferde, sich die Fliegen abzuschütteln, droben in der Burg hatten sich die beiden Mädchen in ihrem Gemach eingeschlossen und ließen sich nicht blicken. Einmal nur sah er durch sein schmales Fensterchen Herrn Hugo, der auf den hohen Altan vor seinem Gemach hinaustrat und in den Burg

graben hinabstarre, als erwäge er, ob ihm wohler werden möchte, wenn er da unten zerschelle. Haare und Bart waren schneeweiss geworden, das Gesicht zum Schatten abgezehrt. Dann verschwand er wieder wie ein ruheloser Spuk.

Und nun ging die Sonne hinunter und der Mond kam über den Wald herauf und versilberte das Rosengärtchen an Geoffroys Turm. Die Vögel verstummtent, dafür hörte man die Glockenfrösche lauter aus dem Graben heraufglücken und ganz fern eine Nachtigall. Es war so hell im Turm, daß der Jüngling jeden Buchstaben in dem pergamentenen Blüchlein lesen konnte. Er wußte aber nicht, was er las.

Noch eine Stunde und noch eine — und jetzt kamen hastig verstholtene Schritte den schmalen Pfad heran und rissen den Horchenden aus seinem Brüten auf. Er stürzte nach der Tür, und wie er sie weit öffnete, sah er mit Erstaunen nicht nur die eine, an die sein Herz dachte, sondern auch die Freundin vor der Schwelle stehen. Sie grüßten ihn mit einem Kopfnicken, und erst, als sie in dem engen Gemach sich gegenüberstanden, sprach Garcinde mit schlichterner Stimme: Ihr seht, daß ich Wort halte, Vetter. Aber habt Ihr nicht etwa über Tag Euch eines anderen besonnen? Ist Euch das Wort nicht leid geworden, das Ihr am Morgen zu mir gesagt? — und da er sie mit stummer Frage ansah: daß Ihr mich liebt, Faufret — fuhr sie erröternd fort — mehr liebt als Euer Leben und Euer Leben mir weihen wollt in Not und Tod? Ihr dürft dreist reden, wie Euch ums Herz ist; diese Getreue weiß alles. Sie wußte auch früher als ich selbst, daß mein Herz dir ebenso zu eigen gehört wie das deine mir. O Faufret, schon in la Bagueira — wie wir Nachts von den Sternen sprachen — nur darum war ich so still und traurig, weil ich mir sagte, unter so unzähligen Gestirnen ist kein Platz, wo wir uns angehören dürfen, ich werde dich verlieren müssen, da ich dich kaum wieder gefunden, denn mir ahnte wohl, mein Herz und meine Hand würden nicht länger mein eigen bleiben. Und Gott ist mein Zeuge, ich war entschlossen, meinem Vater zu gehorchen, wenn er mich irgend einem edlen Manne, dem fremdesten, verlobt hätte. Aber wie ein lebloses Gut in einer heillosen Stunde

einem schnellen Zucken der Hand zum Opfer zu fallen, die den Unglückswurf getan — daß kann Gott nicht wollen, ob er uns auch geboten hat, Vater und Mutter zu ehren. Denn ich habe meine Mutter im Traum über mich weinen sehen und weiß, wenn sie noch lebte, eher zöge sie mit mir ins Elend, als daß sie mich diesem Gemahl zuführte. Und so bin ich zu dir gekommen, mein Liebster, und wenn es dir noch ernst ist, wie ich glaube und weiß, will ich mich in dieser Stunde noch, vor Gott und dieser Beugin, mit dir vermählen und dann in die weite Welt mit dir entfliehen, und weiß, wenn man unsere Flucht inne wird, mein Vater wird nicht sein Pferd besteigen, uns nachzusehen, um den Sohn als Räuber zu strafen, wie er es dem Vater getan; er weiß, daß er selbst nicht richten darf, da ein Richter ein schuldbloses Herz haben soll. Wir aber — wohin wir auch fliehen — sind wir nicht überall zu Hause, ich bei dir, Gaufret, und du bei deiner Garcinde?

Mit diesen Worten reichte sie ihm ihr kleine Hand. Als er sie aber, vom heftigen Entzücken gelähmt, nur mit einem stummen Seufzer ergriff und festhielt, trat Agleta vor und sagte, mit ihrer raschen Art und lachendem Gesicht: Sieh nur den blöden Herrn, Garcinde! Ist das auch der Sohn eines Mannes, dessen Mund von süßen Sprüchken überflossen, und ihm fällt kein armes Wörtchen von den Lippen, wenn man ihm das schönste Grafenkind ins Haus bringt, das alle Schlösser und Burgen von Gaillac in den Wind schlägt, um mit diesem unbeköhlten Herrn sich durch die Welt zu betteln? Aber kommt, kommt, wir können nicht warten, bis ein Wunder geschieht und dem Stummen die Sprache zurückkehrt. Ihr müßt die Ringe wechseln und das Ehegelübde sprechen, und dann fort in die weite Welt, und ich als armes Überbleibsel schlage ein Kreuz hinter euch, denn für mich seid ihr tot und verschollen, daß weiß ich nur allzu wohl. — Ich werde —

Da brach ihr die Stimme, so sehr sie sich bezwang und zu lachen versuchte, und sie mußte sich bücken und sich an ihrem Schuhwerk zu schaffen machen, damit die Tränen ungesehen auf die Fliesen tropfen könnten. Geoffroy aber hatte sich gefaßt und zog nun einen Ring vom Finger.

Kennt du den nicht? sagte er zu seiner Braut. Mit diesem kleinen Neiß hat niemand Rückerstattung zu thun verlobt. Und wie er die festeste Treue bedeutete, eine Treue, die mit dem Tode besiegt wurde, so gab' ich ihn dir, meine heißgeliebte Braut, und gelobe vor dem Angesicht der heiligen Dreifaltigkeit und unserer getreuen Freundin: nie werde ich eines anderer Weibes Mann sein, als Garcindens von Malaspina!

Und ich nie eines anderen Mannes Weib, als meines Geoffroy! sprach die Braut.

Amen, so sei es! bekraftigte Aigleta und legte, nachdem die Ringe gewechselt waren, die Hände der beiden Gatten ineinander. Dann knieten die beiden nieder vor demilde der Gottesmutter und blieben eine kurze Zeit in stillsem Gebet. Als sie sich wieder erhoben und nun einander in die Arme sanken und Herz an Herz und Mund an Mund ihre heiligen Gelübde besiegelten, schlich die Zeugin sacht aus der Tür. Sie fanden sie hernach drausen zwischen den Rosen, von denen sie zwei Kränze gewunden hatte.

Keine Hochzeit ohne Kränz! sagte sie und lachte aus nassen Augen, indem sie beider Stirnen umkränzte. Und indessen der Jüngling nach dem Stall eilte, sein Pferd sacht aufzuzäumen und nach dem Gärtchen zu führen, lag Garcinde an der Brust ihrer Freundin und flüsterte unter vielen Tränen ihr zu: Ich weiß, warum du weinst. Gott mache dich so glücklich, wie du mir treu und tapfer warst!

Leise brachen sie auf, Geoffroy voran, das Pferd, das heimlich mit atmenden Rüstern in den Mondchein hinauswiegerte, am Zügel über das Aussallbrüschchen führend, die Mädchen hinterdrein. Dann hob er drüben sein junges Weib in den Sattel, schwang sich selbst hinter sie, und mit der Hand und den Augen zurückwinkend, gab er seinem treuen Tier die Sporen. Es trug nicht überschwere Last; denn außer seinem Schwert und Dolch hatte Geoffroy nichts von all seiner Habe mitgenommen als das Liederbuch seines Vaters. Garcinde aber nur wenig Geschmeide, das sie von ihrer Mutter ererbt und an das auch ihr Vater niemals gerührt hatte.

So ritten sie durch den mondklaren Wald. Sie sprachen nicht viel. Dann und wann, wenn das Pferd über sanften

Boden ging, wandte sie sich halb zu ihm herum; dann küßte er sie auf die Wangen, und sie lächelte ihn mit ihren schwarzen Augen an und flüsterte: Mein liebster Gemahl! — Sie saß in seinen Armen so leicht und wohlgeborgen, und das gute Ross schritt so leicht und sicher aus, daß sie es kaum merkten, wo sie sich befanden: auf hastiger nächtlicher Flucht, einer dunklen Zukunft entgegen, sondern ihres Glückes genossen, als lägen gar keine Schatten von Sorge und Gefahr über ihrer Liebe.

Als sie aber aus dem Walde hinaus auf die Höhe kamen, von wo die junge Frau vor wenigen Tagen ihr väterliches Schloß zuerst wieder erblickt hatte, hielt sie plötzlich die Blügel an und wendete das schnaufende Tier.

Was ist dir, süße Frau? und warum halten wir hier an? fragte Geoffroy.

Sie aber sah unverwandt über die weite Ebene zurück nach der dunklen Masse mit den blinkenden Dächern und Zinnen, die durch den Mondnebel schimmerten.

Was siehst du nur, Liebste? fragte der Jüngling, da er die schlanke Gestalt an seiner Brust zittern fühlte, als ob mitten in der warmen Sommernacht ein Frost sie übersassen hätte. Läß uns vorwärts sehen, nicht zurück. Vor uns liegt unser Glück! — Sie wehrte ihm sanft mit einem traurigen Kopfschütteln, da er sie küssen wollte, sprach aber noch immer nichts. Es war ihr plötzlich, als sähe sie ganz fern in der verödeten Burg ihren Vater mit dem Kerzenlicht in der Hand von Kammer zu Kammer wanken und hörte ihn rufen: Wo ist meine Tochter Garcinde? Ich habe meine Ehre verpfändet, sie muß sie einlösen. Wo ist mein Kind und wo ist meine Ehre? Ein Bettler war ich, nichts hatt' ich, als meinen unbefleckten Namen, auch der ist mir entwendet; die Leute der Malaspina hat die Ehre des Hauses mit ins Glend genommen, denn sie weiß, daß ich nicht wie vor Jahren ihr nachsprengen werde, sie dem Entführer abzuhagen, ich bin alt und krank und ein sündiger Mann. Nun aber soll ich ehrlos in die Grube fahren, denn meine Feinde werden sagen, durch meine List sei es geschehen, um meine Schuld nicht zahlen zu dürfen, hätte ich selbst dazu geraten und mein letztes Kleinod lieber einem Bettler geschenkt,

als dem Gläubiger, den ich hafte! — Und wieder verschwand dies Bild, und sie sah sich mit von nachströmenden Verfolg Gaiac an ihrer Spitze, seine:

— sah ihren Taufret kämpfen wie einen Verzweifelten und doch endlich, von der Übermacht erdrückt, mit seinem Lebensblute aus tiefen Wunden die grüne Flur tränken — und hörte den höhnischen Sieger lachen: Meidest du mir meinen Spielgewinn, Spielmannssohn? Der Gläubiger holt sich die Schuld, wenn der Schuldnier sie ihm vorenthält. — Da überließ es sie wie der kalte Tod. Sie meinte einen Augenblick, das Herz stehe ihr still. Alle Wonne ihrer jungen Liebe war darin wie zerdrückt von einer eisigen Hand. Sie wußte: was ihr als ein überschwengliches Glück mitten in ihren Nöten erschienen, war ein falscher Traum gewesen; den beiden Menschen, die sie über alles liebte, sollte es Tod und Verderben bringen! —

Um aller Heiligen willen, rief Geoffroy, der die geliebte Gestalt schwer wie einen entseelten Leib in seinen Armen fühlte, komm zu dir! Was denkst du für furchtbare Gedanken, und deine Lippen bewegen sich lautlos, als ob du mit Abgeschiedenen sprächest! Lass mich den Flügel fassen und umwenden, ins Leben, in die Freiheit hinaus; die Geister, die um jene Binnen schweben, haben keine Macht mehr über dich, wenn du erst jenseits dieser Höhen bist. Willst du uns elend machen! Willst du gar —

Er konnte nicht aussprechen, als er die starren Augen seines jungen Weibes sah, aus denen plötzlich jeder Glanz der Liebe und Freude geschwunden war. Es währte aber nicht lange, dann löste sich der jähre Krampf. Sie seufzte einmal tief auf, wandte die Augen mit sehnüchiger Liebe nach ihm um und sagte, indem sie sich zu lächeln bemühte: Ich habe dich erschreckt. Vergib, mein Geliebter. Was hätten wir zwei zu fürchten von all den Geistern, die um jenes Haus schweben und uns unser Glück beneiden? Du mein Mann und ich dein Weib, ewig unser mit Seel' und Leib. Aber mit unserer Flucht hab' ich mir's überlegt; das ist des Himmels Wille nicht, und glaube mir, Taufret, wenn wir es täten, meinem

Gewolßen zum Troy, es würde sich rächen und wir so jämmer-  
voll enden, wie dein Vater und meine liebe Vase geendet  
haben. Höre, es ist mir ein anderer Gedanke gekommen, den  
erfährst du morgen früh. Du wirst deine kluge Frau rühmen,  
wie fein sie es ausgesonnen hat, beides zu tun, dem Gläubiger  
nichts schuldig zu bleiben und doch keines Mannes Weib zu sein  
als ihres liebsten Bettlers, dem sie vor Gott sich zu eigen  
gegeben. Hebe mich nun vom Sattel, ich mag nicht mehr reiten.  
Wenn es dir recht ist, mein Gemahl, gehen wir zu Fuß durch  
den Wald zurück, diese Nacht ist lang, und eine schönere  
Hochzeitsnacht kann keine Gräfentochter sich wünschen. Und  
nun küss mich erst, daß ich wieder ein Lächeln auf deinen  
Lippen sehe, denn wahrlich, dies arme Leben ist zu kurz, um auch  
nur einen Augenblick mit Kummer und Schwermut zu verderben!

Er tat willenlos, was sie verlangte; aber wie er sie unten  
stehend in seinen Armen empfing und sich ihre Lippen wieder  
von den seinen lösten, konnte er sich doch nicht enthalten zu  
fragen: O Garcinde, was hast du vor? Getraust du dir auch  
nicht zu schweres und machst, wenn es missglückt, dich und mich  
auf ewig unglück? — Sie aber lachte ihn jetzt mit hellen Augen  
an, legte den Finger auf den Mund und sagte: Ihr seid der  
beneidenswerteste Chemann auf Gottes Erde, Herr Geoffroy:  
Ihr habt ein Weib, das ein Geheimnis für sich behalten kann.  
Aber nun bringt nicht weiter in mich. Was kummert uns das  
Morgen? Sind wir heute schon so alte Cheleute, daß wir von  
wichtigeren Dingen zu reden wüssten als von unserer Liebe?  
Sage, Faufret, gefall' ich dir wirklich besser als Agnes die  
Sardin? Und war ihre Hand, als sie dir die Locken strich,  
nicht doch weicher, als meine? Nein, aber du mußt mich hier  
nicht so heftig umarmen; der Mond sieht so unverschämt  
herunter und weiß am Ende nicht einmal, daß du mein lieber  
Hatte bist. Kom in den Wald, ich bin auch müde vom  
Reiten und möchte einen Augenblick ruhen. Ich weiß einen  
Ort, wo ein Bach durch das Moos rinnt, da wachsen viele  
Blumen, da will ich uns frische Kränzewinden, denn die von  
Agleta sind ganz zerdrückt. Armes Herz! Weißt du wohl, daß  
sie dich sehr geliebt hat? Aber es ist nun einmal nicht anders:

niemand kann zweier Frauen Mann sein, das ist wider Gottes Gebot — wenn ich auch nicht besser bin als sie, ich bin die Unglücklichere von beiden — oder wäre es doch gewesen, wenn dein Herz, mein schöner Freund, mir nicht gehört hätte. — —

Unter solchem Geplauder, das dem Jungling berauscheinend wie süßer Wein zum Herzen drang, gingen sie den Hügel wieder hinab und betraten den Wald. Das zahme Tier folgte ihnen willig und ohne Zügel und graste friedlich in ihrer Nähe auf der blühenden Waldwiese, wo sie sich lagerten. Diese ganze Nacht rauschte der Bach und sang die Nachtigall und schien der Mond so hell, daß niemand an Schlaf denken konnte, am wenigsten zweie, die sich so viel zu vertrauen hatten und nicht wußten, ob morgen am Tag noch Zeit dazu sein würde. — —

Als der Morgen graute, der Tau zu fallen begann und ein kühler Schauer durch den Wald strich, erhob sich die junge Frau und sagte, indem ein Frösteln ihr über die Haut lief: Es wird kalt, mein Gemahl. Ich dächte, wir gingen nach Hause. — Wohin? fragte er, indem er sie erschrocken ansah. Sie aber lächelte. Komm nur, sagte sie, ich will es dir zeigen. Hab' ich denn ein anderes Haus als das deine? — Damit nahm sie seinen Arm und führte ihn aus dem Walde über das Aussfallabrückchen in seinen Turm zurück.

Hier lasß mich ruhen, sagte sie, indem sie sich auf das Bett seiner Mutter setzte, hier möchte ich noch ein Stündlein schlafen, bis der Tag kommt. Lasß mich aber allein, mein Liebster, sonst schwanken wir doch wieder und ich kann kein Auge zutun. Gib mir auch das Liederbuch, ich lese gern noch ein und den anderen Vers vorm Einschlafen. Und nun küsse mich zur guten Nacht — und geh! O Täufret, ich liebe dich mehr als mein Leben! Sind wir nicht zwei selige Menschen, die so viel Glück genossen haben, daß nichts mehr sie betrüben kann? Und lebten wir hundert Jahre — kann die Zeit uns noch reicher machen an Freuden, da wir vom Becher ewiger Wonne gefosset haben?

Da umsing er die Hohlselige und küsste sie noch einmal lange und innig auf den Mund. Dann ließ er sie allein. —

Eine Stunde darauf krähte der Hahn. Er weckte aber

den Jüngling nicht, der im Rosengärtchen lag, nur mit seinem Mantel zugedeckt, und im Traum lächelte, als wäre ihm selig zu Mut, und den Namen seines jungen Weibes lallte. Er weckte auch die Schläferin nicht drinnen im Turmgemach, deren Lippen halb geöffnet waren, als wollten sie einen Namen aussprechen. Es blieb aber totenstill in dem dämmerigen Raum —

Erst, als die Sonne schon hoch über die Wipfel hereinsah, kam Aigleta, mit matten Augen und blassem Gesicht, des Weges daher, müßig, nur ihren Gedanken nachhängend. Da sah sie Geoffroy im Garten liegen, erschrak sehr, als hätte sie einen Geist gesehen, und erst, da sie ihn atmen hörte, blickte sie sich, ihn zu wecken. Ihr noch hier? flüsterte sie. Und wo ist — Euer Weib?

Er sprang hastig auf und eilte, der Getreuen voran, ohne ein Wort zu erwiedern, nach seinem Turm. Als er die Türen öffnete, tat er einen Schrei, wie ein Mensch, der ins Leben gestossen wird, und stürzte auf das Bett nieder. Da lag seine junge Neuvermählte, die Hand aufs Herz gepreßt, aus der ein blutiger Bach noch immer leise vorquoll, die andere Hand auf das Liederblichlein gelegt. Von dem war die letzte leere Seite aufgeschlagen, und die weißen Finger wiesen auf eine Zeile mit frischer Schrift, die lautete auf Provenzalisch: Lo douteire pagina al crezedor tot lo doute — „der Schuldner zahlt dem Gläubiger alles, was er ihm schuldet“.

— — —

Um Mittag erst wagten es die Knechte, Herrn Hugo vorsichtig zu hinterbringen, was Herzzerreißendes sich zugetragen hatte. Er hörte die Botschaft an, als verständne er nicht recht ihren Sinn. Auch als man ihn hinunterführte, wo sein Kind wie ein schönes stolzes Bild vom weißesten Marmor auf dem Bettie lag, das ihm so wohl bekannt war, gab er kein Zeichen, was er empfinde, keinen Laut und keine Träne. Er schloß sich die Nacht über bei der Toten ein. Am Morgen befahl er eine Fahre zu rüsten. Er wolle sein Wort einlösen und die Braut dem Bräutigam zuführen. Die Knechte gehorchten schweigend, Geoffroy, der wohl Einspruch getan hätte, lag im hizigen Fieber, von Aigleta gepflegt. Seine Wunde an der Stirn

war aufgebrochen, und aller Balsam wollte sie nicht wieder schließen.

Als der Zug nach Gaillac kam, Herr Hugo zu Hohen der Spize, dann die tote Braut auf einer hohen Bahre von den Knechten getragen, ein zahlloses Geleit von Bauern und Knechten hinterdrein, schickte der Brautvater einen Herold voran, der musste dreimal Fanfare blasen und dann mit weit vernehmlicher Stimme rufen: Der Schuldner zahlt dem blau bürger alles, was er ihm schuldet! — Auf diesen Ruf erschien der Graf Peire von Gaillac auf dem Söller seines Zuges. Als er aber das jammervolle Brautgeleite erblickte, wendete er sich mit Entsehen ab und winkte heftig hinunter, sie sollten umkehren, er begehrte nicht eine solche Hochzeit. Dann warf er sich auf ein Pferd und sprangte ins Land hinein und kam erst nach vielen Tagen zurück, ein gebrochener Mann, der nie wieder lachen konnte.

Herr Hugo aber, immer ohne ein Zeichen des Zuges zu geben, winkte den Trägern, die Bahre nach einer Kapelle zu tragen, die im freien Felde stand und der Mutter Petronille von Montsalvaire geweiht war. Da, auf dem Grunnen und Boden des Herrn von Gaillac, dem er die Schuld zu zahlen hatte, senkte er den schönen Leib seines Kindes hin. Und niemand durfte ein Grabscheit anrühren, da er mit seinen Händen ihr den Hügel auffschichtete. Als die Feier unter vielen Tränen des Volkes vorüber war, entließ er alle. Er selbst blieb einsam bei der Kapelle zurück, man wußte nicht, ob er betete oder sich mit der Toten besprach. Als man aber Tage darauf nach ihm sehen wollte, ob er nicht Speise und Trank zu dulde, war er tot und sie konnten ihn neben seinem Kinde bestatten.

Von Geoffroy meldet die Chronik nichts, als daß er im Herbst des derselben Jahres das Kreuz nahm und gen Montsalvaire zog, von wo er nicht zurückgekehrt ist. Wer aber die Urkunden des Klosters Montsalvaire durchblättert, findet nicht am Ende des Jahrhunderts den Namen einer Äbtissin Adelicia Malaspina mit dem Klosternamen Soeur Sofrensa — im ersten Französisch Soeur Souffrance —, die erst in hohem Alter in ewigen Frieden eingegangen ist.

1994

CHÉKOPEN

## Inhalt

---

on . . . . .	5
lähme Engel . . . . .	16
Nachz der Bzgräfin . . . . .	59
verlaufste Gesang . . . . .	98
Dichterin von Carcassonne . . . . .	129
über alles . . . . .	182
Mönch von Montaubon . . . . .	212
froy und Garcinde . . . . .	287

---

